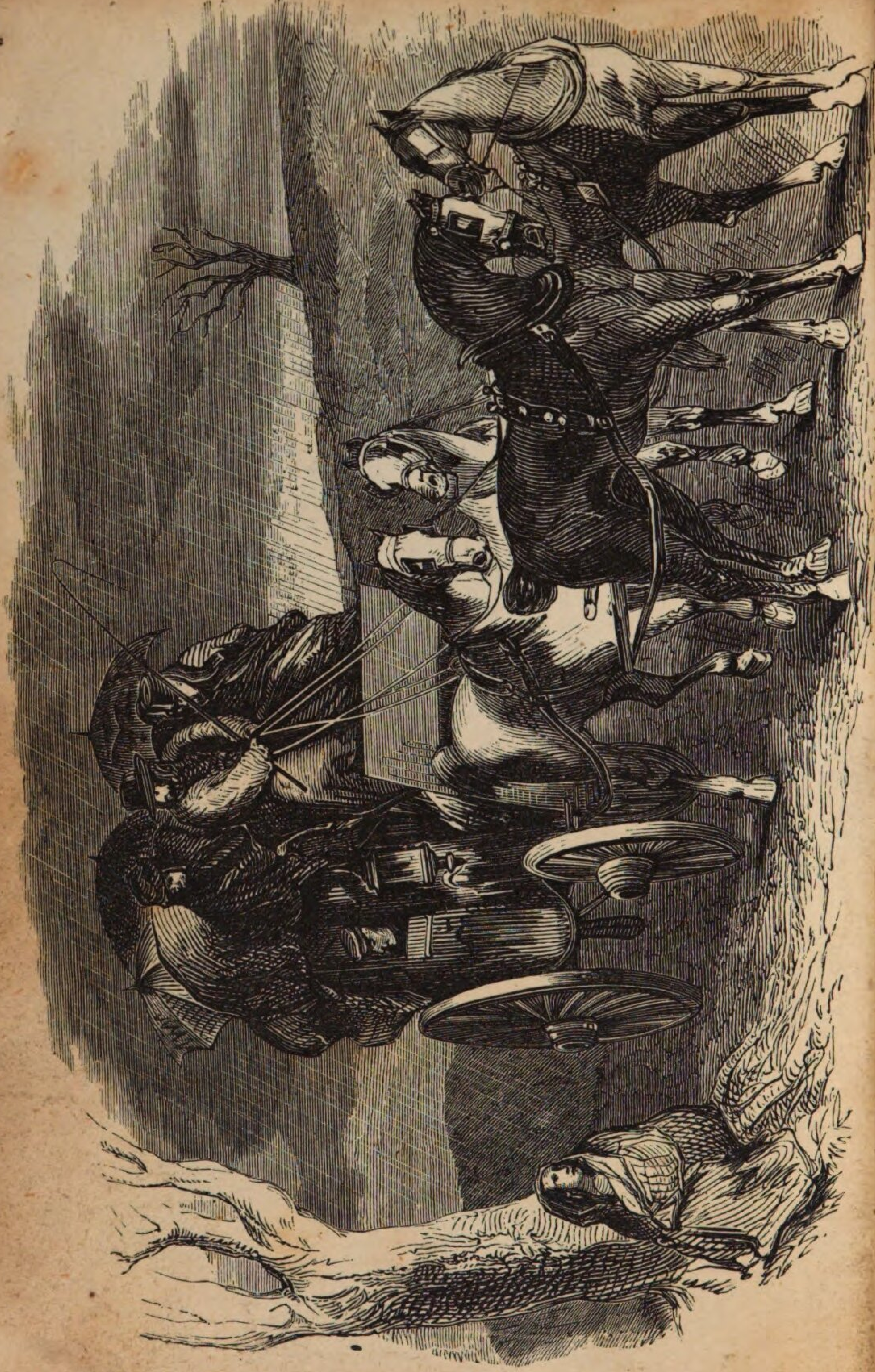
Broadlands.

Ein Lebensbild.

Nach dem Englischen.

Erster Band.

Leipzig und Dresden.
Verlag der Englischen Kunstanstalt von A. H. Payne.
[1855]



Broadlands.

Ein Lebensbild.

Nach dem Englischen.

Erster Band.

Leipzig und Dresden.
Verlag der Englischen Kunstanstalt von A. H. Payne.

Erstes Kapitel.

Worin ein menschenfreundlicher Kutscher seine Passagiere beschämte und sich einer armen Verlassenen annimmt.

Vor dreißig Jahren, als die Eisenbahnen eben erst angefangen hatten, ihre eisernen Runzeln über das schöne Gesicht des fröhlichen England zu ziehen, war die Straße zwischen Colchester und London — die Hauptschlagader, welche die östlichen Grafschaften mit der Hauptstadt verbindet — eine der frequentesten im Königreiche und als ein Musterbild ruhiger englischer Naturschönheit sicherlich nicht die am wenigsten reizende.

Die Ländereien zu beiden Seiten derselben befanden sich in einem Zustande hoher Kultur — trauliche, behagliche, so zu sagen gemästet aussehende Bauernhäuser lauerten in schattigen Winkeln — saubere Dörfer mit ihren altmodischen Giebeldächern und malerischen Kirchen begegneten dem Auge des Reisenden, so oft sich ein neuer Gesichtspunkt darbot. Die ganze Gegend war ein Bild des zufriedenen Schlafs im Schooße des Ueberflusses.

Die Meierhöfe, Dörfer und Kirchen sind zu unserer Freude noch jetzt vorhanden, die Straße aber ist bedeutend verödet. Die Kutschen mit ihren raschen feurigen Pferden, dem funkelnden Geschirr und den geschäftigen Führern, die damals eine sehr wichtige Klasse von Staatsbürgern bildeten, sind verschwunden und die letztern theils zu Wirthen von Dorfwirthshäusern oder noch schlimmer, zu Führern der Omnibusse herabgesunken, welche zwischen den Städten und den nächsten Eisenbahnstationen hin und her fahren.

Die einzige Ausnahme von der Schönheit dieser Straße war der Theil derselben, welcher durch die Haide von Lexden führte, eine unfruchtbare öde Wüste, welche in kurzer Entfernung von Colchester anging. Meilenweit erzeugte sie nichts als verkümmertes Gras und Haidekraut oder hier und da einen einsamen Baum, der aber anstatt den traurigen Anblick dieser weiten Strecke zu mindern, denselben nur um so auffälliger machte.

Beträchtliche Theile dieser Haide sind seit dieser Zeit umgeackert und bepflanzt worden; es ist aber noch genug davon in seinem ursprünglichen Zustande vorhanden, um unseren Lesern, wenn sie jemals diese Gegend besuchen sollten, einen Begriff von der traurigen Einöde zu geben, die sie zu der Zeit, wo unsere Geschichte anhebt, gewesen sein muß.

Am fünfzehnten November achtzehnhundertdreiundzwanzig, ungefähr vier Uhr Nachmittags, fuhr der unter dem Namen „die Norwich-Times" bekannte Personenwagen, geführt von Dick Gurney — dem „ehrlichen Dick", wie man ihn nannte — dessen Aeußeres rauh und unscheinbar war, wie die Schale einer Nuß, dessen Herz aber dem reifen saftigen Kern im Innern glich — über die Lexden Haide. Ein kalter Ostwind fegte über die Gesichter der Außenpassagiere, bis die älteren erfrorenen Pinienäpfeln glichen und die Röthe der Gesundheit auf den Wangen der jüngeren in eine mit Blau untermischte Purpurfarbe überging.

Dazu goß der Regen in Strömen herab und fiel plätschernd auf die wachstaffetnen Schirme mit einem dumpfen eintönigen Geräusch, floß dann in ununterbrochenen Bächen auf das Dach und die Sitze der Kutsche oder, um eine angenehme Abwechselung in die Sache zu bringen, über die Schultern und den Rücken der Passagiere hinab, die sich zu unglücklich fühlten, um auch nur gegen einander zu murren, sondern mit verzweifelter Resignation dasaßen und geduldig die Unannehmlichkeiten ertrugen, denen sie einmal nicht entfliehen konnten.

Es war in der That ein trauriger Tag. Der Himmel zeigte nichts als eine dichte ununterbrochene Wolkenmasse ohne eine einzige Spalte, durch welche ein Strahl der Sonne sich hindurchzustehlen vermocht hätte und die Haide sah wüster und öder aus, als gewöhnlich. Kein lebendes Wesen war zu sehen — nicht einmal eine einsame nach ihrem Neste zurückkehrende Krähe — Alles

hatte schon irgendwo ein Obdach gesucht. Die Göttin der Wohlthätigkeit selbst würde sich an einem solchen Tage kaum hinausgewagt haben um ihre Werke der Liebe und Barmherzigkeit zu üben.

Dick trieb aber seine Rosse beharrlich weiter, bis er eine scharfe Biegung der Straße erreichte, ungefähr noch eine Meile von dem Hause, wo er die Pferde wechselte, als er plötzlich anhielt. Mehrere vom Frost geröthete Nasen tauchten aus den dicken wollenen Shawls der Passagiere hervor und mehr als eine Stimme fragte, ob es etwas gäbe.

„Das wollte ich meinen," antwortete der Kutscher in mitleidigem Tone; „sehen Sie nur da!"

Er zeigte mit seiner Peitsche auf eine anständig, aber ärmlich gekleidete weibliche Gestalt, die sich am Fuße einer alten Eiche zusammengekauert hatte, deren blätterlose Aeste stöhnten und seufzten, während sie im Sturme über dem Haupte des Weibes hin und her schwankten, als ob sie wirklich Liebe und Mitleid empfänden.

„Was machen Sie denn hier, arme Frau?" fragte Dick; „Sie sind wohl vom rechten Wege abgekommen?"

„Nein."

„Sie warten wohl auf den Personenwagen?"

„Ich habe kein Geld zum Fahren," antwortete die Frau.

„Ach reden Sie doch nicht vom Gelde!" rief der gutmüthige Mann; „steigen Sie nur auf! in einem solchen Wetter ließe ich keinen Hund auf der Straße sitzen, viel weniger einen Menschen. Also steigen Sie nur auf, Sie sollen nichts bezahlen."

„Ich bin mit meinem Kinde auf dem Wege nach Colchester," entgegnete das arme verlassene Weib, indem es zum ersten Male aufblickte; „jede Hoffnung, die ich in der Welt habe, beruht darauf, daß ich diese Stadt erreiche! Ich danke Ihnen aber für Ihre Güte," setzte sie hinzu, „obschon ich dieselbe nicht benutzen kann."

Wenn Dick, der in der Welt weit herumgekommen, schon durch die Sprache und das Wesen der Redenden betroffen worden war, so ward er es noch mehr durch ihr Antlitz. Obschon ihre feinen Züge durch Mangel und Entbehrung scharf und spitz geworden waren, so blieben doch trotz der Verheerung, welche Kummer und Leiden darin angerichtet, noch genug Spuren übrig, um zu verrathen, wie schön sie einst gewesen. Ihr langes rabenschwarzes Haar war unter dem Shawl, den sie über den Kopf gezogen,

sich gegen den herabstürzenden Regen zu schützen, hervorgequollen und fiel in dichten, glänzenden, halbgeringelten Massen, die schlafenden Schlangen glichen, über den Hals und die Schultern der Pilgerin; ihr Gesicht war bleich, als ob der Tod schon sein Siegel darauf gedrückt hätte, die Augen aber — die großen glänzenden Augen — brachten wiederum Leben in die leichenhafte Erscheinung. In ihrem beredten Ausdruck lag eine ganze Geschichte von Elend und Leiden.

Es war ein Antlitz, welches den, der es einmal gesehen, verfolgt wie ein Traum, oft nach langen Jahren in der Stille der Nacht wieder vor ihm auftaucht und niemals vergessen wird.

Sorgfältig in ihren Shawl eingehüllt, saß auf ihrem Knie ein kleines Mädchen von ungefähr vier Jahren. Es war nicht möglich, über die Abstammung dieses Kindes lange in Zweifel zu sein, so ähnlich sah es seiner Mutter, die es an ihre keuchende Brust gedrückt hielt, in der Hoffnung, ihm die Wärme mitzutheilen, die sie aufgehört hatte, selbst zu empfinden.

„Heute Abend können Sie unmöglich noch bis Colchester kommen," bemerkte der Kutscher, indem er gleichzeitig von dem Bocke herabstieg; „ich will Ihnen aber sagen, was Sie thun können. Ungefähr eine Meile von hier steht ein einsames Haus auf der Haide unter dem Namen „Wanderers Ruhe" bekannt. Es ist ein ganz anständiges Haus und obschon der Wirth gerade nicht im besten Rufe steht, so ist seine Frau doch ein gutmüthiges freundliches Geschöpf und wird Ihnen Pflege angedeihen lassen. Jedermann spricht gut von Mabel."

„Mabel!" wiederholte die Frau; „die früher in dem Hause der Lady Briancourt war?"

„Ganz dieselbe," antwortete Dick; „sie verließ das Schloß vor fünf Jahren — Niemand wußte, warum oder weshalb — ich glaube, sie ward wegen eines kleinen Versehens fortgeschickt und heirathete kurz darauf einen liederlichen Menschen, Namens Ned Cantor."

„Sie heirathete ihn?" rief die Frau im Tone schmerzlicher Ueberraschung; „da hätte sie ein besseres Schicksal verdient! Das ist ein schlechter — schlechter Mann!"

„Sie kennen ihn?"

„Nein — aber ich habe von ihm gehört."

Die Außenpassagiere begannen ungeduldig zu werden und man

sah, wie ein weißes Taschentuch den Schweiß von dem Fenster in dem Innern des Wagens abwischte; gleich darauf kamen ein Paar helle, graue Spüraugen zum Vorschein, welche durch das Glas lugten.

„Ich muß fort,“ sagte Dick; „aber erst lassen Sie mich Ihr Kind sehen.“

Die Pilgerin zog ihren Shawl auf die Seite, um die Züge ihres Kindes sehen zu lassen, welches wehmüthig in das bleiche Gesicht seiner Mutter aufblickte und matt lächelte.

„Armes kleines Ding!“ sagte der gutmüthige Mann, indem er ein Silberstück in die kleine ausgestreckte Hand drückte; „da — keine Worte weiter — ich bin kein Freund davon! Adieu! Suchen Sie nur so schnell als möglich nach Wanderers Ruhe zu kommen und wenn Ned Cantor Schwierigkeiten macht und Sie vielleicht nicht einlassen will, so sagen Sie ihm nur, Dick Gurney schickte Sie.“

Pfeifend, um den Dank der Frau nicht zu hören, stieg der Kutscher wieder auf seinen Sitz.

„Schöne Zeit habt Ihr da verplaudert!“ bemerkte mürrisch ein dicker, behäbig aussehender Mann, der mit auf dem Bocke saß; „in welches Kirchspiel gehört sie?“

„In ein sehr großes, Sir — die Welt.“

„Hm! dann hättet Ihr am besten gethan, sie darin zu lassen!“ war die sauertöpfische Antwort.

„Wollen Sie wohl so gut sein, Sir,“ sagte der Kutscher, „mir diesen Teppich wiederzugeben!“ und zeigte damit auf die Decke, die er dem Passagier geliehen, um sie über seine Schultern zu werfen; „ich kann ihn nicht mehr entbehren.“

„Unsinn, Dick — ich werde ja durch und durch naß!“

„Kann es nicht ändern, Sir. Diese arme Frau wird es auch.“

„Wie? Ihr wollt ihr doch nicht etwa den Teppich schenken?“ rief der Herr im Tone der Ueberraschung und Entrüstung.

„Ja wohl, will ich das!“ antwortete der Kutscher fest.

„Natürlich könnt Ihr ihn nehmen, denn er gehört Euer!“ sagte der Passagier, indem er den Teppich langsam von den Schultern zog; „ich hatte mir schon vorgenommen, ihr einen Sechspence zu geben, nun aber —“

„Haben Sie es sich anders überlegt,“ unterbrach ihn Dick, indem er den Redesatz vollendete; „hier, meine gute Frau,“ setzte er hinzu, indem er ihr den Teppich — einen sehr großen und dicken

— hinunterwarf; „wickeln Sie Ihr Kind hinein und nehmen Sie sich auch selbst gut in Acht."

Die Peitsche knallte und die Pferde trabten rasch und gern weiter, denn es begann sie schon zu frösteln, als sie so im Regen dastehen mußten und ihr menschenfreundlicher Führer wartete keinen Augenblick, um den Dank anzuhören, den der Gegenstand seiner Menschenfreundlichkeit ihm nachmurmelte.

Als der Wagen an dem Posthause anhielt, um die Pferde zu wechseln, stieg einer der Innenpassagiere — der Herr mit den grauen Spüraugen — aus und meldete Dick zu dessen großem Erstaunen, daß er nicht weiter mitfahren werde.

„Sie sind ja aber bis London eingeschrieben, Sir?"

„Das weiß ich wohl, lieber Freund — ich habe ein Pfund sechs Schilling für meinen Platz bezahlt, das werde ich nicht so leicht vergessen. Der Grund, weshalb ich nicht weiter mitfahren will, ist, daß ich einige wichtige Urkunden und Documente vergessen habe. Sie liegen in dem Hause eines meiner Clienten und ich muß daher sofort wieder zurück."

„Da haben Sie nicht eher Gelegenheit, als bis die Post abgeht!" bemerkte die Wirthin des Posthauses, die sich den Sprechenden genähert hatte, während das Gepäck des Passagiers abgepackt ward; „Sie werden sich einstweilen hier ganz wohl befinden."

„Noch etwas, Sir?" fragte Dick, indem er auf das Gepäck zeigte, welches aus einem Reisesack, einer Toilette und einem ziemlich großen Koffer bestand.

„Nichts weiter," sagte der Herr; „ich danke Euch! Es ist alles in Ordnung! Nehmt das Gepäck herein, Kellner. Apropos," setzte er hinzu, „was sagtet Ihr denn zu dem Bettelweibe auf der Haide, vorhin?"

„Es war kein Bettelweib, sondern eine arme Frau auf dem Wege nach Colchester, um dort einige Freunde zu besuchen. Ich wies sie nach einem Hause, wo sie bis morgen ein Obdach finden kann — das war alles."

„Ihr wiest sie zu Ned Cantor?"

„Ja — kennen Sie ihn?"

„Nein," antwortete der Eigner der auffälligen grauen Spüraugen; „aber ich hörte, daß Ihr ihn nanntet. Das war sehr freundlich von Euch. Die arme Frau — sie ging mir wirklich nahe."

„So!" sagte Dick; „wo denn?"

„Wo denn!" wiederholte der Herr; „in meinem Herzen, das versteht sich."

„Ja, ja, in Eurer Tasche wahrscheinlich nicht," entgegnete der Kutscher trocken, „sonst würde ich es bemerkt haben!"

Und fort stelzte der wackere Mann auf seinem hölzernen Bein, denn er war vor einigen Jahren, als einmal seine Pferde, durch eine Schafheerde scheu geworden, durchgegangen waren und den Wagen umgeworfen hatten, verunglückt. Da er ein Mann von einigem Vermögen und unabhängigem Sinne war, so wartete er nicht, um die gewöhnliche halbe Krone in Empfang zu nehmen, welche der Passagier widerstrebend aus seiner wohlgefüllten Börse zog.

Dieser menschenfreundliche Kutscher ist keine erdichtete Person. Viele Male haben wir als Knabe neben ihm auf dem Bock gesessen und sind Augenzeuge der zuweilen excentrischen Handlungen gewesen, zu welchen ihn sein Wohlthätigkeitssinn trieb.

Nicht sobald war die Norwich Times weitergefahren, als der Passagier dem Wirthe mittheilte, daß er einen Boten brauche, der für ihn einige Meilen über die Haide ritte.

„Zu befehlen, Sir," sagte der Wirth und setzte dann mit sich selbst zu Rathe gehend, hinzu: „Wen schicke ich denn da gleich?"

„Es muß natürlich ein Mann sein, auf den man sich verlassen kann."

„Ja wohl, ja wohl," entgegnete der Wirth; „ist es weit, wohin Sie ihn schicken wollen?"

„Ungefähr acht Meilen. Er soll zwei Briefe abgeben — einen an Sir Charles Briancourt — den andern an einen von dessen Pächtern — ein Kerl Namens Ned Cantor, der in einem alleinstehenden Hause auf der Haide wohnt. Mittlerweile lassen Sie mir etwas zu essen machen — das Beste, was Sie im Hause haben."

„Zu befehlen," antwortete der Wirth höflich und dienstfertig; der krummbeinige Jem soll sogleich die braune Stute satteln und wird in fünf Minuten fertig sein."

„Schön, schön."

Advocat Quirk — so hieß der Passagier — setzte sich in das Gastzimmer und schrieb die beiden Briefe. Den ersten siegelte er sorgfältig mit seinem Familienwappen — einer Schlange im Grase mit dem Motto „Cave" darunter — die Adresse lautete an seinen Clienten, den Baronet; den zweiten verschloß er blos mit einer

Oblate. Eben als er fertig war, trat der Bote ein. Dieser war ein hagerer kleiner alter Mann mit einem spitzigen Fuchsgesicht und grauem Haar, welches glatt wie das eines Dachses über seine Stirn gekämmt war. Seine Augen waren scharf und durchbohrend, aber verstohlen in ihrem Ausdruck, denn sobald man ihrem Blick begegnete, so wichen sie aus. Seine Beine waren, weil er in seiner Jugend den größten Theil seiner Zeit im Sattel zugebracht hatte, gebogen wie eine Parenthese. Daher rührte der Spitzname, unter welchem der Gastwirth ihn erwähnt hatte und unter welchem er meilenweit in der Runde allgemein bekannt war. Jems Gang war in Folge dieses Gebrechens langsam und bot einen fast lächerlichen Anblick dar. Er wußte das wohl und sein ganzes Wesen hatte dem zufolge etwas Unbeholfenes und Schwerfälliges; saß er aber einmal auf dem Pferde, so war er ein ganz anderer Mann und voll Feuer und Leben. Uebrigens war er, wenn auch nicht als der beste, doch als der verwegenste Reiter in der Grafschaft anerkannt.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Advocat, indem er den Kopf von dem Tische emporrichtete.

„Jem!“ lautete die kurze und nicht allzuhöfliche Antwort.

„Ihr werdet gewöhnlich der krummbeinige Jem genannt, nicht wahr?“

„Ja, von Narren!“

„Hm!“ sagte Mr. Quirk, dem diese Antwort eben nicht zusagte; „also Jem, hier sind zwei Briefe. Lesen könnt Ihr wohl?“

„Vielleicht!“

„Ein so gescheidter Mann wie Ihr kann auf jeden Fall lesen und es war ganz unnöthig von mir, diese Frage zu thun,“ setzte der Advocat hinzu; „es ist blos so eine Angewohnheit von mir. Kennt Ihr Ned Cantor?“

„Ned Cantor? Ich kenne ihn wohl, weiß aber nicht viel Gutes von ihm,“ antwortete Jem.

„Das macht nichts aus, Jem — es ist durchaus nicht nothwendig, daß Ihr etwas Gutes von ihm wisset. Ich verlange von Euch weiter nichts, als daß Ihr seinen Aufenthaltsort — seine Wohnung kennt.“

„Die weiß ich.“

Nun so reitet hin,“ fuhr Mr. Quirk fort — „gebt diesen Brief

an ihn ab — den mit der Oblate — dann sprengt querfeldein nach dem Herrnhause und verlangt Sir Charles Briancourt zu sprechen."

„Der wird bei Tische sein."

„Das thut nichts; sagt dem Kellermeister nur, daß Ihr von mir geschickt seid und er wird Euch sogleich vorlassen."

„Aber wie soll ich ihm Ihren Namen nennen, wenn Sie mir denselben nicht erst sagen?" fragte der Bote.

„Den braucht Ihr nicht zu wissen," sagte der Jurist, der seine besondern Gründe hatte, hier nicht gekannt zu sein; „Ihr könnt meine Persönlichkeit beschreiben."

„Das ist auch wahr!" antwortete der krummbeinige Jem, indem er den Mund zu einem spöttischen Grinsen verzog; „ich kann Sie beschreiben! Schimmel, elf Viertel hoch, etwas köthenschüssig, sehr scheu — Vater, ein abgetriebenes Jagdpferd aus einem guten Stalle — Mutter, Fuchsstute — übriger Stammbaum unbekannt."

Während der Postillon auf diese Weise die äußere Erscheinung des Advocaten beschrieb, zuckte und krümmte sich dieser in seinem Innern, denn er war überzeugt, daß der alte Spötter ihn kannte und diese Gelegenheit ergriffen hatte, um sich wegen der Bemerkung zu rächen, die er über seine Beine gemacht.

„Macht, daß Ihr fortkommt," rief Mr. Quirk, dem die Zornesröthe das Gesicht färbte; „wenn Ihr wieder kommt, sollt Ihr einen Louisdor bekommen. Uebrigens aber enthaltet Euch Eurer witzigen Schilderungen," setzte er mit unruhigem Blicke hinzu; „ich habe keine Lust, mein Portrait noch einmal von Euch malen zu lassen."

„Ganz, wie Sie befehlen," bemerkte Jem, dessen Galle durch die Aussicht auf das Goldstück bedeutend gemindert ward. „Ich werde bald wieder da sein."

Kaum war eine Minute vergangen, so sprengte er auch schon auf seiner braunen Stute unter den Fenstern des Zimmers vorüber, in welchem diese Unterredung stattgefunden hatte.

„Hm!" murmelte der Advocat, indem er ihm nachsah; „der Bursche weiß mehr, als ich dachte. Indessen, ich habe keine Zeit, mich weiter mit Gedanken über ihn herumzuschlagen, wenn das Gewebe, an welchem ich jahrelang in Einsamkeit und Geduld gearbeitet, zerrissen zu werden drohet! Welch ein Glück, daß ich ihr

begegnete! Wie sie sich verändert hat!“ setzte er hinzu. „Andere Augen als die des Hasses würden sie schwerlich wieder erkannt haben. Sie kann nicht lange mehr leben und ruht sie einmal im Grabe, so ist das Uebrige klar und leicht!“

Mit diesen frommen christlichen Gedanken rückte Mr. Quirk seinen Stuhl näher an das Feuer und zog die Klingel, um sich seine Mahlzeit auftragen zu lassen. Er war eins jener herzlosen Wesen, denen nichts den Appetit verderben kann und wäre, wenn es nicht anders gegangen wäre, recht wohl im Stande gewesen, den Sarg seiner Mutter als Speisetafel zu benutzen. Und doch sprach alle Welt gut von Advocat Quirk; seine Stimme war so sanft und seine Manieren — er pflegte sich oft zu rühmen, daß seine Manieren ihn zum reichen Manne gemacht hätten.

Zweites Kapitel.

In „Wanderers Ruhe.“

Das kleine Wirthshaus auf der Lexden Haide, unter dem Namen Wanderers Ruhe bekannt, war eine jener bescheidenen Herbergen, welche die anständige Armuth aufsucht. Die Gäste, welche hier einkehrten, waren größtentheils Hausirer und Boten, eine jetzt fast ganz verschwundene Klasse von Gewerbtreibenden, seitdem die Eisenbahn die Waaren von Manchester und Sheffield bis vor die Thür eines jeden Bauernhauses bringt. Dieses Haus ward, wie wir schon mehrmals erwähnt haben, von einem Manne bewirthschaftet, der Ned Cantor hieß, früher Gärtner im Hause der Lady Briancourt gewesen war und durch Ausdauer, abgesehen von seinem wirklich schönen Aeußern, die hübsche Mabel, das Kammermädchen der Lady, bewogen hatte, ihn zum Manne zu nehmen — nicht eher aber, als bis sie ihren Dienst verloren hatte. Es war viel über diese Angelegenheit hin und her gesprochen worden, aber Niemand kannte die Ursache von Mabels Entlassung und von dem Tage an, wo sie das Haus verlassen, hatte ihre Herrin niemals ihren Namen erwähnt oder sich nach ihrem Schicksale erkundigt.

Ned war ein langer wohlgewachsener Mann mit langem schwarzem lockigem Haar und dunklen Augen, und man glaubte allgemein, er sei von Abstammung ein halber Zigeuner. Obschon großer An=

strengung fähig, hatte er doch eine gründliche Scheu vor aller Arbeit und ein Paar Nächte hindurch Wilddieberei treiben oder auf die Kaninchenjagd gehen, ermüdete ihn weniger, als eine Stunde regelmäßige Arbeit. Obschon gelernter Gärtner, fand er doch an Blumen kein Vergnügen und das kleine Stückchen Land um sein Haus herum, welches bei angemessener Bebauung ihn und seine Familie das ganze Jahr hindurch mit Gemüse versehen haben würde, sah fast eben so wüste und unfruchtbar aus, als der übrige Theil der unwirthlichen Haide.

Mabel, eine blonde blauäugige Frau und die verkörperte Geduld, war im Gegentheile eben so fleißig als ihr Gatte träg und ausschweifend war. Obschon sie Niemanden hatte, der ihr mit zur Hand gegangen wäre, so zeichnete sich doch das Haus durch die außerordentliche Nettigkeit und Sauberkeit aus, in der es erhalten ward. Die ziegelsteinerne Hausflur ward täglich gefegt und gescheuert und das Hausgeräth abgestäubt, zum großen Aerger des Mannes, der das Plätschern und Waschen nicht leiden konnte. Er besaß, wie die meisten faulen Leute, eine Antipathie vor dem Waschen.

Mabel saß am Feuer, emsig mit ihrer Nadel beschäftigt. Von Zeit zu Zeit hob sie die Augen auf, um ihrem sich lustig umhertummelnden Kinde zuzusehen — einem munteren, zigeunerhaften, wunderhübschen kleinen Mädchen, welches nicht blos die funkelnden Augen und das dunkle Haar seines Vaters, sondern auch einen hohen Grad seiner störrigen leidenschaftlichen Gemüthsart geerbt hatte.

Wenn Ned irgend etwas auf Erden liebte, so war es dieses Mädchen; er verhätschelte und verzog sie gänzlich. So oft Mabel sie wegen irgend eines unartigen Streiches ausschalt, hob sie der Vater auf sein Knie, bedeckte sie mit Küssen und sagte ihr, sie könne es immer wieder thun, wenn sie Lust hätte und brauche sich nicht an ihre Mutter zu kehren. Das Mädchen aber kehrte sich trotz dieser verderblichen Lehren doch an die Mutter und benutzte oft die erste Gelegenheit, um von den Knien des Vaters herabzuschlüpfen, sich an Mabels Seite zu schleichen, ihr die Thränen von den Wangen zu küssen und zu flüstern:

„Weine nicht! Meg wieder gutes Kind.“

Obschon noch so jung, schien das Mädchen doch zu verstehen, daß die Liebe ihres Vaters eine egoistische Liebe war, denn trotz

seines Hätschelns gab sie der Mutter offenbar den Vorzug. Ned war stolz auf ihre Schönheit — sie machte ihm Vergnügen. Oft machte er, wenn er die langen seidenen Locken des Mädchens strich, seiner Gattin bemerklich, daß sie später einmal den jungen Männern wohl die Köpfe verrücken werde und sprach dann die Hoffnung aus, daß sie ihren Vortheil wahrzunehmen wissen werde.

Mabel ward allemal, wenn sie ihn so reden hörte, von einem unheimlichen Schauer ergriffen, obschon sie weit entfernt war zu errathen, was er meinte.

„Welch ein fürchterliches Wetter!“ sagte die Wirthin von Wanderers Ruhe bei sich selbst, indem sie durch das schmale Fenster blickte; „auf alle Fälle werden wir heute Abend keine Gäste bekommen, die uns durch ihr Trinken und Lärmen stören. Wollte Gott, Ned hätte einen andern Erwerbszweig gewählt.“

In diesem Augenblicke ward an die Thüre gepocht.

„Herein!“ sagte Mabel in nicht sehr freundlichem Tone, denn sie glaubte, es sei einer der gewöhnlichen Gäste des Hauses, über deren Abwesenheit sie sich schon gefreut hatte.

Die Thür öffnete sich und die arme Pilgerin, trotz der schützenden Decke, welche Dick Gurney ihr zugeworfen, bis auf die Haut durchnäßt, trat oder taumelte vielmehr in das Zimmer herein.

Trotz des die äußerste Armuth verrathenden Aeußern der Fremden, stand die gutmüthige Wirthin sogleich auf und setzte ihr einen Stuhl in der Nähe des Feuers bereit.

Die Fremde warf ihren Shawl und ihre Kopfhülle ab. Einige Augenblicke lang saßen die beiden Frauen einander gegenüber und sahen sich schweigend an. Die arme Wandrerin fing zuerst an zu sprechen.

„Mabel,“ sagte sie, „hast auch Du mich vergessen?“

Bei dem Klange dieser Stimme schien ein plötzliches Licht, eine Fluth von Erinnerungen auf die Wirthin von Wanderers Ruhe einzudringen. Sie sprang von ihrem Sitz auf, schlang ihre Arme um die Sprechende, drückte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihre Brust und weinte und schluchzte, wie ein Kind. Die Frau ließ sich diese Liebkosungen mit der größten Theilnahmlosigkeit gefallen.

„Meine theure junge Lady! Meine freundliche gütige Herrin! Sie in einem solchen Zustande! Sie, die ich als den Abgott des

Hauses Ihres Vaters gesehen, die von Allen gefeiert und angebetet ward!"

„Ja wohl!" sagte die Verstoßene ruhig; „der Wohlthätigkeit habe ich die Lumpen zu verdanken, die mich bedecken und die Todten in der Gruft meiner Ahnen würden entrüstet ihre Särge sprengen, wenn sie mich sehen könnten."

„Ja, das würden sie — das würden sie!" schluchzte Mabel.

Die kleine Meg, welche über das Aussehen der Fremden erschrak und durch den Schmerz ihrer Mutter geängstet ward, fing an zu weinen und sich an letztere zu klammern.

„Ist dieses Kind Dein?" fragte die Fremde.

„Ja," entgegnete die Wirthin.

„Und bist Du glücklich?"

„Glücklich!" wiederholte Mabel, tief aufseufzend. „Ich bin niemals wieder glücklich gewesen, seitdem Sie fortgingen! Ned mißhandelt mich bis jetzt allerdings noch nicht, aber er ist nicht der Gatte, den ich in ihm zu finden erwartete. Ihre Güte und Nachsicht hatte mich zur Frau eines armen Mannes verdorben. Ich erwartete, einen Gefährten und Freund — einen Führer und Stab durch's Leben zu finden, habe mir anstatt dessen aber einen Herrn gegeben! Er verlangte weiter nichts, als ein Plackholz, welches ihm sein Essen bereitete und für ihn arbeitete — eine Art menschlichen Haushundes, der in seiner Abwesenheit die Wohnung bewachte und ihn bei seiner Rückkehr bewillkommnete; doch gleichviel! Sie sind durchnäßt, müde, vielleicht hungrig? Gott sei Dank, daß es noch in meinen Kräften steht, Ihnen zu dienen, ohne daß Ned etwas davon weiß."

Mabel führte ihren Gast in das innere Zimmer und nahm die Kinder mit. Sobald als sie ihre triefenden Kleider gegen einige Stücke von ihrer und der kleinen Meg Garderobe vertauscht hatte, von welchen sie glaubte, daß ihr Gatte sie nicht erkennen würde, befahl sie ihrem Kinde, das Zimmer zu verlassen.

„Ich mag nicht!" antwortete das Kind in unartigem Tone; „und ich sag' es dem Vater."

„Was willst Du ihm denn sagen?"

„Daß Du der Frau mit den großen Augen das hübsche Kleid gegeben hast und dann kriegst Du Schläge!"

Die Mutter erröthete bis an die Stirn. Sie hätte so gern

ihrer ehemaligen Herrin den ganzen Umfang ihres Elends verschwiegen.

„Ich dächte, Mabel," sagte die Letztere in vorwurfsvollem Tone, „Du hättest mir gesagt, Ned habe Dich bis jetzt noch nicht gemißhandelt? Nun verstehe ich alles, was Du erduldet hast — Kälte, Unfreundlichkeit, Schläge! Der Himmel stehe uns bei!" setzte sie hinzu, „wir sind Beide sehr unglücklich!"

„Es ist das erste Mal," entgegnete die Mutter der kleinen Meg in Thränen ausbrechend, „daß ich Sie belogen habe! Vergeben Sie mir — ich bitte, vergeben Sie mir!"

Nicht sobald bemerkte das eigensinnige Kind den Kummer seiner Mutter, als seine üble Laune augenblicklich verschwand. Ihr auf den Schooß springend — denn Mabel war auf einen Stuhl niedergesunken, schlang Meg ihre kleinen Arme um den Hals der Weinenden und begann ihre Thränen hinwegzuküssen.

„Weine nicht, Mama — weine nicht! Meg will ein gutes Mädchen sein und thun, was Du ihr sagst! Papa soll Dich nicht schlagen."

„Geht!" sagte ihre Mutter, indem sie beide Kinder bei der Hand nahm und nach der Thüre führte; „geht und spielt mit einander!"

Das Kind der Fremden sah seine Mutter fragend an.

„Geh, mein liebes Kind!" sagte sie.

Und die zwei kleinen Geschöpfe verließen das Zimmer.

Sobald sie allein waren, verriegelte Mabel die Thür, um jeder Unterbrechung vorzubeugen, im Fall ihr Gatte oder einer der gewöhnlichen Gäste des Hauses plötzlich ankäme.

„Kennen Sie das da noch?" sagte sie, indem sie auf einen mit sonderbarer Schnitzarbeit verzierten Stuhl mit hoher Lehne zeigte, der mit vergilbtem Zeuge gepolstert war.

„Ja wohl, ja wohl," sagte die Fremde traurig, „dieser Stuhl stand früher in meinem Ankleidezimmer im väterlichen Schlosse. Man erzählte, mein Großvater selbst sei der Verfertiger gewesen."

„Als ich heirathete," hob die Wirthin von Wanderers Ruhe wieder an, „nahm ich ihn mit. Sie werden sich noch besinnen, daß die Lehne geöffnet werden kann; wir entdeckten das Geheimniß, als wir noch Kinder waren. Sehen Sie doch einmal zu, ob Sie die Feder noch finden."

Nach einigen Versuchen gelang es der Fremden. Der Stuhl,

der von massivem Eichenholze geschnitzt war und wahrscheinlich noch aus der Zeit der Königin Elisabeth herrührte, hatte eine doppelte Lehne, die, wenn man mit dem Finger auf einen der Zwischenräume des durchbrochenen Schnitzwerks drückte, sich aus einander schlug, wie die Blätter eines Buchs.

Nicht sobald hatte sie die Feder berührt, als die äußere Abtheilung zurückflog und eine kleine grünseidene Börse klirrend auf die Diele fiel.

„Nehmen Sie es," sagte Mabel; „es gehört Ihnen — es war Ihr letztes Geschenk! Ned weiß Nichts davon, daß ich es besitze! Und wenn er auch etwas davon wüßte, wer hätte wohl mehr Recht darauf als Sie? Ich verheimlichte es vor ihm," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „in der Absicht, ihn einmal auf angenehme Weise damit zu überraschen oder um es als einen Nothpfennig aufzuheben, im Fall uns einmal Armuth oder Krankheit beträfe."

„Ich werde es nicht gebrauchen," bemerkte die Verstoßene traurig. „Meine Tage — ja sogar meine Stunden — sind gezählt; dennoch hat diese Entdeckung mein Gemüth von einer großen Unruhe befreit. Mabel, ich habe die Absicht, einen letzten Versuch zu machen, ob ich das Herz meiner Mutter erweichen kann."

„Der Lady Briancourt!" unterbrach sie Mabel in bitterem Tone; „die hat kein Herz oder wenn sie eins hat, so ist es von Stein — von Stein."

„Dennoch werde ich es versuchen!" Es mag mir nun gelingen oder mißglücken, so fühle ich, daß ich nicht lange mehr zu leben habe! Deiner Obhut vertraue ich daher den einzigen Schatz an, den ich noch besitze — die Urkunden über meine Vermählung und die Legitimität meines Kindes! Bewahre sie," setzte sie hinzu, indem sie Mabel beim Arme ergriff und ihre dunkeln Augen auf sie heftete, „bewahre und hüte sie, wie das Leben Deines eigenen Kindes! Laß Dich durch keine Bestechung und durch kein Mittel der Ueberredung bewegen, sie herauszugeben! Mein unnatürlicher Bruder wird überall, fern und nah, darnach suchen lassen!"

„Nicht einmal Neds Mißhandlungen, weder Armuth noch Entbehrung, sollen das Geheimniß mir entreißen, meine theure junge Herrin," rief Mabel, indem sie auf die Kniee niedersank und ihr Versprechen durch einen Schwur bekräftigte. „Niemals werde ich

diese Papiere an Jemand anders aushändigen, als an die Personen, welche Sie mir nennen!"

„An George Stanley, wenn er noch am Leben ist," flüsterte die Fremde mit matter Stimme; „oder sollte er nicht mehr leben, an meine Tochter, sobald diese einen Gatten haben wird, der sie schützen kann!"

Die Papiere wurden sorgfältig in die kleine Vertiefung gelegt, die gerade groß genug war, sie zu fassen und der Stuhl wieder in seinen gewöhnlichen Zustand versetzt, als plötzlich laut an die Thür des Zimmers gepocht ward.

„Das ist mein Mann!" flüsterte Mabel. „Ums Himmels willen nehmt die Börse und bezahlt Alles, was Ihr verlangt! Ach," setzte sie hinzu, „daß ich so etwas zu Euch sagen muß!"

„Arme Mabel!" seufzte ihre vormalige Herrin, „ich verstehe Dich!"

„Mistreß Cantor! Mistreß Cantor!" rief der krummbeinige Jem, der so eben auf der braunen Stute an dem Hause angekommen war; „ist Euer Mann zu Hause?"

„Nein!" entgegnete die Wirthin von Wanderers Ruhe, indem sie die Thür des innern Gemachs öffnete. „Was wollt Ihr denn von ihm?"

„Ich brauche ihn nicht," antwortete der kurz angebundene kleine alte Mann; „in dem Posthause aber ist Jemand, der ihn braucht."

„In dem Posthause? Wer denn?"

„Ja, das ist ein Geheimniß!" sagte der Postillon, indem er gleichzeitig bedeutsam auf die Reihe blanker Zinkkannen schauete, die an der Wand aufgehangen waren. Mabel verstand den Wink, füllte eine der größten mit ihrem besten Bier und setzte sie ihm vor.

„Ich sagte, es wäre ein Geheimniß," hob Jem wieder an, nachdem er einen tüchtigen Schluck gethan; „aber natürlich wird Ned Euch, seiner Frau, nichts verschweigen. Es ist Sir Charles' Advocat, Mr. Quirk. Er dachte, ich kennte ihn nicht," setzte Jem in sich hineinlachend hinzu, „aber da irrte er sich."

Bei dem Namen Quirks wechselten die beiden Frauen einige Blicke. Es war klar, daß der Name des Advocaten einen durchaus nicht angenehmen Eindruck auf sie machte.

„Hier ist ein Brief für Ned," sagte der Bote, indem er auf den

mit der Oblate versiegelten zeigte. Sie lagen beide mit der Adresse nach unten auf dem Tische.

„Und der andere,“ bemerkte die Fremde, „ist an Sir Charles Briancourt.“

Jem sah sie überrascht an, als ob er sie fragen wollte, woher sie das errathen habe.

„Ich durchschaue alles, Mabel!“ flüsterte die unglückliche Dame. „Quirk hat mich erkannt und dieser Brief hat den Zweck, meinen Bruder zu warnen und ihn aufzufordern, mir den Zutritt in das Schloß abzuschneiden! Ich muß diesen Boten begleiten!“

Einige Schillinge, welche die Wirthin dem krummbeinigen Jem in die Hand drückte, bewogen denselben, sich sofort bereit zu erklären, die arme Frau, wie er sie nannte, hinter sich auf's Pferd und mit nach dem Schlosse zu nehmen.

„Abgemacht;“ sagte er; „aber haltet Euch dazu.“

Mabel brachte ihrer ehemaligen Herrin ihren eigenen Mantel und Hut, so daß sie dadurch nicht bloß gegen das Unwetter geschützt, sondern auch ihr Gesicht beinahe ganz verhüllt ward, und begann dann auf ihrem bescheidenen Tische das Beste aufzutragen, was sie in ihrer Speisekammer vorräthig hatte.

„Ich kann nicht essen!“ sagte die Fremde. „Das Herz ist mir zu voll.“

„Aber ein Glas Wein werden Sie doch trinken?“

Die Verstoßene hob das Glas an ihre dünnen vertrockneten Lippen und setzte es, nachdem sie dieselben eben nur befeuchtet wieder hin.

„Ich muß fort!“ rief Jem; „ich kann nicht länger warten.“

„Nur einen Augenblick noch — einen einzigen Augenblick!“ entgegnete die unglückliche Frau in furchtbarer Aufregung. „Ich muß doch von meinem Kinde erst Abschied nehmen.“

Sie hob das Kind, welches mit der kleinen Meg am Heerde spielte, in die Höhe, drückte es leidenschaftlich an ihre Brust und drückte einen Kuß — einen Mutterkuß — auf seine Wange.

„Nimm es, Mabel,“ sagte sie, „und hüte es bis zu meiner Rückkehr, wenn ich nämlich wiederkomme! Komme ich nicht wieder, so schütze Gott, der Gott der Verlassenen und Verwaisten, mein Kind, und segne Dich, Mabel, so wahr Du Deinem Schwure treu bleibst.“

Die letzten Worte wurden in so leisem Tone gesprochen, daß der Postillon nichts davon hörte.

„Ihr seid ja leicht wie eine Feder!“ bemerkte Jem, indem er die Fremde auf die zusammengelegte Decke hob, welche Mabel ihm statt eines Reitkissens hinter dem Sattel hatte befestigen helfen. „Meine Stute wird kaum fühlen, daß sie zwei Personen trägt. Also,“ setzte er zu der Wirthin gewendet hinzu, „vergeßt nicht, Ned den Brief zu geben, sobald er nach Hause kommt.“

Das Herz der armen Mabel war zu voll, als daß sie hätte antworten können. Sie blieb an ihrer Hausthür stehen, bis Roß und Reiter ihren Blicken entschwunden waren und ging dann wieder hinein, um nach dem Kinde zu sehen, welches sie vor Müdigkeit und Hunger eingeschlafen fand, während die kleine Meg neben ihr wachte.

„Sie sagt, sie wäre hungrig, Mutter,“ sagte das Kind; gieb ihr doch ein Stück Brod. Ist die Frau mit den großen Augen fort?“

„Ja.“

„Und wird sie wiederkommen?“

„Ich hoffe es.“

„Dieses kleine Mädchen aber geben wir ihr nicht wieder, wenn sie auch wiederkommt!“ rief Meg, wieder in ihren ungezogenen Ton verfallend; das ist eine böse Frau, weil sie ihr Kind hungern läßt. Wenn Du es mit mir so machtest, dann wäre ich Dir nicht mehr gut.“

Trotz ihres Kummers über das Schicksal und der Verlegenheit, in die sie durch die Anwesenheit eines fremden Kindes versetzt ward, im Fall Ned nach Hause kam, ehe die Mutter es wieder abgeholt hatte, konnte Mabel doch nicht umhin, Freude über die Theilnahme zu empfinden, welche Meg gegen die kleine Fremde zu erkennen gab.

„Ihr Herz,“ dachte sie, „ist gut, wenn es nicht durch böse Rathschläge verdorben wird!“ Und dann wendeten sich ihre Gedanken unwillkürlich ihrem Gatten zu.

Sie hob das schlafende Kind in ihren Armen auf, weckte es sanft aus seinem Schlafe, setzte es dann an den Tisch und forderte es auf, zuzulangen. Die Augen des armen, kleinen, hülflosen Geschöpfes funkelten bei dem ungewohnten Anblick von so vielen

Speisen; nach dem ersten Bissen aber begann es zu weinen und nach seiner Mutter zu fragen.

„Sie wird bald wiederkommen."

„Nun dann wird Marianne warten, bis Mama kommt," sagte das Kind. Marianne blieb, so jung sie auch noch war, ihrem Versprechen wirklich treu, obschon ihre Augen von Zeit zu Zeit sehnsüchtig die auf dem Tische stehenden Speisen betrachteten.

„Hörst Du das, Meg?" sagte die Mutter, welche diese Gelegenheit, ihrem Kinde eine gute Lehre zu geben, nicht ungenützt vorbeigehen lassen wollte; „würdest Du auch mit dem Essen auf mich warten?"

„Wenn ich hungrig wäre, nicht," sagte das Kind geradezu.

Nach ungefähr einer halben Stunde kehrte Ned Cantor zurück. Nicht sobald hatte er den Brief, welchen Jem gebracht, gelesen, als er nach der Frau fragte, welche dagewesen.

„Sie ist wieder fort," sagte Mabel mit einem Blicke der Ueberraschung; „aber wie —"

„Gleichviel. Ist das ihr Kind?" setzte er hinzu, indem er seine Augen auf die kleine Fremde heftete.

„Ja, Ned," antwortete Mabel; „ich bitte Dich um Gottes willen, thue ihm nichts zu Leide."

„Ihm etwas zu Leide thun, Du Närrin! Weshalb sollte ich ihm etwas zu Leide thun?" antwortete ihr Gatte grob. „Fällt mir nicht ein! Nimm es nur gut in Acht, bis ich wiederkomme; das Kind ist mehr Gold werth, als es schwer ist!"

Mit diesen Worten verließ er das Haus und nahm seinen Weg über die Haide.

Drittes Kapitel.

Wie die arme Verlassene die väterlichen Hallen wieder betrat und welche Aufnahme ihr darin von Mutter und Bruder zu Theil ward.

Die verwittwete Lady Briancourt war die einzige Tochter und Erbin einer der ältesten und reichsten Familien in der Grafschaft. Ihr Vater — ein leidenschaftlicher Fuchsjäger — ließ ihr in allen Dingen ihren Willen und die natürliche Folge davon war, daß sie starrköpfig, stolz und launenhaft ward. Als sie achtzehn Jahr

alt war, theilte ihr Vater ihr mit, daß er sie seinem Nachbar, Sir Charles Briancourt, zur Gattin zu geben versprochen habe.

„Den mag ich nicht, Papa," rief die verzogene Schönheit; „der ist ja alt!"

„Was thut das?" fragte Squire Broadlands. „Er ist reich — sein Jagdrevier stößt an das meine — also mache nur weiter keine Umstände."

Es war dies das erste Mal, wo die Erbin Widerspruch erfuhr, und man kann nicht wissen, wie weit sie die Widersetzlichkeit gegen ihren bis jetzt so nachsichtigen Vater getrieben haben würde, wenn nicht ein Umstand eingetreten wäre, welcher ihr auf einmal die ganze Sache als eine sehr gleichgültige erscheinen ließ. Es war dies nichts mehr und nichts weniger, als die Heirath des Kapitains Stanley, dem sie schon lange ihre Liebe zugewendet, in der Voraussetzung, daß dieselbe erwiedert werde. Den Tag darauf, als sie diese Nachricht erhalten, suchte die junge Dame ihren Vater in dem Bibliothekzimmer auf und theilte ihm mit bleichem Antlitz, aber festem Tone ihren Entschluß mit, den Mann, den er ihr vorgeschlagen, zum Gatten zu nehmen.

„So ist's recht, Clara," bemerkte der alte Edelmann, der sich eben anschickte, auf die Jagd zu gehen. „Ich wußte schon, daß Du Dich noch besinnen würdest. Aber mein Himmel," setzte er hinzu, „wie blaß Du aussiehst! Gieb mir einen Kuß! So ist's recht, Du albernes Miezchen — Sir Charles wird ein ganz guter Ehemann für Dich werden. Wird er es nicht, so schieße ich ihn todt; Du bekommst übrigens auch die sämmtlichen Familiendiamanten."

Und Clara Broadlands bekam die Diamanten, denn noch vor Ablauf eines Monats nach dem von uns mitgetheilten Gespräch reichte sie ihre Hand Sir Charles Briancourt, welcher fünf Jahre später so gefällig war, sie zur Wittwe zu machen. Sie hatte einen Sohn — den gegenwärtigen Baronet — und eine Tochter, Namens Clara — Mabels frühere Herrin — die arme verstoßene Wandrerin, die wir auf der Lexden Haide kennen gelernt.

Lady Briancourt war, wie alle stolzen und leidenschaftlichen Naturen, außerordentlich herrschsüchtig. Ihre Liebe zu ihrer Tochter erhielt den ersten Stoß durch den Umstand, daß ihr Vater seine sämmtlichen Güter seiner Enkelin vermachte. Es war dies ein verhängnißvolles Vermächtniß, denn von dieser Stunde an haßte sie

ihr Bruder und ihre Mutter betrachtete sie nicht mehr mit dem Gefühl, welches einer Mutter geziemt.

Diese Gleichgültigkeit aber verwandelte sich in förmlichen Haß, als Clara Briancourt in ihrem achtzehnten Jahre sich von George Stanley entführen ließ, dem Sohne des früheren Anbeters ihrer Mutter, der durch seine Bevorzugung einer Andern ihren Stolz und ihre Eitelkeit so tief verwundet hatte. Sie befahl ihr nicht blos, ihr niemals wieder unter die Augen zu kommen, sondern sendete auch ihre Briefe, in welchen sie um Verzeihung bat, uneröffnet, zurück.

In der Hoffnung, seine pekuniären Umstände zu verbessern, hatte der junge Stanley sich bewegen lassen, eine Anstellung in einer der englischen Kolonien anzunehmen. Seine Gattin, die er verabredetermaßen abholen lassen wollte, hörte von dem Tage seiner Abreise nichts wieder von ihm und eben so wenig war sie im Stande, die Adresse des Freundes zu ermitteln, der sich so für ihn interessirt und ihm jene Anstellung verschafft hatte.

Vergebens bot Clara in dem kleinen Häuschen in Devonshire, in welches sie sich zurückgezogen, alle ihre Kräfte auf, um sich und ihr Kind zu ernähren. Zuerst eröffnete sie eine Schule — diese schlug fehl; dann nahm sie Näharbeiten an, aber auch diese bekam sie nicht in hinreichender Anzahl, um davon leben zu können; ein verderblicher Einfluß schien sie umfangen zu halten und die Verleumdung war gegen sie thätig gewesen. Diejenigen, welche früher gut von ihr sprachen, wichen ihr jetzt aus, wenn sie sie von weitem kommen sahen und ihr Hauswirth legte Beschlag auf ihre sämmtliche Habe, weil sie ihm den Miethzins nicht bezahlen konnte.

Ohne Obdach und mit nur wenigen Schillingen in der Tasche machte sich die arme, schwer Darniedergebeugte, die in dem Schooße des Ueberflusses aufgewachsen, zu Fuße auf den Weg nach Essex, in der Hoffnung, das verstockte Herz ihrer strengen Mutter zu rühren.

Ihre Ankunft in Lexden und das Zusammentreffen zwischen ihr und ihrer frühern Dienerin Mabel haben wir bereits beschrieben. Die Entlassung der Letztern aus dem Hause der Lady Briancourt war eben durch den Beistand veranlaßt worden, den sie ihrer jungen Herrin zur Zeit ihrer Flucht mit dem Sohne des Mannes geleistet, dessen Andenken die Lady haßte.

Der Baronet und seine Mutter saßen in dem prachtvoll aus=

gestatteten Gesellschaftszimmer des alten Familienschlosses. Die Läden waren geschlossen und die Sammetvorhänge sorgfältig zugezogen, so daß auch nicht der mindeste Lufthauch eindringen konnte.

Die verwittwete Lady war von hohem, stolzem Wuchse und besaß selbst jetzt in dem vorgerückten Alter von dreiundfünfzig Jahren noch einen bedeutenden Grad von Körperschönheit. Obschon reich gekleidet und umringt von Allem, was der Reichthum geben kann, würde sie doch durch den Ausdruck ihres Gesichts den scharfblickenden Physiognomiker sofort überzeugt haben, daß sie nichts weniger als glücklich war. Sie war kalt und zurückhaltend in ihrem Wesen, wie Jemand, der fortwährend gegen sich selbst auf der Hut ist. Ihre Dienerschaft, die sehr zahlreich war, sah ihr alles an den Augen ab, aber es waren nur wenige — sehr wenige — darunter, die Liebe oder Achtung gegen sie empfunden hätten.

Ihr Sohn glich seinem Vater. Er besaß eine hübsche vornehme Figur, aber ein Gesicht ohne allen Ausdruck. Er war sehr eifrig in allen Aufmerksamkeiten gegen seine Mutter, welche außer ihrem eigenen väterlichen Vermögen auch noch einen sehr bedeutenden Wittwenantheil an dem ihres verstorbenen Gemahls besaß. Der Baronet war daher nichts weniger als reich.

Oft pflegte Lady Briancourt, wenn sie allein war, mit Beziehung auf ihre Tochter bei sich selbst zu sagen:

„Hätte sie jeden andern Mann gewählt, als den Sohn Dessen, der meine Liebe gewann und sie dann verschmähete, so hätte ich ihr verzeihen können; niemals aber soll sein Enkel die schönen Besitzungen meiner Ahnen erben."

In demselben Augenblick aber, wo sie sich selbst diese Erklärung abgab, flüsterte ihr in ihrem Innern eine Stimme zu, dieses „niemals" sei ein schweres Wort.

„Charles," sagte die Lady zu dem Baronet, „nach meiner Meinung führst Du für einen Mann von Deinem Alter ein ziemlich eintöniges und langweiliges Leben,"

„Mir kommt es nicht so vor," antwortete der Schmeichler, indem er ihre Hand ehrerbietig an seine Lippen drückte; „in Deiner Nähe langweile ich mich nie."

„Ich habe mich schon oft gewundert, daß Du gar keine Lust zum Heirathen zeigst."

Sir Charles zuckte ein wenig zusammen, wie Jemand, welcher fühlt, daß er nahe daran ist, verrätherischen Boden zu betreten.

„Da haben wir zum Beispiel die Howards," fuhr die Lady fort. „Schöne Mädchen!"

„Zu schön für mich," antwortete ihr Sohn. „Ueberdies hält mich in Bezug auf diese noch ein anderer Grund ab."

„Was wäre das für ein Grund?"

„Die Mutter dieser Mädchen war mit einem Manne verwandt, der, wie ich gehört habe, Dich schwer beleidigte."

Lady Briancourt erröthete durch ihre Schminke hindurch, so empfindlich war sie noch bei jeder Hindeutung auf die Stanleys.

Zum Glück trat in diesem Augenblick der Kellermeister ins Zimmer.

„Was giebt's, Harrison?" sagte der Baronet mit überraschtem Blicke; „ich habe nicht geklingelt."

„Ich weiß es wohl, Sir Charles," sagte der Diener; es ist ein Mann unten, der einen Brief an Sie hat."

„So möge er ihn heraufschicken."

„Das will er nicht, Sir Charles."

„So möge er sich wieder fort packen."

„Das will er auch nicht! Er sagt, er sei damit von dem Posthause herübergeritten und soviel ich aus seinen Aeußerungen abnehmen kann, ist der Brief von Mr. Quirk, dem etwas zugestoßen sein muß. Ich hielt es daher fürs Beste —"

„Ihr habt ganz recht gethan, Harrison — ganz recht!" sagte sein Herr. „Führt den Mann in das Frühstückszimmer — ich werde sogleich mit ihm sprechen."

Obschon Lady Briancourt es nicht sagte, so war sie doch ebenso neugierig als ihr Sohn, zu wissen, was Mr. Quirk, der in ihr Vertrauen ebenso tief eingeweiht war, als in das ihres Sohnes, zugestoßen sein könne.

„Was kann nur passirt sein?" dachte sie bei sich selbst; „ist vielleicht der unglückliche junge Mann zurückgekehrt?"

In diesem Augenblicke hörte man eine zitternde Hand an dem Griffe der Zimmerthür.

„Wer ist da?" fragte die Wittwe zornig. Sie wußte, daß es Sir Charles nicht sein könne und nahm es stets sehr ungnädig auf, wenn Jemand anders unangemeldet sie überraschte.

Die Thür öffnete sich und ein Gespenst, so wie es zuweilen die unnatürliche Mutter in ihren Träumen verfolgt hatte, trat in das Zimmer. Es war ihre Tochter Clara; ihr Antlitz war so bleich und eingefallen, daß die Hand des Todes darin nicht zu verkennen war. Die Hände faltend trat sie näher, hauchte den Namen „Mutter!“ und sank zu ihren Füßen nieder.

„Nun!“ sagte die stolze Frau, indem sie ihr Herz gegen die Bitten ihres Kindes stählte, „was willst Du? — Gold? Du kennst die Bedingungen, unter welchen ich bereit bin, Dich zu unterstützen.“

„Ich sterbe!“ sagte die Unglückliche mit matter Stimme.

„Und Du kommst, um mich um Verzeihung zu bitten?“ unterbrach sie die Lady; „es giebt nur einen Preis, um welchen Du sie erhalten kannst!“

„Ich kenne ihn — ich kenne ihn, das Erbtheil meines Kindes!“ murmelte die sterbende Clara; „doch nein, das kannst Du nicht verlangen, Mutter! Dein Herz ist menschlich, obschon Deine Rede kalt und hart ist! Wenn ich ungehorsam gewesen bin, so bin ich auch dafür gestraft worden. Ich bin aus meiner Heimath verbannt gewesen und habe von der Wohlthätigkeit fremder Menschen leben müssen; ich habe dem Nachtwind und dem Sturme getrotzt, um von Dir das süße Wort der Verzeihung zu hören, ehe ich sterbe! Mutter,“ setzte sie hinzu, „sieh ich sterbe hier zu Deinen Füßen vor Mangel und Entbehrung — willst Du mir nicht verzeihen?“

Lady Briancourt zitterte heftig. So hart sie auch war, so lag doch in dem Umstande, daß ihr Kind hier vor ihren Augen Hungers starb, etwas so Furchtbares, daß selbst ihr eisernes Gemüth sich davor entsetzte, als ihr Sohn, von zwei Dienern begleitet, plötzlich und eilig ins Zimmer trat.

„Führt dieses Weib hinaus!“ sagte er, indem er auf die kniende Gestalt seiner Schwester zeigte. „Wie könnt Ihr Euch unterstehen, Lady Briancourt auf diese Weise überfallen zu lassen?“

Clara klammerte sich mit der Kraft der Verzweiflung an die Falten des Sammetgewandes ihrer Mutter.

„Nein — nein!“ kreischte sie; „nicht eher, als bis sie mir vergeben hat.“

„Charles,“ sagte die Lady; „führe sie fort, „aber lasse sie nicht rauh behandeln.“

„Mutter — Mutter!“

„Sie ist wahnsinnig!" rief der Baronet, welcher nicht wünschte, daß die Diener merken sollten, in welchem nahen Verhältniß die Unglückliche zu dem Hause stand. „Führt sie hinaus!"

Nicht sobald aber berührten die Hände der Diener die Gestalt der unglücklichen Verstoßenen, als sie auf ihre Füße sprang und mit würdevoller Geberde die Diener von sich wies.

„Zurück!" rief sie; „ich werde von hier fortgetragen werden, aber nicht von Händen, wie die Euren! Das Leichentuch mit dem prunkenden Wappen unseres Hauses wird meine Ueberreste decken und der wallende Helmbusch mir vorangetragen werden! Wie werden die Teufel lachen und Engel weinen, wenn sie Die, welche die Erbin von Broadlands verhungern ließen und in das Grab hetzten — trauern — ja, um sie trauern und hinter ihrem Sarge herschreiten sehen! Zurück!" wiederholte sie, „ich habe ein Recht darauf, unter dem Dache meines Vaters zu sterben!"

„Charles!" flüsterte die von Entsetzen ergriffene Lady Briancourt, „sie stirbt wirklich — schicke nach Hülfe!"

„Es ist zu spät, Mutter — zu spät," sagte der Baronet.

„Ja wohl, zu spät!" wiederholte die Sterbende, deren Gedanken sich zu verwirren begannen. „Ihr könnt Euer Schlachtopfer nicht retten, wenn Ihr auch wolltet. Zu spät! Aber ich vergebe Euch," setzte sie hinzu; „Mutter, ich vergebe Dir, wenn Du mich mein Haupt an Deine Brust legen und meinen letzten Seufzer hier aushauchen lässest!"

Die Diener sahen einander an und zogen sich zurück. Die Aufregung ihrer Herrin bewies ihnen, daß die Unglückliche, welche sich hier eingedrängt, keine Betrügerin war, sondern das junge und einst so schöne Wesen, dessen Namen trotz des Verbots der Lady von den alten Dienern der Familie noch immer mit Liebe und Bedauern geflüstert ward.

„Verlaßt das Zimmer!" sagte Sir Charles und setzte dann, als die Diener fort waren, zu seiner Mutter gewendet hinzu: „Soll ich sie auf mein Zimmer bringen?"

Das Schweigen der Lady für Zustimmung nehmend, faßte er seine Schwester um den Leib und versuchte sie aus dem Zimmer zu tragen. Die Sterbende kreischte und sträubte sich so heftig, daß sie sich ein Blutgefäß zersprengte und im nächsten Augenblicke der unnatürliche Bruder von ihrem rothen warmen Blute überströmt ward.

Lady Briancourt sank in Ohnmacht.

„Ueber Dich komme mein Blut!" rief Clara, „über Dich und Deine Kinder! Das Erbtheil, um dessentwillen Ihr so Schweres begangen, soll Euch entrissen werden! Mein Schatten wird Euch verfolgen! Mein Kind — meine arme mutterlose Tochter," rief sie mit einem neuen Ausbruch des Schmerzes, wer wird sie schützen?"

„Gott wird sie schützen!" setzte sie nach einer Pause hinzu. „Höre es, Charles, und zittere! In seine Hände befehle ich sie!"

Mit diesen Worten sank die Verstoßene, deren letzte Gedanken ihrem Kinde geweihet waren, auf den mit prachtvollen Teppichen bedeckten Fußboden nieder und starb zu den Füßen ihrer grausamen, unversöhnlichen Mutter.

Trotz seiner gewohnten Geistesgegenwart ward der Baronet durch den plötzlichen Tod seiner Schwester doch in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Er sah ein, daß es unmöglich sein würde, die Sache mit Schweigen zu bedecken. Aller Wahrscheinlichkeit nach ward ein Leichenschaugericht gehalten und es konnte dann viel zur Sprache kommen, was im Interesse des Baronets besser im Dunkel gehüllt blieb. Seine erste Sorge war, Lady Briancourt auf ihr Zimmer bringen zu lassen, die zweite, einen Boten abzusenden, um Quirk zu holen.

Jem mußte sich sofort wieder auf seine Stute setzen und erhielt gemessenen Befehl, mit dem Advokaten wiederzukommen. Unterwegs hielt er einen Augenblick bei Wanderers Ruhe an, um Mabel von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen.

„Denkt Euch nur!" setzte er hinzu, „die arme junge Lady ist todt und ihre eigene Mutter und Sir Charles, der Baronet, haben sie verhungern lassen, wie mir einer der Diener erzählte!"

Die arme Mabel! Das Herz drohete ihr zu zerspringen, als sie die Nachricht vernahm und ohne die Thorheit eines solchen Schrittes zu erwägen, machte sie sich zu Fuße auf den Weg nach dem Schlosse. Als sie hier ankam, wollten die Diener ihr den Einlaß verweigern, aber sie drängte sich zwischen ihnen hindurch und erreichte den Salon, wo sie Sir Charles antraf, der den Dienern eben Befehl ertheilte, die Leiche in ein Nebengebäude zu bringen, denn es sei die einer Betrügerin.

„Sie war keine Betrügerin!" rief Mabel entschlossen, „sondern ihre Schwester und nach dem Tode ihrer grausamen Mutter Erbin

von Broadlands — so steht es im letzten Willen ihres Großvaters. Sie haben sie ermordet," setzte sie hinzu, „aber Gott wird sie schon zu rächen wissen, wenn die Zeit dazu kommen wird."

Das Zeugniß einer Person, die von Kindheit an die Lieblingsdienerin Clara's Briancourt gewesen war, ließ sich unmöglich bestreiten. Mit einem stillen Fluche ihre Zudringlichkeit verwünschend, entfernte sich Sir Charles und die treue Mabel blieb da, um der Todten den letzten Liebesdienst zu erzeigen.

Während ihrer Abwesenheit von Wanderers Ruhe aber verschwand nicht blos Clara's Kind, sondern auch ihr eigenes. Neds Wuth und Schmerz waren so aufrichtig oder so gut erheuchelt, daß sie selbst den Verdacht seines Weibes entwaffneten, denn welche Gesinnung er auch gegen das Kind der Verstoßenen hegen mochte, so hatte er doch sicherlich kein Interesse daran, der kleinen Meg etwas zu Leide zu thun. Ob er wirklich einen Antheil an der Entführung der beiden Kinder hatte, wird vielleicht die Zeit lehren.

Viertes Kapitel.

Wie ein Leichenschaugericht gehalten ward und das Ergebniß desselben nicht ganz so ausfiel, wie Sir Charles Briancourt erwartet hatte.

Obschon die Diener in Briancourt Mansion — oder dem Schlosse, wie es in der dortigen Umgegend gewöhnlich genannt wird — ihre stolze Gebieterin und deren schlauen Sohn bedeutend fürchteten, so schwatzten sie doch wie alle Dienstboten zu schwatzen pflegen. Die Lakaien, welche befehligt worden waren, die unglückliche Clara aus der Nähe ihrer unnatürlichen Mutter zu entfernen, hatten die Worte, welche sie gesprochen, in dem Zimmer der Haushälterin wieder erzählt, — aus dem Zimmer der Haushälterin waren sie sodann in die Küche gedrungen. Den folgenden Morgen war es im ganzen Hause bekannt, daß die unglückliche halbverschmachtete Pilgerin, deren Leiche noch oben in dem vergoldeten Salon lag, die seit schon so langer Zeit verbannte Tochter ihrer unversöhnlichen Herrin sei, und zahlreich und bitter waren die Bemerkungen, die über ein so rachsüchtiges Gemüth gemacht wurden.

„Die gute junge Lady!" sagte die Haushälterin, indem sie sich

eine Thräne aus dem Auge wischte; „ihre Leiden sind nun geendet! Ich bin eine arme Frau, aber das Herz ihrer Mutter und die Träume ihrer Mutter möchte ich nicht um all den Reichthum haben, den sie geerbt hat."

„Er wird sie auch nicht glücklich machen," bemerkte der Kellermeister nachdrücklich.

„Gewiß nicht — gewiß nicht," stimmten mehrere andere von der höheren Dienerschaft ein.

In diesem Augenblick schellte die Klingel des Bibliothekzimmers zwei Mal — das gewöhnliche Signal für den Hausverwalter Mr. Barnes — einen langen hageren schweigsamen Mann, der in dem Hause wie ein Schatten umherglitt und seine Pflichten mit der systematischen Regelmäßigkeit einer Maschine erfüllte.

Er war einer von jenen Menschen, die sich selbst durch ein Erdbeben nicht aus der Fassung bringen lassen. In seinen frühern Jahren war er der vertraute Kammerdiener des verstorbenen Baronet gewesen, der große Stücke auf ihn hielt. Man pflegte von ihm zu sagen, er hörte und sähe alles, spräche aber wenig.

„Das gilt Ihnen, Mr. Barnes," bemerkte die Haushälterin.

Der alte Mann stand von seinem Sitz auf und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

„Wenn der sonst reden wollte," sagte der Kellermeister, indem er ihm nachsah, „so könnte er wohl sagen, weshalb die Lady so erzürnt gegen Miß Clara war, weil sie den jungen George Stanley geheirathet hatte. Obschon arm, war er doch ein Edelmann, der der Familie durchaus keine Schande machte, aber sie duldete nicht einmal, daß man seinen Namen nannte."

Hier ward die Unterhaltung durch den Eintritt von Miß Sarah Tubby, Lady Briancourts Zofe, unterbrochen. Es war dies eine sauertöpfische, unliebenswürdige alte Jungfer, die von den übrigen Dienern gehaßt ward — nicht sowohl wegen des Einflusses, den sie auf ihre Herrin ausübte, als wegen des Gebrauchs, den sie davon machte und wodurch sie Jedem im Hause Unannehmlichkeiten aller Art bereitete.

Nicht so bald trat sie in das Zimmer, als der Kellermeister sich plötzlich besann, daß er das Tafelgeschirr zu putzen hatte — die Oberköchin zog sich in ihr Heiligthum, in die Küche, zurück.

Alle entwischten bis auf Mistreß Brandon, die Haushälterin, welche es verschmähete, Furcht vor der Zofe zu zeigen.

„Hier war ja eine sehr lebhafte Unterhaltung," sagte die Spionin mit hämischem Lächeln.

„Sie haben wohl gehorcht?" fragte die alte Haushälterin, indem sie sich stolz aufrichtete.

„Gehorcht, sagen Sie, Madame?"

„Ja, gehorcht," wiederholte Mistreß Brandon, „ich dächte doch, ich spräche ziemlich deutlich. „Wenn dies der Fall ist, so kennen Sie wohl das alte Sprichwort von gewissen Personen, die selten etwas Gutes über sich selbst hören! Und wie sollten sie auch," setzte sie in bitterem Tone hinzu, „ausgenommen von Denen, welche so falsch und arglistig sind, wie sie selbst."

Miß Tubby's von Natur gallsüchtiger Teint verwandelte sich in ein krankhaftes Roth und ihre tiefliegenden grauen Augen, die ungewöhnlich klein waren, funkelten wie die einer gereizten Natter. Es geschah selten, daß sie ihre Laune bezwang; bei der gegenwärtigen Gelegenheit aber that sie es. Sie kam jetzt nicht, um zum Kampfe herauszufordern, sondern um zu versöhnen.

„Meine Bemerkung sollte sich durchaus nicht auf Sie beziehen, Mistreß Brandon," antwortete sie.

„Die meinige sich auch nicht auf Sie, Miß Tubby," sagte die Haushälterin, ebenfalls wieder kälter werdend, „eben so wenig als die Ihrige sich auf mich — das versteht sich."

Mit diesen beiderseitigen Erklärungen, deren Zweideutigkeit man jetzt zu erörtern nicht gut fand, zufrieden, setzten die beiden Damen sich nieder, gleich zweien Kriegführenden, die gegenseitig ihre Kräfte kennen und keine Lust haben, einen Zusammenstoß hervorzurufen, da schon zu viele Schlachten zwischen ihnen geliefert worden sind.

„Ach Mistreß Brandon," seufzte die Zofe, „meine Nerven sind furchtbar erschüttert worden."

„Wirklich?"

„Ich fühle mich ganz angegriffen."

Die Haushälterin hatte wieder eine spitze Bemerkung auf der Zunge, da aber eben erst Friede geschlossen worden war, so unterdrückte sie dieselbe, um nicht schon nach so kurzer Zeit wieder Anlaß zum Ausbruch eines Krieges zu geben.

„Dieses unglückliche Frauenzimmer," fuhr die Zofe fort, „drängt sich da bis in den Salon, erschreckt meine Gebieterin fast bis zum Tode und stirbt dann. Es ist empörend!"

„Ja wohl," sagte die Haushälterin, welche erst zu sehen wünschte, wo die Zofe hinauswollte, ehe sie sich selbst eine bestimmte Aeußerung erlaubte.

„Natürlich war sie wahnsinnig," setzte die Zofe hinzu.

„Wirklich? Das arme Geschöpf."

„Ich hörte, Advocat Quirk zu Sir Charles sagen, es müsse ein Leichenschaugericht gehalten werden."

„Ist das wirklich nöthig?" sagte Mistreß Brandon mit gut erheuchelter Unbefangenheit.

„Ja wohl," fuhr die Diplomatin fort, „das ist einmal Gesetz für alle Fälle, wo Jemand plötzlich stirbt."

„Nicht allemal!" antwortete die Haushälterin ruhig, „denn ich habe gehört, daß, als der Gemahl der Lady starb, kein Leichenschaugericht stattfand und sein Tod war doch gewiß ein sehr plötzlicher."

Wieder wechselte Miß Tubby die Farbe, diesmal aber war es anstatt der dunkeln Röthe des Zornes eine krankhafte Bläſſe, welche das Aussehen der vertrauten Dienerin der Lady Briancourt durchaus nicht verbesserte — einer Dienerin, deren Einfluß auf ihre Gebieterin, welcher eben so grenzenlos als für Alle, welche das stolze herrschsüchtige Gemüth der reichen Wittwe kannten, unerklärlich war.

„Sie waren wohl schon in diesem Hause, als der selige Baronet starb?" fuhr die Haushälterin fort, ohne daß sie die mindeste Notiz von der eigenthümlichen Wirkung zu nehmen schien, die ihre Worte auf die Zofe äußerten.

„Ja wohl, ja wohl — Sie wissen das ja schon."

„Er starb am Schlagflusse, nicht wahr?" fuhr Mistreß Brandon fort.

„Ja wohl, ja wohl."

„Man fand ihn todt in seinem Bett."

„Reden Sie nicht davon!" rief die Zofe, indem sie von ihrem Sitze auffuhr und nach dem Fenster ging, wo sie einige Augenblicke stehen blieb und die kalten Schweißtropfen wegwischte, welche ihr

auf die Stirn traten. „Ich kann es nicht mit anhören, wenn man davon spricht!"

„Was Sie nicht sagen! Warum denn nicht?" fragte ihre Quälerin mit der unschuldigsten Miene, die man sich denken kann.

„Ich war die Erste, die seinen Tod entdeckte," entgegnete die Kammerfrau schnell. „Ein so guter Herr! Ich bin überzeugt, daß sein Tod meiner armen Lady fast das Herz gebrochen hat! Sie ist seitdem nie wieder glücklich gewesen."

Die Haushälterin machte ein Gesicht, als ob ihr dies ganz glaublich erschiene.

„Wie der Advocat sagt," fuhr Miß Tubby fort, „muß ein Leichenschaugericht gehalten werden. Natürlich," setzte sie hinzu, „werden die Diener nicht so thöricht sein, die lächerlichen Reden, welche das arme Geschöpf in seinem Wahnsinne ausstieß, zu wiederholen; wenigstens hoffe ich es nicht — es wäre auch nicht in ihrem Interesse."

„Hat die Lady Ihnen aufgetragen, so zu sagen?" fragte die Haushälterin.

„Die Lady — das wäre noch besser!" sagte Miß Tubby, indem sie verächtlich den Kopf in die Höhe warf; „glauben Sie denn, daß Mylady sich um solche Thorheiten bekümmern würde? Es ist dies blos ein guter Rath von mir selbst."

„Der ohne Zweifel befolgt werden wird!" bemerkte Mistreß Brandon, indem sie aufstand, um das Zimmer zu verlassen. „Ihre Rathschläge und Eingebungen werden in der Regel befolgt. Ich will die Leute immer darauf aufmerksam machen."

Nicht so bald sah die Zofe sich allein, als sie die Thür des Schrankes öffnete, in welchem die Likörs verwahrt wurden und ein Glas zur Hälfte mit Kirschwasser füllte, welches sie auf einen Zug hinunterstürzte. Ihre Züge gewannen allmälig wieder ihren gewohnten Ausdruck boshafter Ruhe.

„Was ich doch für eine Närrin bin," murmelte sie, „daß ich mich durch das Geplauder einer alten Thörin schrecken lasse, die damals noch gar nicht mit im Hause war und nur gehört hat — gehört," wiederholte sie langsam; „aber was hat sie denn gehört? So ist die Welt einmal. Die Reichen werden allemal verleumdet. Ich habe, Dank dem Himmel, nichts zu fürchten!"

Während sie dieses Alleingespräch hielt, war Mr. Barnes mit

seinem gewöhnlichen ruhigen Tritt in das Zimmer geschlichen. Als Miß Tubby sich herumdrehete und ihn erblickte, wie er seine scharfen grauen Augen auf sie geheftet hielt, fuhr sie zusammen, als ob sie eine Natter gestochen hätte. Es lag etwas in dem Blick des alten Mannes, was ihre Worte Lügen zu strafen schien; es war nicht das erste Mal, wo sie demselben drohenden Blick begegnete, der sie erschreckte, ohne daß sie recht wußte, weshalb.

„Ah sieh da, Barnes!“ sagte sie; „Sie schleichen im Hause herum wie ein Geist.“

„Wessen?“ fragte der Hausverwalter in ruhigem Tone.

„Wessen!“ entgegnete die Zofe; „nun wie irgend Jemandes Geist.“

„So!“

„Wessen Geist sollte ich denn meinen?“ setzte sie mit verzweifeltem Muthe hinzu.

„Das wissen Sie am besten — vielleicht Miß Claras Geist! Sie war eben kein Liebling von Ihnen.“

„Das möchte Ihnen schwer werden zu beweisen, Mr. Barnes,“ sagte die alte Jungfer mit einer Lebhaftigkeit, welche verrieth, wie vollkommen sie ihre Selbstbeherrschung wiedergewonnen hatte. „Es war nicht meine Schuld,“ setzte sie hinzu, „wenn Mylady es nicht billigte, daß sie sich von Mr. Stanley entführen ließ! Ich habe blos meine Pflicht gethan.“

„Und ich muß die meine thun,“ bemerkte der alte Mann. „Sir Charles hat befohlen, die Leiche des unbekannten Frauenzimmers, welches gestern Abend so plötzlich hier starb, in das Thorhaus zu schaffen. Diesmal soll ein Leichenschaugericht stattfinden! Ich danke nur meinem Gott,“ setzte er hinzu, „daß ich sie nicht habe sterben sehen!“

Miß Tubby sah den Redenden scharf an, aber dieser verzog keine Miene. Der Hausverwalter war einer jener Menschen, deren Züge selten ihre Gedanken verrathen.

„Vielleicht,“ bemerkte sie mit gleichgültiger Miene, „vielleicht werden Sie auch mit vorgefordert.“

„Das ist wohl möglich.“

„Und wenn dies nun geschieht, was werden Sie sagen?“

„Die Wahrheit — ich lüge niemals.“

Entweder glaubte die Zofe, in dieser Bemerkung liege eine ver-

steckte Beleidigung für sie, oder sie that nur so — denn sie prallte den Kopf verächtlich emporwerfend, aus dem Zimmer hinaus und murmelte etwas von gewissen Menschen, die alt und kindisch würden.

„Kindisch!" wiederholte der alte Mann; „die Zeit wird es lehren, ob ich kindisch geworden bin oder nicht."

Im Laufe des Tages ward vor dem Coroner von Colchester und einer Jury, die ausschließlich aus Unterthanen der Herrschaft Briancourt zusammengesetzt war, das Leichenschaugericht gehalten. In Folge eines sonderbaren Zusammentreffens hatte der vorladende Beamte lauter solche Leute gewählt, die mit ihren Abgaben in Rückstand waren.

Alles geschah zur Zufriedenheit Mr. Quirks, welcher die Procedur mit ängstlicher Spannung überwachte. Die Diener waren gehörig instruirt. Von Mabels Besuche ward kein Wort erwähnt und eben so wenig von der Aussage, die sie in Bezug auf die Persönlichkeit des armen verfolgten Wesens gethan, welches in den Verhandlungen als ein „unbekanntes Frauenzimmer" bezeichnet ward.

Eben als die Proceduren ihrem Schlusse naheten, ließ sich ein Geräusch an der Thür des Saales vernehmen. Dieses Geräusch rührte von Mabel her, welche sich mit Gewalt durch die Bauern und Diener Bahn brach, die ihr den Eintritt zu verwehren suchten. Die arme, der Verzweiflung nahe gebrachte Mutter war die ganze vergangene Nacht nicht nach Hause gekommen, weil sie überall ihr Kind suchte, welches ihr auf so unerklärliche Weise entführt worden war. Trotz ihres eigenen Kummers aber hatte sie nicht die Treue vergessen, welche sie der Sterbenden geschworen.

„Platz! Platz!" rief sie; „ich will angehört sein! Ich habe ein Recht darauf, gehört zu werden."

„Ruhe! Ruhe!" sagte der Coroner.

„Laßt dieses Weib nicht vor!" flüsterte Mr. Quirk einem der Diener zu, indem er gleichzeitig sehr blaß ward. „Sie ist wahnsinnig!"

Ehe der Diener aber noch den ihm ertheilten Auftrag ausführen konnte, hatte die Wirthin von Wanderers Ruhe sich durch die Umstehenden hindurchgedrängt und näherte sich der Tafel.

„Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch entfernt, gute Frau!" bemerkte der Coroner.

„Ich werde mich nicht entfernen, Sir," antwortete Mabel fest, aber ehrerbietig. „Ich bin hier, um die Wahrheit zu sprechen — Gottes heilige Wahrheit — im Angesicht Derer, welche sie unterdrücken möchten."

Mr. Quirk begann eine sehr unruhige Miene zu zeigen. Er näherte sich der unerwarteten Zeugin und versuchte ihr etwas ins Ohr zu flüstern. Sie verstand nur theilweise, was er sagte — es war etwas von Pachtzins und Geld.

„Zurück, Judas!" rief sie; „meine Seele ist mir nicht feil. Wollen Sie mich anhören, Sir?" setzte sie zu dem Coroner gewendet hinzu, „oder muß ich nach Colchester gehen und dort bei der Behörde die Anzeige machen, daß die Aussage, die ich zu erstatten habe, unrechtmäßigerweise unterdrückt und zurückgewiesen worden ist?"

„Wenn Ihr durchaus sprechen wollt, nun so thut es," sagte der Coroner zögernd.

„Ja, ich will sprechen! Alle Schätze der Welt würden mich nicht bewegen, die Wahrheit zu verheimlichen."

Barnes, der mit mehrern der Diener im Hintergrunde des Zimmers stand, nickte beifällig, während Mabel vereidet ward.

„Euer Name?" fragte der Coroner.

„Mabel Cantor, Sir."

Der Beamte schrieb dies langsam nieder und warf dabei verstohlene Blicke auf Mr. Quirk.

„Früher," fuhr die Zeugin fort, „Kammerzofe bei Miß Clara Briancourt — der nachmaligen Mistreß George Stanley, deren Todesursachen eben hier ermittelt werden sollen."

„Das ist Bosheit!" rief der Advocat, indem er die Zeugin zornig ansah! „pure, blanke Bosheit! Dieses Weib ward aus dem Dienste der Familie, deren Ehre sie verwunden möchte, entlassen, weil — weil —." Er stockte; das Lügen war ihm in diesem Augenblicke nicht so geläufig wie sonst und er schloß daher mit den Worten, „weil sie sich schlecht und undankbar benommen hatte."

„Liebe Frau," sagte der Coroner in seinem einschmeichelndsten Tone, „Ihr irrt Euch jedenfalls."

„Ich sollte mich irren!" wiederholte Mabel, indem sie in Thränen ausbrach; „habe ich nicht jahrelang mit ihr zusammen gelebt? Kam sie nicht wenige Stunden vor ihrem Tode in mein Haus —

durchnäßt von dem furchtbaren Regen, verhungernd — verschmachtend —," setzte sie hinzu, „und mit gebrochenem Herzen?"

„Aber Lady Briancourt würde sie doch wieder erkannt haben?"

„Das that sie auch, Sir."

„Und auch Sir Charles? Nein, nein — Ihr habt Euch ganz gewiß getäuscht."

Die treue Mabel wollte die Möglichkeit einer solchen Voraussetzung keinen Augenblick zugestehen, sondern blieb bei ihrer frühern Behauptung, indem sie alles erzählte, was den Tag vorher in ihrem Hause geschehen, mit Ausnahme des Geheimnisses, welches ihr anvertraut worden, und des Eides, den sie geleistet.

Mitleid und Entrüstung malten sich in den Mienen Aller, nur nicht in denen des Advocaten und des Coroner. Selbst die Diener, welchen man ihre Aussagen eingelernt hatte, schämten sich, daß sie sich dazu verstanden, die Wahrheit zu unterdrücken — so tief war der Eindruck, den die Schilderung hervorrief, welche Mabel von den Leiden ihrer früheren Herrin entwarf.

„Erlauben Sie mir zu bemerken," sagte Mr. Quirk, „daß die Aussage dieses Weibes durch gar nichts unterstützt wird. Ich dagegen kann beweisen, daß sie von Sir Charles Briancourt und seiner Mutter wiederholt auf sehr feindselige und rachsüchtige Weise gesprochen hat."

Der Coroner schüttelte den Kopf — er besaß doch zu viel Rechtlichkeitsgefühl, als daß er seinen Ruf und seine Stellung noch weiter hätte aufs Spiel setzen sollen.

„Ich werde," setzte der Advocat hinzu, „meinem hochgeehrten Clienten jedenfalls empfehlen, dieses Weib wegen Meineids — wegen vorsätzlichen geflissentlichen Meineids — belangen zu lassen."

Mabel sah sich forschend im Zimmer um und ihre Augen fielen endlich auf das theilnahmlose Gesicht des Hausverwalters Barnes, welcher den Verhandlungen bis jetzt schweigend beigewohnt hatte.

„Da steht ein Zeuge!" rief sie; „ein Zeuge, der die Wahrheit alles dessen, was ich ausgesagt habe, recht wohl kennt."

Aller Augen wendeten sich jetzt auf den alten Mann, der immer noch unbeweglich stehen blieb.

Nach einem zustimmenden Kopfnicken von Mr. Quirk, welcher glaubte, auf den Hausverwalter, dessen Stelle die einträglichste war, könne er sich verlassen, befahl der Coroner, ihn zu vereiden.

„Nun, Sir,“ sagte der Beamte, nachdem man dem Zeugen den Eid abgenommen hatte, „waren Sie bei dem Tode der Verstorbenen gegenwärtig?“

„Nein.“

„Haben Sie die Leiche später gesehen?“

„Ja.“

„Wann?“

„Als sie auf Befehl von Sir Charles aus dem Saale nach dem Thorhause geschafft ward.“

Einige der achtbareren Pächter — die ihren Zins bezahlt und daher nichts zu fürchten hatten — murmelten: „Es ist eine Schande!“

„Und haben Sie, der Sie doch so lange in der Familie gelebt haben,“ fuhr der Coroner fort, „und die Tochter Ihrer Herrin von Kindheit an gekannt haben müssen, die Leiche erkannt?“

„Ja.“

„Und für wessen?“

„Für die der Mistreß George Stanley — früher Miß Clara Briancourt — die ich als Kind hundertmal auf meinen Armen getragen,“ entgegnete der Hausverwalter. „Ich erkannte sie, trotz der verwelkten Züge und der traurigen Veränderung, welche durch Mangel und Leiden mit ihr vorgegangen, an einer Narbe an der rechten Schulter, die von einer Wunde zurückgeblieben ist, welche sie sich einmal als Mädchen durch einen Sturz vom Pferde zuzog. Wenn ich mich recht besinne,“ setzte er hinzu, „so waren Sie es selbst, Sir, der damals das junge Fräulein behandelte. Ich wundere mich, daß Sie es nicht bemerkt haben.“

Der Coroner, welcher Arzt war, wechselte ein wenig die Farbe und bemerkte, es sei allerdings sonderbar, daß dieser Umstand ihm entgangen sei.

In Folge dieses neuen Zeugnisses ward eine nochmalige Besichtigung der Leiche durch die Jury nothwendig. Mabel, welche mitging, gestattete nicht, daß eine andere Hand als die ihre die Hülle zurückschlug, welche die Leiche bedeckte.

„Da!“ sagte sie, indem sie auf die Narbe zeigte; „hier ist ein Zeuge, der nicht lügen kann — meine theure, gute, junge Herrin! in Noth, Tod und Verzweiflung gejagt durch ihre unnatürliche Mutter und ihren habsüchtigen Bruder — aber auch,“ setzte sie hinzu, indem sie gleichzeitig mit einer Geberde des Abscheues und

der Verachtung auf den Advocaten zeigte, „durch diesen schlechten Menschen!“

Mr. Quirk notirte sogleich ihre Worte, indem er bemerkte, daß er deshalb Klage führen werde.

Obschon sowohl auf Seiten der Jury als auch des Coroners die größte Geneigtheit vorhanden war, ein solches Verdict zu geben, wie es dem Baronet und seiner stolzen Mutter angenehm wäre, so waren doch die Zeugenaussagen und Beweise zu unwiderleglich. Die Geschworenen fühlten, daß namentlich Mr. Barnes' Aussage sich durch nichts entkräften ließ, zeigten sich aber doch so viel als möglich gefällig, indem sie fanden, daß der Tod der verstorbenen Clara Stanley durch natürliche Ursachen herbeigeführt worden sei und zerstreuten sich dann schnell, als ob sie sich ihres Mangels an moralischem Muthe schämten.

Das Verdict hätte aber eigentlich lauten sollen: „Gestorben aus Mangel an dem Brode, welches ihre Hand, als sie noch lebte, so oft den Armen ausgetheilt.“

„Gott wird sie rächen, sobald die Zeit da ist!“ schluchzte die treue Mabel, indem sie sich bückte und den letzten Kuß auf die Stirn ihrer früheren Herrin drückte. „Ihre Leiden sind geendet — die ihrer Verfolger aber werden erst beginnen. Arme, verwelkte Blume — das Augenlicht ihres alten Vaters — die Freude seines gütigen Herzens — der armen Mabel einzige Freundin! kalt — kalt wie mein gebrochenes Herz!“

„Steh auf!“ rief eine rauhe Stimme dicht neben ihr. „Du hast nun heute genug Unheil angerichtet!“

Die unglückliche Frau erhob sich von ihren Knien, denn sie erkannte die Stimme ihres Mannes, der die ganze Umgegend nach allen Richtungen hin durchstreift hatte, um das verschwundene Kind aufzusuchen.

„Meg — Meg!“ rief sie, die Hände faltend. „O sage, daß Du sie gefunden hast, Ned!“

„Aber ich habe sie nicht gefunden,“ antwortete er in rauhem Tone. „Ich bin die ganze Nacht in dem Walde herumgelaufen. Wärest Du zu Hause geblieben, anstatt Dich in die Angelegenheiten vornehmer Leute zu mischen, so wäre das Kind noch da und wir hätten uns einen Freund gemacht anstatt eines Feindes. Schaffe

Erstes Kapitel.

Worin ein menschenfreundlicher Kutscher seine Passagiere beschämte und sich einer armen Verlassenen annimmt.

Vor dreißig Jahren, als die Eisenbahnen eben erst angefangen hatten, ihre eisernen Runzeln über das schöne Gesicht des fröhlichen England zu ziehen, war die Straße zwischen Colchester und London — die Hauptschlagader, welche die östlichen Grafschaften mit der Hauptstadt verbindet — eine der frequentesten im Königreiche und als ein Musterbild ruhiger englischer Naturschönheit sicherlich nicht die am wenigsten reizende.

Die Ländereien zu beiden Seiten derselben befanden sich in einem Zustande hoher Kultur — trauliche, behagliche, so zu sagen gemästet aussehende Bauernhäuser lauerten in schattigen Winkeln — saubere Dörfer mit ihren altmodischen Giebeldächern und malerischen Kirchen begegneten dem Auge des Reisenden, so oft sich ein neuer Gesichtspunkt darbot. Die ganze Gegend war ein Bild des zufriedenen Schlafs im Schooße des Ueberflusses.

Die Meierhöfe, Dörfer und Kirchen sind zu unserer Freude noch jetzt vorhanden, die Straße aber ist bedeutend verödet. Die Kutschen mit ihren raschen feurigen Pferden, dem funkelnden Geschirr und den geschäftigen Führern, die damals eine sehr wichtige Klasse von Staatsbürgern bildeten, sind verschwunden und die letztern theils zu Wirthen von Dorfwirthshäusern oder noch schlimmer, zu Führern der Omnibusse herabgesunken, welche zwischen den Städten und den nächsten Eisenbahnstationen hin und her fahren.

Die einzige Ausnahme von der Schönheit dieser Straße war der Theil derselben, welcher durch die Haide von Lexden führte, eine unfruchtbare öde Wüste, welche in kurzer Entfernung von Colchester anging. Meilenweit erzeugte sie nichts als verkümmertes Gras und Haidekraut oder hier und da einen einsamen Baum, der aber anstatt den traurigen Anblick dieser weiten Strecke zu mindern, denselben nur um so auffälliger machte.

Beträchtliche Theile dieser Haide sind seit dieser Zeit umgeackert und bepflanzt worden; es ist aber noch genug davon in seinem ursprünglichen Zustande vorhanden, um unseren Lesern, wenn sie jemals diese Gegend besuchen sollten, einen Begriff von der traurigen Einöde zu geben, die sie zu der Zeit, wo unsere Geschichte anhebt, gewesen sein muß.

Am fünfzehnten November achtzehnhundertdreiundzwanzig, ungefähr vier Uhr Nachmittags, fuhr der unter dem Namen „die Norwich-Times" bekannte Personenwagen, geführt von Dick Gurney — dem „ehrlichen Dick", wie man ihn nannte — dessen Aeußeres rauh und unscheinbar war, wie die Schale einer Nuß, dessen Herz aber dem reifen saftigen Kern im Innern glich — über die Lexden Haide. Ein kalter Ostwind fegte über die Gesichter der Außenpassagiere, bis die älteren erfrorenen Pinienäpfeln glichen und die Röthe der Gesundheit auf den Wangen der jüngeren in eine mit Blau untermischte Purpurfarbe überging.

Dazu goß der Regen in Strömen herab und fiel plätschernd auf die wachstaffetnen Schirme mit einem dumpfen eintönigen Geräusch, floß dann in ununterbrochenen Bächen auf das Dach und die Sitze der Kutsche oder, um eine angenehme Abwechselung in die Sache zu bringen, über die Schultern und den Rücken der Passagiere hinab, die sich zu unglücklich fühlten, um auch nur gegen einander zu murren, sondern mit verzweifelter Resignation dasaßen und geduldig die Unannehmlichkeiten ertrugen, denen sie einmal nicht entfliehen konnten.

Es war in der That ein trauriger Tag. Der Himmel zeigte nichts als eine dichte ununterbrochene Wolkenmasse ohne eine einzige Spalte, durch welche ein Strahl der Sonne sich hindurchzustehlen vermocht hätte und die Haide sah wüster und öder aus, als gewöhnlich. Kein lebendes Wesen war zu sehen — nicht einmal eine einsame nach ihrem Neste zurückkehrende Krähe — Alles

hatte schon irgendwo ein Obdach gesucht. Die Göttin der Wohlthätigkeit selbst würde sich an einem solchen Tage kaum hinausgewagt haben um ihre Werke der Liebe und Barmherzigkeit zu üben.

Dick trieb aber seine Rosse beharrlich weiter, bis er eine scharfe Biegung der Straße erreichte, ungefähr noch eine Meile von dem Hause, wo er die Pferde wechselte, als er plötzlich anhielt. Mehrere vom Frost geröthete Nasen tauchten aus den dicken wollenen Shawls der Passagiere hervor und mehr als eine Stimme fragte, ob es etwas gäbe.

„Das wollte ich meinen," antwortete der Kutscher in mitleidigem Tone; „sehen Sie nur da!"

Er zeigte mit seiner Peitsche auf eine anständig, aber ärmlich gekleidete weibliche Gestalt, die sich am Fuße einer alten Eiche zusammengekauert hatte, deren blätterlose Aeste stöhnten und seufzten, während sie im Sturme über dem Haupte des Weibes hin und her schwankten, als ob sie wirklich Liebe und Mitleid empfänden.

„Was machen Sie denn hier, arme Frau?" fragte Dick; „Sie sind wohl vom rechten Wege abgekommen?"

„Nein."

„Sie warten wohl auf den Personenwagen?"

„Ich habe kein Geld zum Fahren," antwortete die Frau.

„Ach reden Sie doch nicht vom Gelde!" rief der gutmüthige Mann; „steigen Sie nur auf! in einem solchen Wetter ließe ich keinen Hund auf der Straße sitzen, viel weniger einen Menschen. Also steigen Sie nur auf, Sie sollen nichts bezahlen."

„Ich bin mit meinem Kinde auf dem Wege nach Colchester," entgegnete das arme verlassene Weib, indem es zum ersten Male aufblickte; „jede Hoffnung, die ich in der Welt habe, beruht darauf, daß ich diese Stadt erreiche! Ich danke Ihnen aber für Ihre Güte," setzte sie hinzu, „obschon ich dieselbe nicht benutzen kann."

Wenn Dick, der in der Welt weit herumgekommen, schon durch die Sprache und das Wesen der Redenden betroffen worden war, so ward er es noch mehr durch ihr Antlitz. Obschon ihre feinen Züge durch Mangel und Entbehrung scharf und spitz geworden waren, so blieben doch trotz der Verheerung, welche Kummer und Leiden darin angerichtet, noch genug Spuren übrig, um zu verrathen, wie schön sie einst gewesen. Ihr langes rabenschwarzes Haar war unter dem Shawl, den sie über den Kopf gezogen, um-

sich gegen den herabstürzenden Regen zu schützen, hervorgequollen und fiel in dichten, glänzenden, halbgeringelten Massen, die schlafenden Schlangen glichen, über den Hals und die Schultern der Pilgerin; ihr Gesicht war bleich, als ob der Tod schon sein Siegel darauf gedrückt hätte, die Augen aber — die großen glänzenden Augen — brachten wiederum Leben in die leichenhafte Erscheinung. In ihrem beredten Ausdruck lag eine ganze Geschichte von Elend und Leiden.

Es war ein Antlitz, welches den, der es einmal gesehen, verfolgt wie ein Traum, oft nach langen Jahren in der Stille der Nacht wieder vor ihm auftaucht und niemals vergessen wird.

Sorgfältig in ihren Shawl eingehüllt, saß auf ihrem Knie ein kleines Mädchen von ungefähr vier Jahren. Es war nicht möglich, über die Abstammung dieses Kindes lange in Zweifel zu sein, so ähnlich sah es seiner Mutter, die es an ihre keuchende Brust gedrückt hielt, in der Hoffnung, ihm die Wärme mitzutheilen, die sie aufgehört hatte, selbst zu empfinden.

„Heute Abend können Sie unmöglich noch bis Colchester kommen," bemerkte der Kutscher, indem er gleichzeitig von dem Bocke herabstieg; „ich will Ihnen aber sagen, was Sie thun können. Ungefähr eine Meile von hier steht ein einsames Haus auf der Haide unter dem Namen „Wanderers Ruhe" bekannt. Es ist ein ganz anständiges Haus und obschon der Wirth gerade nicht im besten Rufe steht, so ist seine Frau doch ein gutmüthiges freundliches Geschöpf und wird Ihnen Pflege angedeihen lassen. Jedermann spricht gut von Mabel."

„Mabel!" wiederholte die Frau; „die früher in dem Hause der Lady Briancourt war?"

„Ganz dieselbe," antwortete Dick; „sie verließ das Schloß vor fünf Jahren — Niemand wußte, warum oder weshalb — ich glaube, sie ward wegen eines kleinen Versehens fortgeschickt und heirathete kurz darauf einen liederlichen Menschen, Namens Ned Cantor."

„Sie heirathete ihn?" rief die Frau im Tone schmerzlicher Ueberraschung; „da hätte sie ein besseres Schicksal verdient! Das ist ein schlechter — schlechter Mann!"

„Sie kennen ihn?"

„Nein — aber ich habe von ihm gehört."

Die Außenpassagiere begannen ungeduldig zu werden und man

sah, wie ein weißes Taschentuch den Schweiß von dem Fenster in dem Innern des Wagens abwischte; gleich darauf kamen ein Paar helle, graue Spüraugen zum Vorschein, welche durch das Glas lugten.

„Ich muß fort," sagte Dick; „aber erst lassen Sie mich Ihr Kind sehen."

Die Pilgerin zog ihren Shawl auf die Seite, um die Züge ihres Kindes sehen zu lassen, welches wehmüthig in das bleiche Gesicht seiner Mutter aufblickte und matt lächelte.

„Armes kleines Ding!" sagte der gutmüthige Mann, indem er ein Silberstück in die kleine ausgestreckte Hand drückte; „da — keine Worte weiter — ich bin kein Freund davon! Adieu! Suchen Sie nur so schnell als möglich nach Wanderers Ruhe zu kommen und wenn Ned Cantor Schwierigkeiten macht und Sie vielleicht nicht einlassen will, so sagen Sie ihm nur, Dick Gurney schickte Sie."

Pfeifend, um den Dank der Frau nicht zu hören, stieg der Kutscher wieder auf seinen Sitz.

„Schöne Zeit habt Ihr da verplaudert!" bemerkte mürrisch ein dicker, behäbig aussehender Mann, der mit auf dem Bocke saß; „in welches Kirchspiel gehört sie?"

„In ein sehr großes, Sir — die Welt."

„Hm! dann hättet Ihr am besten gethan, sie darin zu lassen!" war die sauertöpfische Antwort.

„Wollen Sie wohl so gut sein, Sir," sagte der Kutscher, „mir diesen Teppich wiederzugeben!" und zeigte damit auf die Decke, die er dem Passagier geliehen, um sie über seine Schultern zu werfen; „ich kann ihn nicht mehr entbehren."

„Unsinn, Dick — ich werde ja durch und durch naß!"

„Kann es nicht ändern, Sir. Diese arme Frau wird es auch."

„Wie? Ihr wollt ihr doch nicht etwa den Teppich schenken?" rief der Herr im Tone der Ueberraschung und Entrüstung.

„Ja wohl, will ich das!" antwortete der Kutscher fest.

„Natürlich könnt Ihr ihn nehmen, denn er gehört Euer!" sagte der Passagier, indem er den Teppich langsam von den Schultern zog; „ich hatte mir schon vorgenommen, ihr einen Sechspence zu geben, nun aber —"

„Haben Sie es sich anders überlegt," unterbrach ihn Dick, indem er den Redesatz vollendete; „hier, meine gute Frau," setzte er hinzu, indem er ihr den Teppich — einen sehr großen und dicken

— hinunterwarf; „wickeln Sie Ihr Kind hinein und nehmen Sie sich auch selbst gut in Acht.“

Die Peitsche knallte und die Pferde trabten rasch und gern weiter, denn es begann sie schon zu frösteln, als sie so im Regen dastehen mußten und ihr menschenfreundlicher Führer wartete keinen Augenblick, um den Dank anzuhören, den der Gegenstand seiner Menschenfreundlichkeit ihm nachmurmelte.

Als der Wagen an dem Posthause anhielt, um die Pferde zu wechseln, stieg einer der Innenpassagiere — der Herr mit den grauen Spüraugen — aus und meldete Dick zu dessen großem Erstaunen, daß er nicht weiter mitfahren werde.

„Sie sind ja aber bis London eingeschrieben, Sir?“

„Das weiß ich wohl, lieber Freund — ich habe ein Pfund sechs Schilling für meinen Platz bezahlt, das werde ich nicht so leicht vergessen. Der Grund, weshalb ich nicht weiter mitfahren will, ist, daß ich einige wichtige Urkunden und Documente vergessen habe. Sie liegen in dem Hause eines meiner Clienten und ich muß daher sofort wieder zurück.“

„Da haben Sie nicht eher Gelegenheit, als bis die Post abgeht!“ bemerkte die Wirthin des Posthauses, die sich den Sprechenden genähert hatte, während das Gepäck des Passagiers abgepackt ward; „Sie werden sich einstweilen hier ganz wohl befinden.“

„Noch etwas, Sir?“ fragte Dick, indem er auf das Gepäck zeigte, welches aus einem Reisesack, einer Toilette und einem ziemlich großen Koffer bestand.

„Nichts weiter,“ sagte der Herr; „ich danke Euch! Es ist alles in Ordnung! Nehmt das Gepäck herein, Kellner. Apropos,“ setzte er hinzu, „was sagtet Ihr denn zu dem Bettelweibe auf der Haide, vorhin?“

„Es war kein Bettelweib, sondern eine arme Frau auf dem Wege nach Colchester, um dort einige Freunde zu besuchen. Ich wies sie nach einem Hause, wo sie bis morgen ein Obdach finden kann — das war alles.“

„Ihr wiest sie zu Ned Cantor?“

„Ja — kennen Sie ihn?“

„Nein,“ antwortete der Eigner der auffälligen grauen Spüraugen; „aber ich hörte, daß Ihr ihn nanntet. Das war sehr freundlich von Euch. Die arme Frau — sie ging mir wirklich nahe.“

„So!“ sagte Dick; „wo denn?“

„Wo denn!“ wiederholte der Herr; „in meinem Herzen, das versteht sich.“

„Ja, ja, in Eurer Tasche wahrscheinlich nicht,“ entgegnete der Kutscher trocken, „sonst würde ich es bemerkt haben!“

Und fort stelzte der wackere Mann auf seinem hölzernen Bein, denn er war vor einigen Jahren, als einmal seine Pferde, durch eine Schafheerde scheu geworden, durchgegangen waren und den Wagen umgeworfen hatten, verunglückt. Da er ein Mann von einigem Vermögen und unabhängigem Sinne war, so wartete er nicht, um die gewöhnliche halbe Krone in Empfang zu nehmen, welche der Passagier widerstrebend aus seiner wohlgefüllten Börse zog.

Dieser menschenfreundliche Kutscher ist keine erdichtete Person. Viele Male haben wir als Knabe neben ihm auf dem Bock gesessen und sind Augenzeuge der zuweilen excentrischen Handlungen gewesen, zu welchen ihn sein Wohlthätigkeitssinn trieb.

Nicht sobald war die Norwich Times weitergefahren, als der Passagier dem Wirthe mittheilte, daß er einen Boten brauche, der für ihn einige Meilen über die Haide ritte.

„Zu befehlen, Sir,“ sagte der Wirth und setzte dann mit sich selbst zu Rathe gehend, hinzu: „Wen schicke ich denn da gleich?“

„Es muß natürlich ein Mann sein, auf den man sich verlassen kann.“

„Ja wohl, ja wohl,“ entgegnete der Wirth; „ist es weit, wohin Sie ihn schicken wollen?“

„Ungefähr acht Meilen. Er soll zwei Briefe abgeben — einen an Sir Charles Briancourt — den andern an einen von dessen Pächtern — ein Kerl Namens Ned Cantor, der in einem alleinstehenden Hause auf der Haide wohnt. Mittlerweile lassen Sie mir etwas zu essen machen — das Beste, was Sie im Hause haben.“

„Zu befehlen,“ antwortete der Wirth höflich und dienstfertig; der krummbeinige Jem soll sogleich die braune Stute satteln und wird in fünf Minuten fertig sein.“

„Schön, schön.“

Advocat Quirk — so hieß der Passagier — setzte sich in das Gastzimmer und schrieb die beiden Briefe. Den ersten siegelte er sorgfältig mit seinem Familienwappen — einer Schlange im Grase mit dem Motto „Cave“ darunter — die Adresse lautete an seinen Clienten, den Baronet; den zweiten verschloß er blos mit einer

Oblate. Eben als er fertig war, trat der Bote ein. Dieser war ein hagerer kleiner alter Mann mit einem spitzigen Fuchsgesicht und grauem Haar, welches glatt wie das eines Dachses über seine Stirn gekämmt war. Seine Augen waren scharf und durchbohrend, aber verstohlen in ihrem Ausdruck, denn sobald man ihrem Blick begegnete, so wichen sie aus. Seine Beine waren, weil er in seiner Jugend den größten Theil seiner Zeit im Sattel zugebracht hatte, gebogen wie eine Parenthese. Daher rührte der Spitzname, unter welchem der Gastwirth ihn erwähnt hatte und unter welchem er meilenweit in der Runde allgemein bekannt war. Jems Gang war in Folge dieses Gebrechens langsam und bot einen fast lächerlichen Anblick dar. Er wußte das wohl und sein ganzes Wesen hatte dem zufolge etwas Unbeholfenes und Schwerfälliges; saß er aber einmal auf dem Pferde, so war er ein ganz anderer Mann und voll Feuer und Leben. Uebrigens war er, wenn auch nicht als der beste, doch als der verwegenste Reiter in der Grafschaft anerkannt.

„Wer seid Ihr?" fragte der Advocat, indem er den Kopf von dem Tische emporrichtete.

„Jem!" lautete die kurze und nicht allzuhöfliche Antwort.

„Ihr werdet gewöhnlich der krummbeinige Jem genannt, nicht wahr?"

„Ja, von Narren!"

„Hm!" sagte Mr. Quirk, dem diese Antwort eben nicht zusagte; „also Jem, hier sind zwei Briefe. Lesen könnt Ihr wohl?"

„Vielleicht!"

„Ein so gescheidter Mann wie Ihr kann auf jeden Fall lesen und es war ganz unnöthig von mir, diese Frage zu thun," setzte der Advocat hinzu; „es ist blos so eine Angewohnheit von mir. Kennt Ihr Ned Cantor?"

„Ned Cantor? Ich kenne ihn wohl, weiß aber nicht viel Gutes von ihm," antwortete Jem.

„Das macht nichts aus, Jem — es ist durchaus nicht nothwendig, daß Ihr etwas Gutes von ihm wisset. Ich verlange von Euch weiter nichts, als daß Ihr seinen Aufenthaltsort — seine Wohnung kennt."

„Die weiß ich."

Nun so reitet hin," fuhr Mr. Quirk fort — „gebt diesen Brief

an ihn ab — den mit der Oblate — dann sprengt querfeldein nach dem Herrnhause und verlangt Sir Charles Briancourt zu sprechen."

„Der wird bei Tische sein."

„Das thut nichts; sagt dem Kellermeister nur, daß Ihr von mir geschickt seid und er wird Euch sogleich vorlassen."

„Aber wie soll ich ihm Ihren Namen nennen, wenn Sie mir denselben nicht erst sagen?" fragte der Bote.

„Den braucht Ihr nicht zu wissen," sagte der Jurist, der seine besondern Gründe hatte, hier nicht gekannt zu sein; „Ihr könnt meine Persönlichkeit beschreiben."

„Das ist auch wahr!" antwortete der krummbeinige Jem, indem er den Mund zu einem spöttischen Grinsen verzog; „ich kann Sie beschreiben! Schimmel, elf Viertel hoch, etwas köthenschüssig, sehr scheu — Vater, ein abgetriebenes Jagdpferd aus einem guten Stalle — Mutter, Fuchsstute — übriger Stammbaum unbekannt."

Während der Postillon auf diese Weise die äußere Erscheinung des Advocaten beschrieb, zuckte und krümmte sich dieser in seinem Innern, denn er war überzeugt, daß der alte Spötter ihn kannte und diese Gelegenheit ergriffen hatte, um sich wegen der Bemerkung zu rächen, die er über seine Beine gemacht.

„Macht, daß Ihr fortkommt," rief Mr. Quirk, dem die Zornesröthe das Gesicht färbte; „wenn Ihr wieder kommt, sollt Ihr einen Louisdor bekommen. Uebrigens aber enthaltet Euch Eurer witzigen Schilderungen," setzte er mit unruhigem Blicke hinzu; „ich habe keine Lust, mein Portrait noch einmal von Euch malen zu lassen."

„Ganz, wie Sie befehlen," bemerkte Jem, dessen Galle durch die Aussicht auf das Goldstück bedeutend gemindert ward. „Ich werde bald wieder da sein."

Kaum war eine Minute vergangen, so sprengte er auch schon auf seiner braunen Stute unter den Fenstern des Zimmers vorüber, in welchem diese Unterredung stattgefunden hatte.

„Hm!" murmelte der Advocat, indem er ihm nachsah; „der Bursche weiß mehr, als ich dachte. Indessen, ich habe keine Zeit, mich weiter mit Gedanken über ihn herumzuschlagen, wenn das Gewebe, an welchem ich jahrelang in Einsamkeit und Geduld gearbeitet, zerrissen zu werden drohet! Welch ein Glück, daß ich ihr

begegnete! Wie sie sich verändert hat!“ setzte er hinzu. „Andere Augen als die des Hasses würden sie schwerlich wieder erkannt haben. Sie kann nicht lange mehr leben und ruht sie einmal im Grabe, so ist das Uebrige klar und leicht!“

Mit diesen frommen christlichen Gedanken rückte Mr. Quirk seinen Stuhl näher an das Feuer und zog die Klingel, um sich seine Mahlzeit auftragen zu lassen. Er war eins jener herzlosen Wesen, denen nichts den Appetit verderben kann und wäre, wenn es nicht anders gegangen wäre, recht wohl im Stande gewesen, den Sarg seiner Mutter als Speisetafel zu benutzen. Und doch sprach alle Welt gut von Advocat Quirk; seine Stimme war so sanft und seine Manieren — er pflegte sich oft zu rühmen, daß seine Manieren ihn zum reichen Manne gemacht hätten.

Zweites Kapitel.

In „Wanderers Ruhe.“

Das kleine Wirthshaus auf der Lexden Haide, unter dem Namen Wanderers Ruhe bekannt, war eine jener bescheidenen Herbergen, welche die anständige Armuth aufsucht. Die Gäste, welche hier einkehrten, waren größtentheils Hausirer und Boten, eine jetzt fast ganz verschwundene Klasse von Gewerbtreibenden, seitdem die Eisenbahn die Waaren von Manchester und Sheffield bis vor die Thür eines jeden Bauernhauses bringt. Dieses Haus ward, wie wir schon mehrmals erwähnt haben, von einem Manne bewirthschaftet, der Ned Cantor hieß, früher Gärtner im Hause der Lady Briancourt gewesen war und durch Ausdauer, abgesehen von seinem wirklich schönen Aeußern, die hübsche Mabel, das Kammermädchen der Lady, bewogen hatte, ihn zum Manne zu nehmen — nicht eher aber, als bis sie ihren Dienst verloren hatte. Es war viel über diese Angelegenheit hin und her gesprochen worden, aber Niemand kannte die Ursache von Mabels Entlassung und von dem Tage an, wo sie das Haus verlassen, hatte ihre Herrin niemals ihren Namen erwähnt oder sich nach ihrem Schicksale erkundigt.

Ned war ein langer wohlgewachsener Mann mit langem schwarzem lockigem Haar und dunklen Augen, und man glaubte allgemein, er sei von Abstammung ein halber Zigeuner. Obschon großer An=

strengung fähig, hatte er doch eine gründliche Scheu vor aller Arbeit und ein Paar Nächte hindurch Wilddieberei treiben oder auf die Kaninchenjagd gehen, ermüdete ihn weniger, als eine Stunde regelmäßige Arbeit. Obschon gelernter Gärtner, fand er doch an Blumen kein Vergnügen und das kleine Stückchen Land um sein Haus herum, welches bei angemessener Bebauung ihn und seine Familie das ganze Jahr hindurch mit Gemüse versehen haben würde, sah fast eben so wüste und unfruchtbar aus, als der übrige Theil der unwirthlichen Haide.

Mabel, eine blonde blauäugige Frau und die verkörperte Geduld, war im Gegentheile eben so fleißig als ihr Gatte träg und ausschweifend war. Obschon sie Niemanden hatte, der ihr mit zur Hand gegangen wäre, so zeichnete sich doch das Haus durch die außerordentliche Nettigkeit und Sauberkeit aus, in der es erhalten ward. Die ziegelsteinerne Hausflur ward täglich gefegt und gescheuert und das Hausgeräth abgestäubt, zum großen Aerger des Mannes, der das Plätschern und Waschen nicht leiden konnte. Er besaß, wie die meisten faulen Leute, eine Antipathie vor dem Waschen.

Mabel saß am Feuer, emsig mit ihrer Nadel beschäftigt. Von Zeit zu Zeit hob sie die Augen auf, um ihrem sich lustig umhertummelnden Kinde zuzusehen — einem munteren, zigeunerhaften, wunderhübschen kleinen Mädchen, welches nicht blos die funkelnden Augen und das dunkle Haar seines Vaters, sondern auch einen hohen Grad seiner störrigen leidenschaftlichen Gemüthsart geerbt hatte.

Wenn Ned irgend etwas auf Erden liebte, so war es dieses Mädchen; er verhätschelte und verzog sie gänzlich. So oft Mabel sie wegen irgend eines unartigen Streiches ausschalt, hob sie der Vater auf sein Knie, bedeckte sie mit Küssen und sagte ihr, sie könne es immer wieder thun, wenn sie Lust hätte und brauche sich nicht an ihre Mutter zu kehren. Das Mädchen aber kehrte sich trotz dieser verderblichen Lehren doch an die Mutter und benutzte oft die erste Gelegenheit, um von den Knien des Vaters herabzuschlüpfen, sich an Mabels Seite zu schleichen, ihr die Thränen von den Wangen zu küssen und zu flüstern:

„Weine nicht! Meg wieder gutes Kind.“

Obschon noch so jung, schien das Mädchen doch zu verstehen, daß die Liebe ihres Vaters eine egoistische Liebe war, denn trotz

seines Hätschelns gab sie der Mutter offenbar den Vorzug. Ned war stolz auf ihre Schönheit — sie machte ihm Vergnügen. Oft machte er, wenn er die langen seidenen Locken des Mädchens strich, seiner Gattin bemerklich, daß sie später einmal den jungen Männern wohl die Köpfe verrücken werde und sprach dann die Hoffnung aus, daß sie ihren Vortheil wahrzunehmen wissen werde.

Mabel ward allemal, wenn sie ihn so reden hörte, von einem unheimlichen Schauer ergriffen, obschon sie weit entfernt war zu errathen, was er meinte.

„Welch ein fürchterliches Wetter!" sagte die Wirthin von Wanderers Ruhe bei sich selbst, indem sie durch das schmale Fenster blickte; „auf alle Fälle werden wir heute Abend keine Gäste bekommen, die uns durch ihr Trinken und Lärmen stören. Wollte Gott, Ned hätte einen andern Erwerbszweig gewählt."

In diesem Augenblicke ward an die Thüre gepocht.

„Herein!" sagte Mabel in nicht sehr freundlichem Tone, denn sie glaubte, es sei einer der gewöhnlichen Gäste des Hauses, über deren Abwesenheit sie sich schon gefreut hatte.

Die Thür öffnete sich und die arme Pilgerin, trotz der schützenden Decke, welche Dick Gurney ihr zugeworfen, bis auf die Haut durchnäßt, trat oder taumelte vielmehr in das Zimmer herein.

Trotz des die äußerste Armuth verrathenden Aeußern der Fremden, stand die gutmüthige Wirthin sogleich auf und setzte ihr einen Stuhl in der Nähe des Feuers bereit.

Die Fremde warf ihren Shawl und ihre Kopfhülle ab. Einige Augenblicke lang saßen die beiden Frauen einander gegenüber und sahen sich schweigend an. Die arme Wandrerin fing zuerst an zu sprechen.

„Mabel," sagte sie, „hast auch Du mich vergessen?"

Bei dem Klange dieser Stimme schien ein plötzliches Licht, eine Fluth von Erinnerungen auf die Wirthin von Wanderers Ruhe einzudringen. Sie sprang von ihrem Sitz auf, schlang ihre Arme um die Sprechende, drückte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihre Brust und weinte und schluchzte, wie ein Kind. Die Frau ließ sich diese Liebkosungen mit der größten Theilnahmlosigkeit gefallen.

„Meine theure junge Lady! Meine freundliche gütige Herrin! Sie in einem solchen Zustande! Sie, die ich als den Abgott des

Hauses Ihres Vaters gesehen, die von Allen gefeiert und angebetet ward!"

„Ja wohl!" sagte die Verstoßene ruhig; „der Wohlthätigkeit habe ich die Lumpen zu verdanken, die mich bedecken und die Todten in der Gruft meiner Ahnen würden entrüstet ihre Särge sprengen, wenn sie mich sehen könnten."

„Ja, das würden sie — das würden sie!" schluchzte Mabel.

Die kleine Meg, welche über das Aussehen der Fremden erschrak und durch den Schmerz ihrer Mutter geängstet ward, fing an zu weinen und sich an letztere zu klammern.

„Ist dieses Kind Dein?" fragte die Fremde.

„Ja," entgegnete die Wirthin.

„Und bist Du glücklich?"

„Glücklich!" wiederholte Mabel, tief aufseufzend. „Ich bin niemals wieder glücklich gewesen, seitdem Sie fortgingen! Ned mißhandelt mich bis jetzt allerdings noch nicht, aber er ist nicht der Gatte, den ich in ihm zu finden erwartete. Ihre Güte und Nachsicht hatte mich zur Frau eines armen Mannes verdorben. Ich erwartete, einen Gefährten und Freund — einen Führer und Stab durchs Leben zu finden, habe mir anstatt dessen aber einen Herrn gegeben! Er verlangte weiter nichts, als ein Plackholz, welches ihm sein Essen bereitete und für ihn arbeitete — eine Art menschlichen Haushundes, der in seiner Abwesenheit die Wohnung bewachte und ihn bei seiner Rückkehr bewillkommnete; doch gleichviel! Sie sind durchnäßt, müde, vielleicht hungrig? Gott sei Dank, daß es noch in meinen Kräften steht, Ihnen zu dienen, ohne daß Ned etwas davon weiß."

Mabel führte ihren Gast in das innere Zimmer und nahm die Kinder mit. Sobald als sie ihre triefenden Kleider gegen einige Stücke von ihrer und der kleinen Meg Garderobe vertauscht hatte, von welchen sie glaubte, daß ihr Gatte sie nicht erkennen würde, befahl sie ihrem Kinde, das Zimmer zu verlassen.

„Ich mag nicht!" antwortete das Kind in unartigem Tone; „und ich sag' es dem Vater."

„Was willst Du ihm denn sagen?"

„Daß Du der Frau mit den großen Augen das hübsche Kleid gegeben hast und dann kriegst Du Schläge!"

Die Mutter erröthete bis an die Stirn. Sie hätte so gern

ihrer ehemaligen Herrin den ganzen Umfang ihres Elends verschwiegen.

„Ich dächte, Mabel," sagte die Letztere in vorwurfsvollem Tone, „Du hättest mir gesagt, Ned habe Dich bis jetzt noch nicht gemißhandelt? Nun verstehe ich alles, was Du erduldet hast — Kälte, Unfreundlichkeit, Schläge! Der Himmel stehe uns bei!" setzte sie hinzu, „wir sind Beide sehr unglücklich!"

„Es ist das erste Mal," entgegnete die Mutter der kleinen Meg in Thränen ausbrechend, „daß ich Sie belogen habe! Vergeben Sie mir — ich bitte, vergeben Sie mir!"

Nicht sobald bemerkte das eigensinnige Kind den Kummer seiner Mutter, als seine üble Laune augenblicklich verschwand. Ihr auf den Schooß springend — denn Mabel war auf einen Stuhl niedergesunken, schlang Meg ihre kleinen Arme um den Hals der Weinenden und begann ihre Thränen hinwegzuküssen.

„Weine nicht, Mama — weine nicht! Meg will ein gutes Mädchen sein und thun, was Du ihr sagst! Papa soll Dich nicht schlagen."

„Geht!" sagte ihre Mutter, indem sie beide Kinder bei der Hand nahm und nach der Thüre führte; „geht und spielt mit einander!"

Das Kind der Fremden sah seine Mutter fragend an.

„Geh, mein liebes Kind!" sagte sie.

Und die zwei kleinen Geschöpfe verließen das Zimmer.

Sobald sie allein waren, verriegelte Mabel die Thür, um jeder Unterbrechung vorzubeugen, im Fall ihr Gatte oder einer der gewöhnlichen Gäste des Hauses plötzlich ankäme.

„Kennen Sie das da noch?" sagte sie, indem sie auf einen mit sonderbarer Schnitzarbeit verzierten Stuhl mit hoher Lehne zeigte, der mit vergilbtem Zeuge gepolstert war.

„Ja wohl, ja wohl," sagte die Fremde traurig, „dieser Stuhl stand früher in meinem Ankleidezimmer im väterlichen Schlosse. Man erzählte, mein Großvater selbst sei der Verfertiger gewesen."

„Als ich heirathete," hob die Wirthin von Wanderers Ruhe wieder an, „nahm ich ihn mit. Sie werden sich noch besinnen, daß die Lehne geöffnet werden kann; wir entdeckten das Geheimniß, als wir noch Kinder waren. Sehen Sie doch einmal zu, ob Sie die Feder noch finden."

Nach einigen Versuchen gelang es der Fremden. Der Stuhl,

der von massivem Eichenholze geschnitzt war und wahrscheinlich noch aus der Zeit der Königin Elisabeth herrührte, hatte eine doppelte Lehne, die, wenn man mit dem Finger auf einen der Zwischenräume des durchbrochenen Schnitzwerks drückte, sich aus einander schlug, wie die Blätter eines Buchs.

Nicht sobald hatte sie die Feder berührt, als die äußere Abtheilung zurückflog und eine kleine grünseidene Börse klirrend auf die Diele fiel.

„Nehmen Sie es," sagte Mabel; „es gehört Ihnen — es war Ihr letztes Geschenk! Ned weiß Nichts davon, daß ich es besitze! Und wenn er auch etwas davon wüßte, wer hätte wohl mehr Recht darauf als Sie? Ich verheimlichte es vor ihm," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „in der Absicht, ihn einmal auf angenehme Weise damit zu überraschen oder um es als einen Nothpfennig aufzuheben, im Fall uns einmal Armuth oder Krankheit beträfe."

„Ich werde es nicht gebrauchen," bemerkte die Verstoßene traurig. „Meine Tage — ja sogar meine Stunden — sind gezählt; dennoch hat diese Entdeckung mein Gemüth von einer großen Unruhe befreit. Mabel, ich habe die Absicht, einen letzten Versuch zu machen, ob ich das Herz meiner Mutter erweichen kann."

„Der Lady Briancourt!" unterbrach sie Mabel in bitterem Tone; „die hat kein Herz oder wenn sie eins hat, so ist es von Stein — von Stein."

„Dennoch werde ich es versuchen!" Es mag mir nun gelingen oder mißglücken, so fühle ich, daß ich nicht lange mehr zu leben habe! Deiner Obhut vertraue ich daher den einzigen Schatz an, den ich noch besitze — die Urkunden über meine Vermählung und die Legitimität meines Kindes! Bewahre sie," setzte sie hinzu, indem sie Mabel beim Arme ergriff und ihre dunkeln Augen auf sie heftete, „bewahre und hüte sie, wie das Leben Deines eigenen Kindes! Laß Dich durch keine Bestechung und durch kein Mittel der Ueberredung bewegen, sie herauszugeben! Mein unnatürlicher Bruder wird überall, fern und nah, darnach suchen lassen!"

„Nicht einmal Neds Mißhandlungen, weder Armuth noch Entbehrung, sollen das Geheimniß mir entreißen, meine theure junge Herrin," rief Mabel, indem sie auf die Knie niedersank und ihr Versprechen durch einen Schwur bekräftigte. „Niemals werde ich

diese Papiere an Jemand anders aushändigen, als an die Personen, welche Sie mir nennen!"

„An George Stanley, wenn er noch am Leben ist," flüsterte die Fremde mit matter Stimme; „oder sollte er nicht mehr leben, an meine Tochter, sobald diese einen Gatten haben wird, der sie schützen kann!"

Die Papiere wurden sorgfältig in die kleine Vertiefung gelegt, die gerade groß genug war, sie zu fassen und der Stuhl wieder in seinen gewöhnlichen Zustand versetzt, als plötzlich laut an die Thür des Zimmers gepocht ward.

„Das ist mein Mann!" flüsterte Mabel. „Ums Himmels willen nehmt die Börse und bezahlt Alles, was Ihr verlangt! Ach," setzte sie hinzu, „daß ich so etwas zu Euch sagen muß!"

„Arme Mabel!" seufzte ihre vormalige Herrin, „ich verstehe Dich!"

„Mistreß Cantor! Mistreß Cantor!" rief der krummbeinige Jem, der so eben auf der braunen Stute an dem Hause angekommen war; „ist Euer Mann zu Hause?"

„Nein!" entgegnete die Wirthin von Wanderers Ruhe, indem sie die Thür des innern Gemachs öffnete. „Was wollt Ihr denn von ihm?"

„Ich brauche ihn nicht," antwortete der kurz angebundene kleine alte Mann; „in dem Posthause aber ist Jemand, der ihn braucht."

„In dem Posthause? Wer denn?"

„Ja, das ist ein Geheimniß!" sagte der Postillon, indem er gleichzeitig bedeutsam auf die Reihe blanker Zinkkannen schauete, die an der Wand aufgehangen waren. Mabel verstand den Wink, füllte eine der größten mit ihrem besten Bier und setzte sie ihm vor.

„Ich sagte, es wäre ein Geheimniß," hob Jem wieder an, nachdem er einen tüchtigen Schluck gethan; „aber natürlich wird Ned Euch, seiner Frau, nichts verschweigen. Es ist Sir Charles' Advocat, Mr. Quirk. Er dachte, ich kennte ihn nicht," setzte Jem in sich hineinlachend hinzu, „aber da irrte er sich."

Bei dem Namen Quirks wechselten die beiden Frauen einige Blicke. Es war klar, daß der Name des Advocaten einen durchaus nicht angenehmen Eindruck auf sie machte.

„Hier ist ein Brief für Ned," sagte der Bote, indem er auf den

mit der Oblate versiegelten zeigte. Sie lagen beide mit der Adresse nach unten auf dem Tische.

„Und der andere,“ bemerkte die Fremde, „ist an Sir Charles Briancourt.“

Jem sah sie überrascht an, als ob er sie fragen wollte, woher sie das errathen habe.

„Ich durchschaue alles, Mabel!“ flüsterte die unglückliche Dame. „Quirk hat mich erkannt und dieser Brief hat den Zweck, meinen Bruder zu warnen und ihn aufzufordern, mir den Zutritt in das Schloß abzuschneiden! Ich muß diesen Boten begleiten!“

Einige Schillinge, welche die Wirthin dem krummbeinigen Jem in die Hand drückte, bewogen denselben, sich sofort bereit zu erklären, die arme Frau, wie er sie nannte, hinter sich auf's Pferd und mit nach dem Schlosse zu nehmen.

„Abgemacht;“ sagte er; „aber haltet Euch dazu.“

Mabel brachte ihrer ehemaligen Herrin ihren eigenen Mantel und Hut, so daß sie dadurch nicht bloß gegen das Unwetter geschützt, sondern auch ihr Gesicht beinahe ganz verhüllt ward, und begann dann auf ihrem bescheidenen Tische das Beste aufzutragen, was sie in ihrer Speisekammer vorräthig hatte.

„Ich kann nicht essen!“ sagte die Fremde. „Das Herz ist mir zu voll.“

„Aber ein Glas Wein werden Sie doch trinken?“

Die Verstoßene hob das Glas an ihre dünnen vertrockneten Lippen und setzte es, nachdem sie dieselben eben nur befeuchtet wieder hin.

„Ich muß fort!“ rief Jem; „ich kann nicht länger warten.“

„Nur einen Augenblick noch — einen einzigen Augenblick!“ entgegnete die unglückliche Frau in furchtbarer Aufregung. „Ich muß doch von meinem Kinde erst Abschied nehmen.“

Sie hob das Kind, welches mit der kleinen Meg am Heerde spielte, in die Höhe, drückte es leidenschaftlich an ihre Brust und drückte einen Kuß — einen Mutterkuß — auf seine Wange.

„Nimm es, Mabel,“ sagte sie, „und hüte es bis zu meiner Rückkehr, wenn ich nämlich wiederkomme! Komme ich nicht wieder, so schütze Gott, der Gott der Verlassenen und Verwaisten, mein Kind, und segne Dich, Mabel, so wahr Du Deinem Schwure treu bleibst.“

Die letzten Worte wurden in so leisem Tone gesprochen, daß der Postillon nichts davon hörte.

„Ihr seid ja leicht wie eine Feder!“ bemerkte Jem, indem er die Fremde auf die zusammengelegte Decke hob, welche Mabel ihm statt eines Reitkissens hinter dem Sattel hatte befestigen helfen. „Meine Stute wird kaum fühlen, daß sie zwei Personen trägt. Also,“ setzte er zu der Wirthin gewendet hinzu, „vergeßt nicht, Ned den Brief zu geben, sobald er nach Hause kommt.“

Das Herz der armen Mabel war zu voll, als daß sie hätte antworten können. Sie blieb an ihrer Hausthür stehen, bis Roß und Reiter ihren Blicken entschwunden waren und ging dann wieder hinein, um nach dem Kinde zu sehen, welches sie vor Müdigkeit und Hunger eingeschlafen fand, während die kleine Meg neben ihr wachte.

„Sie sagt, sie wäre hungrig, Mutter,“ sagte das Kind; gieb ihr doch ein Stück Brod. Ist die Frau mit den großen Augen fort?“

„Ja.“

„Und wird sie wiederkommen?“

„Ich hoffe es.“

„Dieses kleine Mädchen aber geben wir ihr nicht wieder, wenn sie auch wiederkommt!“ rief Meg, wieder in ihren ungezogenen Ton verfallend; das ist eine böse Frau, weil sie ihr Kind hungern läßt. Wenn Du es mit mir so machtest, dann wäre ich Dir nicht mehr gut.“

Trotz ihres Kummers über das Schicksal und der Verlegenheit, in die sie durch die Anwesenheit eines fremden Kindes versetzt ward, im Fall Ned nach Hause kam, ehe die Mutter es wieder abgeholt hatte, konnte Mabel doch nicht umhin, Freude über die Theilnahme zu empfinden, welche Meg gegen die kleine Fremde zu erkennen gab.

„Ihr Herz,“ dachte sie, „ist gut, wenn es nicht durch böse Rathschläge verdorben wird!“ Und dann wendeten sich ihre Gedanken unwillkürlich ihrem Gatten zu.

Sie hob das schlafende Kind in ihren Armen auf, weckte es sanft aus seinem Schlafe, setzte es dann an den Tisch und forderte es auf, zuzulangen. Die Augen des armen, kleinen, hülflosen Geschöpfes funkelten bei dem ungewohnten Anblick von so vielen

Speisen; nach dem ersten Bissen aber begann es zu weinen und nach seiner Mutter zu fragen.

„Sie wird bald wiederkommen."

„Nun dann wird Marianne warten, bis Mama kommt," sagte das Kind. Marianne blieb, so jung sie auch noch war, ihrem Versprechen wirklich treu, obschon ihre Augen von Zeit zu Zeit sehnsüchtig die auf dem Tische stehenden Speisen betrachteten.

„Hörst Du das, Meg?" sagte die Mutter, welche diese Gelegenheit, ihrem Kinde eine gute Lehre zu geben, nicht ungenützt vorbeigehen lassen wollte; „würdest Du auch mit dem Essen auf mich warten?"

„Wenn ich hungrig wäre, nicht," sagte das Kind geradezu.

Nach ungefähr einer halben Stunde kehrte Ned Cantor zurück. Nicht sobald hatte er den Brief, welchen Jem gebracht, gelesen, als er nach der Frau fragte, welche dagewesen.

„Sie ist wieder fort," sagte Mabel mit einem Blicke der Ueberraschung; „aber wie —"

„Gleichviel. Ist das ihr Kind?" setzte er hinzu, indem er seine Augen auf die kleine Fremde heftete.

„Ja, Ned," antwortete Mabel; „ich bitte Dich um Gottes willen, thue ihm nichts zu Leide."

„Ihm etwas zu Leide thun, Du Närrin! Weshalb sollte ich ihm etwas zu Leide thun?" antwortete ihr Gatte grob. „Fällt mir nicht ein! Nimm es nur gut in Acht, bis ich wiederkomme; das Kind ist mehr Gold werth, als es schwer ist!"

Mit diesen Worten verließ er das Haus und nahm seinen Weg über die Haide.

Drittes Kapitel.

Wie die arme Verlassene die väterlichen Hallen wieder betrat und welche Aufnahme ihr darin von Mutter und Bruder zu Theil ward.

Die verwittwete Lady Briancourt war die einzige Tochter und Erbin einer der ältesten und reichsten Familien in der Grafschaft. Ihr Vater — ein leidenschaftlicher Fuchsjäger — ließ ihr in allen Dingen ihren Willen und die natürliche Folge davon war, daß sie starrköpfig, stolz und launenhaft ward. Als sie achtzehn Jahr

alt war, theilte ihr Vater ihr mit, daß er sie seinem Nachbar, Sir Charles Briancourt, zur Gattin zu geben versprochen habe.

„Den mag ich nicht, Papa," rief die verzogene Schönheit; „der ist ja alt!"

„Was thut das?" fragte Squire Broadlands. „Er ist reich — sein Jagdrevier stößt an das meine — also mache nur weiter keine Umstände."

Es war dies das erste Mal, wo die Erbin Widerspruch erfuhr, und man kann nicht wissen, wie weit sie die Widersetzlichkeit gegen ihren bis jetzt so nachsichtigen Vater getrieben haben würde, wenn nicht ein Umstand eingetreten wäre, welcher ihr auf einmal die ganze Sache als eine sehr gleichgültige erscheinen ließ. Es war dies nichts mehr und nichts weniger, als die Heirath des Kapitains Stanley, dem sie schon lange ihre Liebe zugewendet, in der Voraussetzung, daß dieselbe erwiedert werde. Den Tag darauf, als sie diese Nachricht erhalten, suchte die junge Dame ihren Vater in dem Bibliothekzimmer auf und theilte ihm mit bleichem Antlitz, aber festem Tone ihren Entschluß mit, den Mann, den er ihr vorgeschlagen, zum Gatten zu nehmen.

„So ist's recht, Clara," bemerkte der alte Edelmann, der sich eben anschickte, auf die Jagd zu gehen. „Ich wußte schon, daß Du Dich noch besinnen würdest. Aber mein Himmel," setzte er hinzu, „wie blaß Du aussiehst! Gieb mir einen Kuß! So ist's recht, Du albernes Miezchen — Sir Charles wird ein ganz guter Ehemann für Dich werden. Wird er es nicht, so schieße ich ihn todt; Du bekommst übrigens auch die sämmtlichen Familiendiamanten."

Und Clara Broadlands bekam die Diamanten, denn noch vor Ablauf eines Monats nach dem von uns mitgetheilten Gespräch reichte sie ihre Hand Sir Charles Briancourt, welcher fünf Jahre später so gefällig war, sie zur Wittwe zu machen. Sie hatte einen Sohn — den gegenwärtigen Baronet — und eine Tochter, Namens Clara — Mabels frühere Herrin — die arme verstoßene Wandrerin, die wir auf der Leyden Haide kennen gelernt.

Lady Briancourt war, wie alle stolzen und leidenschaftlichen Naturen, außerordentlich herrschsüchtig. Ihre Liebe zu ihrer Tochter erhielt den ersten Stoß durch den Umstand, daß ihr Vater seine sämmtlichen Güter seiner Enkelin vermachte. Es war dies ein verhängnißvolles Vermächtniß, denn von dieser Stunde an haßte sie

ihr Bruder und ihre Mutter betrachtete sie nicht mehr mit dem Gefühl, welches einer Mutter geziemt.

Diese Gleichgültigkeit aber verwandelte sich in förmlichen Haß, als Clara Briancourt in ihrem achtzehnten Jahre sich von George Stanley entführen ließ, dem Sohne des früheren Anbeters ihrer Mutter, der durch seine Bevorzugung einer Andern ihren Stolz und ihre Eitelkeit so tief verwundet hatte. Sie befahl ihr nicht blos, ihr niemals wieder unter die Augen zu kommen, sondern sendete auch ihre Briefe, in welchen sie um Verzeihung bat, uneröffnet, zurück.

In der Hoffnung, seine pekuniären Umstände zu verbessern, hatte der junge Stanley sich bewegen lassen, eine Anstellung in einer der englischen Kolonien anzunehmen. Seine Gattin, die er verabredetermaßen abholen lassen wollte, hörte von dem Tage seiner Abreise nichts wieder von ihm und eben so wenig war sie im Stande, die Adresse des Freundes zu ermitteln, der sich so für ihn interessirt und ihm jene Anstellung verschafft hatte.

Vergebens bot Clara in dem kleinen Häuschen in Devonshire, in welches sie sich zurückgezogen, alle ihre Kräfte auf, um sich und ihr Kind zu ernähren. Zuerst eröffnete sie eine Schule — diese schlug fehl; dann nahm sie Näharbeiten an, aber auch diese bekam sie nicht in hinreichender Anzahl, um davon leben zu können; ein verderblicher Einfluß schien sie umfangen zu halten und die Verleumdung war gegen sie thätig gewesen. Diejenigen, welche früher gut von ihr sprachen, wichen ihr jetzt aus, wenn sie sie von weitem kommen sahen und ihr Hauswirth legte Beschlag auf ihre sämmtliche Habe, weil sie ihm den Miethzins nicht bezahlen konnte.

Ohne Obdach und mit nur wenigen Schillingen in der Tasche machte sich die arme, schwer Darniedergebeugte, die in dem Schooße des Ueberflusses aufgewachsen, zu Fuße auf den Weg nach Essex, in der Hoffnung, das verstockte Herz ihrer strengen Mutter zu rühren.

Ihre Ankunft in Lexden und das Zusammentreffen zwischen ihr und ihrer frühern Dienerin Mabel haben wir bereits beschrieben. Die Entlassung der Letztern aus dem Hause der Lady Briancourt war eben durch den Beistand veranlaßt worden, den sie ihrer jungen Herrin zur Zeit ihrer Flucht mit dem Sohne des Mannes geleistet, dessen Andenken die Lady haßte.

Der Baronet und seine Mutter saßen in dem prachtvoll aus-

gestatteten Gesellschaftszimmer des alten Familienschlosses. Die Läden waren geschlossen und die Sammetvorhänge sorgfältig zugezogen, so daß auch nicht der mindeste Lufthauch eindringen konnte.

Die verwittwete Lady war von hohem, stolzem Wuchse und besaß selbst jetzt in dem vorgerückten Alter von dreiundfünfzig Jahren noch einen bedeutenden Grad von Körperschönheit. Obschon reich gekleidet und umringt von Allem, was der Reichthum geben kann, würde sie doch durch den Ausdruck ihres Gesichts den scharfblickenden Physiognomiker sofort überzeugt haben, daß sie nichts weniger als glücklich war. Sie war kalt und zurückhaltend in ihrem Wesen, wie Jemand, der fortwährend gegen sich selbst auf der Hut ist. Ihre Dienerschaft, die sehr zahlreich war, sah ihr alles an den Augen ab, aber es waren nur wenige — sehr wenige — darunter, die Liebe oder Achtung gegen sie empfunden hätten.

Ihr Sohn glich seinem Vater. Er besaß eine hübsche vornehme Figur, aber ein Gesicht ohne allen Ausdruck. Er war sehr eifrig in allen Aufmerksamkeiten gegen seine Mutter, welche außer ihrem eigenen väterlichen Vermögen auch noch einen sehr bedeutenden Wittwenantheil an dem ihres verstorbenen Gemahls besaß. Der Baronet war daher nichts weniger als reich.

Oft pflegte Lady Briancourt, wenn sie allein war, mit Beziehung auf ihre Tochter bei sich selbst zu sagen:

„Hätte sie jeden andern Mann gewählt, als den Sohn Dessen, der meine Liebe gewann und sie dann verschmähete, so hätte ich ihr verzeihen können; niemals aber soll sein Enkel die schönen Besitzungen meiner Ahnen erben."

In demselben Augenblick aber, wo sie sich selbst diese Erklärung abgab, flüsterte ihr in ihrem Innern eine Stimme zu, dieses „niemals" sei ein schweres Wort.

„Charles," sagte die Lady zu dem Baronet, „nach meiner Meinung führst Du für einen Mann von Deinem Alter ein ziemlich eintöniges und langweiliges Leben."

„Mir kommt es nicht so vor," antwortete der Schmeichler, indem er ihre Hand ehrerbietig an seine Lippen drückte; „in Deiner Nähe langweile ich mich nie."

„Ich habe mich schon oft gewundert, daß Du gar keine Lust zum Heirathen zeigst."

Sir Charles zuckte ein wenig zusammen, wie Jemand, welcher fühlt, daß er nahe daran ist, verrätherischen Boden zu betreten.

„Da haben wir zum Beispiel die Howards," fuhr die Lady fort. „Schöne Mädchen!"

„Zu schön für mich," antwortete ihr Sohn. „Ueberdies hält mich in Bezug auf diese noch ein anderer Grund ab."

„Was wäre das für ein Grund?"

„Die Mutter dieser Mädchen war mit einem Manne verwandt, der, wie ich gehört habe, Dich schwer beleidigte."

Lady Briancourt erröthete durch ihre Schminke hindurch, so empfindlich war sie noch bei jeder Hindeutung auf die Stanleys.

Zum Glück trat in diesem Augenblick der Kellermeister ins Zimmer.

„Was giebt's, Harrison?" sagte der Baronet mit überraschtem Blicke; „ich habe nicht geklingelt."

„Ich weiß es wohl, Sir Charles," sagte der Diener; es ist ein Mann unten, der einen Brief an Sie hat."

„So möge er ihn heraufschicken."

„Das will er nicht, Sir Charles."

„So möge er sich wieder fort packen."

„Das will er auch nicht! Er sagt, er sei damit von dem Posthause herübergeritten und soviel ich aus seinen Aeußerungen abnehmen kann, ist der Brief von Mr. Quirk, dem etwas zugestoßen sein muß. Ich hielt es daher fürs Beste —"

„Ihr habt ganz recht gethan, Harrison — ganz recht!" sagte sein Herr. „Führt den Mann in das Frühstückszimmer — ich werde sogleich mit ihm sprechen."

Obschon Lady Briancourt es nicht sagte, so war sie doch ebenso neugierig als ihr Sohn, zu wissen, was Mr. Quirk, der in ihr Vertrauen ebenso tief eingeweiht war, als in das ihres Sohnes, zugestoßen sein könne.

„Was kann nur passirt sein?" dachte sie bei sich selbst; „ist vielleicht der unglückliche junge Mann zurückgekehrt?"

In diesem Augenblicke hörte man eine zitternde Hand an dem Griffe der Zimmerthür.

„Wer ist da?" fragte die Wittwe zornig. Sie wußte, daß es Sir Charles nicht sein könne und nahm es stets sehr ungnädig auf, wenn Jemand anders unangemeldet sie überraschte.

Die Thür öffnete sich und ein Gespenst, so wie es zuweilen die unnatürliche Mutter in ihren Träumen verfolgt hatte, trat in das Zimmer. Es war ihre Tochter Clara; ihr Antlitz war so bleich und eingefallen, daß die Hand des Todes darin nicht zu verkennen war. Die Hände faltend trat sie näher, hauchte den Namen „Mutter!“ und sank zu ihren Füßen nieder.

„Nun!“ sagte die stolze Frau, indem sie ihr Herz gegen die Bitten ihres Kindes stählte, „was willst Du? — Gold? Du kennst die Bedingungen, unter welchen ich bereit bin, Dich zu unterstützen.“

„Ich sterbe!“ sagte die Unglückliche mit matter Stimme.

„Und Du kommst, um mich um Verzeihung zu bitten?“ unterbrach sie die Lady; „es giebt nur einen Preis, um welchen Du sie erhalten kannst!“

„Ich kenne ihn — ich kenne ihn, das Erbtheil meines Kindes!“ murmelte die sterbende Clara; „doch nein, das kannst Du nicht verlangen, Mutter! Dein Herz ist menschlich, obschon Deine Rede kalt und hart ist! Wenn ich ungehorsam gewesen bin, so bin ich auch dafür gestraft worden. Ich bin aus meiner Heimath verbannt gewesen und habe von der Wohlthätigkeit fremder Menschen leben müssen; ich habe dem Nachtwind und dem Sturme getrotzt, um von Dir das süße Wort der Verzeihung zu hören, ehe ich sterbe! Mutter,“ setzte sie hinzu, „sieh ich sterbe hier zu Deinen Füßen vor Mangel und Entbehrung — willst Du mir nicht verzeihen?“

Lady Briancourt zitterte heftig. So hart sie auch war, so lag doch in dem Umstande, daß ihr Kind hier vor ihren Augen Hungers starb, etwas so Furchtbares, daß selbst ihr eisernes Gemüth sich davor entsetzte, als ihr Sohn, von zwei Dienern begleitet, plötzlich und eilig ins Zimmer trat.

„Führt dieses Weib hinaus!“ sagte er, indem er auf die kniende Gestalt seiner Schwester zeigte. „Wie könnt Ihr Euch unterstehen, Lady Briancourt auf diese Weise überfallen zu lassen?“

Clara klammerte sich mit der Kraft der Verzweiflung an die Falten des Sammetgewandes ihrer Mutter.

„Nein — nein!“ kreischte sie; „nicht eher, als bis sie mir vergeben hat.“

„Charles,“ sagte die Lady; „führe sie fort, „aber lasse sie nicht rauh behandeln.“

„Mutter — Mutter!“

„Sie ist wahnsinnig!“ rief der Baronet, welcher nicht wünschte, daß die Diener merken sollten, in welchem nahen Verhältniß die Unglückliche zu dem Hause stand. „Führt sie hinaus!“

Nicht sobald aber berührten die Hände der Diener die Gestalt der unglücklichen Verstoßenen, als sie auf ihre Füße sprang und mit würdevoller Geberde die Diener von sich wies.

„Zurück!“ rief sie; „ich werde von hier fortgetragen werden, aber nicht von Händen, wie die Euren! Das Leichentuch mit dem prunkenden Wappen unseres Hauses wird meine Ueberreste decken und der wallende Helmbusch mir vorangetragen werden! Wie werden die Teufel lachen und Engel weinen, wenn sie Die, welche die Erbin von Broadlands verhungern ließen und in das Grab hetzten — trauern — ja, um sie trauern und hinter ihrem Sarge herschreiten sehen! Zurück!“ wiederholte sie, „ich habe ein Recht darauf, unter dem Dache meines Vaters zu sterben!“

„Charles!“ flüsterte die von Entsetzen ergriffene Lady Briancourt, „sie stirbt wirklich — schicke nach Hülfe!“

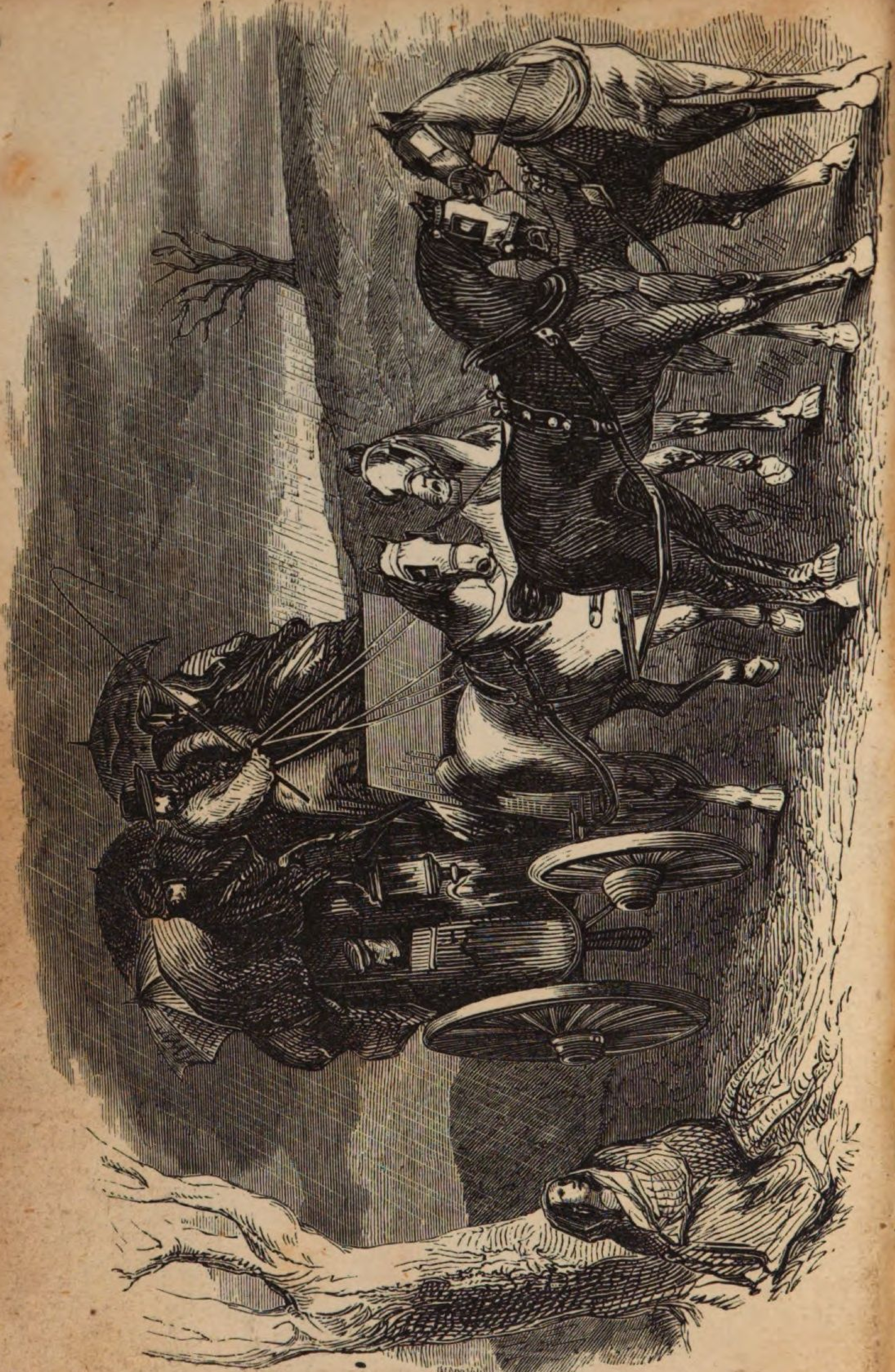
„Es ist zu spät, Mutter — zu spät,“ sagte der Baronet.

„Ja wohl, zu spät!“ wiederholte die Sterbende, deren Gedanken sich zu verwirren begannen. „Ihr könnt Euer Schlachtopfer nicht retten, wenn Ihr auch wolltet. Zu spät! Aber ich vergebe Euch,“ setzte sie hinzu; „Mutter, ich vergebe Dir, wenn Du mich mein Haupt an Deine Brust legen und meinen letzten Seufzer hier aushauchen lässest!“

Die Diener sahen einander an und zogen sich zurück. Die Aufregung ihrer Herrin bewies ihnen, daß die Unglückliche, welche sich hier eingedrängt, keine Betrügerin war, sondern das junge und einst so schöne Wesen, dessen Namen trotz des Verbots der Lady von den alten Dienern der Familie noch immer mit Liebe und Bedauern geflüstert ward.

„Verlaßt das Zimmer!“ sagte Sir Charles und setzte dann, als die Diener fort waren, zu seiner Mutter gewendet hinzu: „Soll ich sie auf mein Zimmer bringen?“

Das Schweigen der Lady für Zustimmung nehmend, faßte er seine Schwester um den Leib und versuchte sie aus dem Zimmer zu tragen. Die Sterbende kreischte und sträubte sich so heftig, daß sie sich ein Blutgefäß zersprengte und im nächsten Augenblicke der unnatürliche Bruder von ihrem rothen warmen Blute überströmt ward.



Broadlands.

Ein Lebensbild.

Nach dem Englischen.

Erster Band.

Leipzig und Dresden.
Verlag der Englischen Kunstanstalt von A. H. Payne.
[1855]

Erstes Kapitel.

Worin ein menschenfreundlicher Kutscher seine Passagiere beschämte und sich einer armen Verlassenen annimmt.

Vor dreißig Jahren, als die Eisenbahnen eben erst angefangen hatten, ihre eisernen Runzeln über das schöne Gesicht des fröhlichen England zu ziehen, war die Straße zwischen Colchester und London — die Hauptschlagader, welche die östlichen Grafschaften mit der Hauptstadt verbindet — eine der frequentesten im Königreiche und als ein Musterbild ruhiger englischer Naturschönheit sicherlich nicht die am wenigsten reizende.

Die Ländereien zu beiden Seiten derselben befanden sich in einem Zustande hoher Kultur — trauliche, behagliche, so zu sagen gemästet aussehende Bauernhäuser lauerten in schattigen Winkeln — saubere Dörfer mit ihren altmodischen Giebeldächern und malerischen Kirchen begegneten dem Auge des Reisenden, so oft sich ein neuer Gesichtspunkt darbot. Die ganze Gegend war ein Bild des zufriedenen Schlafs im Schooße des Ueberflusses.

Die Meierhöfe, Dörfer und Kirchen sind zu unserer Freude noch jetzt vorhanden, die Straße aber ist bedeutend verödet. Die Kutschen mit ihren raschen feurigen Pferden, dem funkelnden Geschirr und den geschäftigen Führern, die damals eine sehr wichtige Klasse von Staatsbürgern bildeten, sind verschwunden und die letztern theils zu Wirthen von Dorfwirthshäusern oder noch schlimmer, zu Führern der Omnibusse herabgesunken, welche zwischen den Städten und den nächsten Eisenbahnstationen hin und her fahren.

Die einzige Ausnahme von der Schönheit dieser Straße war der Theil derselben, welcher durch die Haide von Lexden führte, eine unfruchtbare öde Wüste, welche in kurzer Entfernung von Colchester anging. Meilenweit erzeugte sie nichts als verkümmertes Gras und Haidekraut oder hier und da einen einsamen Baum, der aber anstatt den traurigen Anblick dieser weiten Strecke zu mindern, denselben nur um so auffälliger machte.

Beträchtliche Theile dieser Haide sind seit dieser Zeit umgeackert und bepflanzt worden; es ist aber noch genug davon in seinem ursprünglichen Zustande vorhanden, um unseren Lesern, wenn sie jemals diese Gegend besuchen sollten, einen Begriff von der traurigen Einöde zu geben, die sie zu der Zeit, wo unsere Geschichte anhebt, gewesen sein muß.

Am fünfzehnten November achtzehnhundertdreiundzwanzig, ungefähr vier Uhr Nachmittags, fuhr der unter dem Namen „die Norwich-Times“ bekannte Personenwagen, geführt von Dick Gurney — dem „ehrlichen Dick“, wie man ihn nannte — dessen Aeußeres rauh und unscheinbar war, wie die Schale einer Nuß, dessen Herz aber dem reifen saftigen Kern im Innern glich — über die Lexden Haide. Ein kalter Ostwind fegte über die Gesichter der Außenpassagiere, bis die älteren erfrorenen Pinienäpfeln glichen und die Röthe der Gesundheit auf den Wangen der jüngeren in eine mit Blau untermischte Purpurfarbe überging.

Dazu goß der Regen in Strömen herab und fiel plätschernd auf die wachstaffetnen Schirme mit einem dumpfen eintönigen Geräusch, floß dann in ununterbrochenen Bächen auf das Dach und die Sitze der Kutsche oder, um eine angenehme Abwechselung in die Sache zu bringen, über die Schultern und den Rücken der Passagiere hinab, die sich zu unglücklich fühlten, um auch nur gegen einander zu murren, sondern mit verzweifelter Resignation dasaßen und geduldig die Unannehmlichkeiten ertrugen, denen sie einmal nicht entfliehen konnten.

Es war in der That ein trauriger Tag. Der Himmel zeigte nichts als eine dichte ununterbrochene Wolkenmasse ohne eine einzige Spalte, durch welche ein Strahl der Sonne sich hindurchzustehlen vermocht hätte und die Haide sah wüster und öder aus, als gewöhnlich. Kein lebendes Wesen war zu sehen — nicht einmal eine einsame nach ihrem Neste zurückkehrende Krähe — Alles

hatte schon irgendwo ein Obdach gesucht. Die Göttin der Wohlthätigkeit selbst würde sich an einem solchen Tage kaum hinausgewagt haben um ihre Werke der Liebe und Barmherzigkeit zu üben.

Dick trieb aber seine Rosse beharrlich weiter, bis er eine scharfe Biegung der Straße erreichte, ungefähr noch eine Meile von dem Hause, wo er die Pferde wechselte, als er plötzlich anhielt. Mehrere vom Frost geröthete Nasen tauchten aus den dicken wollenen Shawls der Passagiere hervor und mehr als eine Stimme fragte, ob es etwas gäbe.

„Das wollte ich meinen," antwortete der Kutscher in mitleidigem Tone; „sehen Sie nur da!"

Er zeigte mit seiner Peitsche auf eine anständig, aber ärmlich gekleidete weibliche Gestalt, die sich am Fuße einer alten Eiche zusammengekauert hatte, deren blätterlose Aeste stöhnten und seufzten, während sie im Sturme über dem Haupte des Weibes hin und her schwankten, als ob sie wirklich Liebe und Mitleid empfänden.

„Was machen Sie denn hier, arme Frau?" fragte Dick; „Sie sind wohl vom rechten Wege abgekommen?"

„Nein."

„Sie warten wohl auf den Personenwagen?"

„Ich habe kein Geld zum Fahren," antwortete die Frau.

„Ach reden Sie doch nicht vom Gelde!" rief der gutmüthige Mann; „steigen Sie nur auf! in einem solchen Wetter ließe ich keinen Hund auf der Straße sitzen, viel weniger einen Menschen. Also steigen Sie nur auf, Sie sollen nichts bezahlen."

„Ich bin mit meinem Kinde auf dem Wege nach Colchester," entgegnete das arme verlassene Weib, indem es zum ersten Male aufblickte; „jede Hoffnung, die ich in der Welt habe, beruht darauf, daß ich diese Stadt erreiche! Ich danke Ihnen aber für Ihre Güte," setzte sie hinzu, „obschon ich dieselbe nicht benutzen kann."

Wenn Dick, der in der Welt weit herumgekommen, schon durch die Sprache und das Wesen der Redenden betroffen worden war, so ward er es noch mehr durch ihr Antlitz. Obschon ihre feinen Züge durch Mangel und Entbehrung scharf und spitz geworden waren, so blieben doch trotz der Verheerung, welche Kummer und Leiden darin angerichtet, noch genug Spuren übrig, um zu verrathen, wie schön sie einst gewesen. Ihr langes rabenschwarzes Haar war unter dem Shawl, den sie über den Kopf gezogen, um

sich gegen den herabstürzenden Regen zu schützen, hervorgequollen und fiel in dichten, glänzenden, halbgeringelten Massen, die schlafenden Schlangen glichen, über den Hals und die Schultern der Pilgerin; ihr Gesicht war bleich, als ob der Tod schon sein Siegel darauf gedrückt hätte, die Augen aber — die großen glänzenden Augen — brachten wiederum Leben in die leichenhafte Erscheinung. In ihrem beredten Ausdruck lag eine ganze Geschichte von Elend und Leiden.

Es war ein Antlitz, welches den, der es einmal gesehen, verfolgt wie ein Traum, oft nach langen Jahren in der Stille der Nacht wieder vor ihm auftaucht und niemals vergessen wird.

Sorgfältig in ihren Shawl eingehüllt, saß auf ihrem Knie ein kleines Mädchen von ungefähr vier Jahren. Es war nicht möglich, über die Abstammung dieses Kindes lange in Zweifel zu sein, so ähnlich sah es seiner Mutter, die es an ihre keuchende Brust gedrückt hielt, in der Hoffnung, ihm die Wärme mitzutheilen, die sie aufgehört hatte, selbst zu empfinden.

„Heute Abend können Sie unmöglich noch bis Colchester kommen," bemerkte der Kutscher, indem er gleichzeitig von dem Bocke herabstieg; „ich will Ihnen aber sagen, was Sie thun können. Ungefähr eine Meile von hier steht ein einsames Haus auf der Haide unter dem Namen „Wanderers Ruhe" bekannt. Es ist ein ganz anständiges Haus und obschon der Wirth gerade nicht im besten Rufe steht, so ist seine Frau doch ein gutmüthiges freundliches Geschöpf und wird Ihnen Pflege angedeihen lassen. Jedermann spricht gut von Mabel."

„Mabel!" wiederholte die Frau; „die früher in dem Hause der Lady Briancourt war?"

„Ganz dieselbe," antwortete Dick; „sie verließ das Schloß vor fünf Jahren — Niemand wußte, warum oder weshalb — ich glaube, sie ward wegen eines kleinen Versehens fortgeschickt und heirathete kurz darauf einen liederlichen Menschen, Namens Ned Cantor."

„Sie heirathete ihn?" rief die Frau im Tone schmerzlicher Ueberraschung; „da hätte sie ein besseres Schicksal verdient! Das ist ein schlechter — schlechter Mann!"

„Sie kennen ihn?"

„Nein — aber ich habe von ihm gehört."

Die Außenpassagiere begannen ungeduldig zu werden und man

sah, wie ein weißes Taschentuch den Schweiß von dem Fenster in dem Innern des Wagens abwischte; gleich darauf kamen ein Paar helle, graue Spüraugen zum Vorschein, welche durch das Glas lugten.

„Ich muß fort," sagte Dick; „aber erst lassen Sie mich Ihr Kind sehen."

Die Pilgerin zog ihren Shawl auf die Seite, um die Züge ihres Kindes sehen zu lassen, welches wehmüthig in das bleiche Gesicht seiner Mutter aufblickte und matt lächelte.

„Armes kleines Ding!" sagte der gutmüthige Mann, indem er ein Silberstück in die kleine ausgestreckte Hand drückte; „da — keine Worte weiter — ich bin kein Freund davon! Adieu! Suchen Sie nur so schnell als möglich nach Wanderers Ruhe zu kommen und wenn Ned Cantor Schwierigkeiten macht und Sie vielleicht nicht einlassen will, so sagen Sie ihm nur, Dick Gurney schickte Sie."

Pfeifend, um den Dank der Frau nicht zu hören, stieg der Kutscher wieder auf seinen Sitz.

„Schöne Zeit habt Ihr da verplaudert!" bemerkte mürrisch ein dicker, behäbig aussehender Mann, der mit auf dem Bocke saß; „in welches Kirchspiel gehört sie?"

„In ein sehr großes, Sir — die Welt."

„Hm! dann hättet Ihr am besten gethan, sie darin zu lassen!" war die sauertöpfische Antwort.

„Wollen Sie wohl so gut sein, Sir," sagte der Kutscher, „mir diesen Teppich wiederzugeben!" und zeigte damit auf die Decke, die er dem Passagier geliehen, um sie über seine Schultern zu werfen; „ich kann ihn nicht mehr entbehren."

„Unsinn, Dick — ich werde ja durch und durch naß!"

„Kann es nicht ändern, Sir. Diese arme Frau wird es auch."

„Wie? Ihr wollt ihr doch nicht etwa den Teppich schenken?" rief der Herr im Tone der Ueberraschung und Entrüstung.

„Ja wohl, will ich das!" antwortete der Kutscher fest.

„Natürlich könnt Ihr ihn nehmen, denn er gehört Euer!" sagte der Passagier, indem er den Teppich langsam von den Schultern zog; „ich hatte mir schon vorgenommen, ihr einen Sechspence zu geben, nun aber —"

„Haben Sie es sich anders überlegt," unterbrach ihn Dick, indem er den Redesatz vollendete; „hier, meine gute Frau," setzte er hinzu, indem er ihr den Teppich — einen sehr großen und dicken

— hinunterwarf; „wickeln Sie Ihr Kind hinein und nehmen Sie sich auch selbst gut in Acht.“

Die Peitsche knallte und die Pferde trabten rasch und gern weiter, denn es begann sie schon zu frösteln, als sie so im Regen dastehen mußten und ihr menschenfreundlicher Führer wartete keinen Augenblick, um den Dank anzuhören, den der Gegenstand seiner Menschenfreundlichkeit ihm nachmurmelte.

Als der Wagen an dem Posthause anhielt, um die Pferde zu wechseln, stieg einer der Innenpassagiere — der Herr mit den grauen Spüraugen — aus und meldete Dick zu dessen großem Erstaunen, daß er nicht weiter mitfahren werde.

„Sie sind ja aber bis London eingeschrieben, Sir?“

„Das weiß ich wohl, lieber Freund — ich habe ein Pfund sechs Schilling für meinen Platz bezahlt, das werde ich nicht so leicht vergessen. Der Grund, weshalb ich nicht weiter mitfahren will, ist, daß ich einige wichtige Urkunden und Documente vergessen habe. Sie liegen in dem Hause eines meiner Clienten und ich muß daher sofort wieder zurück.“

„Da haben Sie nicht eher Gelegenheit, als bis die Post abgeht!“ bemerkte die Wirthin des Posthauses, die sich den Sprechenden genähert hatte, während das Gepäck des Passagiers abgepackt ward; „Sie werden sich einstweilen hier ganz wohl befinden.“

„Noch etwas, Sir?“ fragte Dick, indem er auf das Gepäck zeigte, welches aus einem Reisesack, einer Toilette und einem ziemlich großen Koffer bestand.

„Nichts weiter,“ sagte der Herr; „ich danke Euch! Es ist alles in Ordnung! Nehmt das Gepäck herein, Kellner. Apropos,“ setzte er hinzu, „was sagtet Ihr denn zu dem Bettelweibe auf der Haide, vorhin?“

„Es war kein Bettelweib, sondern eine arme Frau auf dem Wege nach Colchester, um dort einige Freunde zu besuchen. Ich wies sie nach einem Hause, wo sie bis morgen ein Obdach finden kann — das war alles.“

„Ihr wiest sie zu Ned Cantor?“

„Ja — kennen Sie ihn?“

„Nein,“ antwortete der Eigner der auffälligen grauen Spüraugen; „aber ich hörte, daß Ihr ihn nanntet. Das war sehr freundlich von Euch. Die arme Frau — sie ging mir wirklich nahe.“

„So!" sagte Dick; „wo denn?"

„Wo denn!" wiederholte der Herr; „in meinem Herzen, das versteht sich."

„Ja, ja, in Eurer Tasche wahrscheinlich nicht," entgegnete der Kutscher trocken, „sonst würde ich es bemerkt haben!"

Und fort stelzte der wackere Mann auf seinem hölzernen Bein, denn er war vor einigen Jahren, als einmal seine Pferde, durch eine Schafheerde scheu geworden, durchgegangen waren und den Wagen umgeworfen hatten, verunglückt. Da er ein Mann von einigem Vermögen und unabhängigem Sinne war, so wartete er nicht, um die gewöhnliche halbe Krone in Empfang zu nehmen, welche der Passagier widerstrebend aus seiner wohlgefüllten Börse zog.

Dieser menschenfreundliche Kutscher ist keine erdichtete Person. Viele Male haben wir als Knabe neben ihm auf dem Bock gesessen und sind Augenzeuge der zuweilen excentrischen Handlungen gewesen, zu welchen ihn sein Wohlthätigkeitssinn trieb.

Nicht sobald war die Norwich Times weitergefahren, als der Passagier dem Wirthe mittheilte, daß er einen Boten brauche, der für ihn einige Meilen über die Haide ritte.

„Zu befehlen, Sir," sagte der Wirth und setzte dann mit sich selbst zu Rathe gehend, hinzu: „Wen schicke ich denn da gleich?"

„Es muß natürlich ein Mann sein, auf den man sich verlassen kann."

„Ja wohl, ja wohl," entgegnete der Wirth; „ist es weit, wohin Sie ihn schicken wollen?"

„Ungefähr acht Meilen. Er soll zwei Briefe abgeben — einen an Sir Charles Briancourt — den andern an einen von dessen Pächtern — ein Kerl Namens Ned Cantor, der in einem alleinstehenden Hause auf der Haide wohnt. Mittlerweile lassen Sie mir etwas zu essen machen — das Beste, was Sie im Hause haben."

„Zu befehlen," antwortete der Wirth höflich und dienstfertig; der krummbeinige Jem soll sogleich die braune Stute satteln und wird in fünf Minuten fertig sein."

„Schön, schön."

Advocat Quirk — so hieß der Passagier — setzte sich in das Gastzimmer und schrieb die beiden Briefe. Den ersten siegelte er sorgfältig mit seinem Familienwappen — einer Schlange im Grase mit dem Motto „Cave" darunter — die Adresse lautete an seinen Clienten, den Baronet; den zweiten verschloß er blos mit einer

Oblate. Eben als er fertig war, trat der Bote ein. Dieser war ein hagerer kleiner alter Mann mit einem spitzigen Fuchsgesicht und grauem Haar, welches glatt wie das eines Dachses über seine Stirn gekämmt war. Seine Augen waren scharf und durchbohrend, aber verstohlen in ihrem Ausdruck, denn sobald man ihrem Blick begegnete, so wichen sie aus. Seine Beine waren, weil er in seiner Jugend den größten Theil seiner Zeit im Sattel zugebracht hatte, gebogen wie eine Parenthese. Daher rührte der Spitzname, unter welchem der Gastwirth ihn erwähnt hatte und unter welchem er meilenweit in der Runde allgemein bekannt war. Jems Gang war in Folge dieses Gebrechens langsam und bot einen fast lächerlichen Anblick dar. Er wußte das wohl und sein ganzes Wesen hatte dem zufolge etwas Unbeholfenes und Schwerfälliges; saß er aber einmal auf dem Pferde, so war er ein ganz anderer Mann und voll Feuer und Leben. Uebrigens war er, wenn auch nicht als der beste, doch als der verwegenste Reiter in der Grafschaft anerkannt.

„Wer seid Ihr?" fragte der Advocat, indem er den Kopf von dem Tische emporrichtete.

„Jem!" lautete die kurze und nicht allzuhöfliche Antwort.

„Ihr werdet gewöhnlich der krummbeinige Jem genannt, nicht wahr?"

„Ja, von Narren!"

„Hm!" sagte Mr. Quirk, dem diese Antwort eben nicht zusagte; „also Jem, hier sind zwei Briefe. Lesen könnt Ihr wohl?"

„Vielleicht!"

„Ein so gescheidter Mann wie Ihr kann auf jeden Fall lesen und es war ganz unnöthig von mir, diese Frage zu thun," setzte der Advocat hinzu; „es ist blos so eine Angewohnheit von mir. Kennt Ihr Ned Cantor?"

„Ned Cantor? Ich kenne ihn wohl, weiß aber nicht viel Gutes von ihm," antwortete Jem.

„Das macht nichts aus, Jem — es ist durchaus nicht nothwendig, daß Ihr etwas Gutes von ihm wisset. Ich verlange von Euch weiter nichts, als daß Ihr seinen Aufenthaltsort — seine Wohnung kennt."

„Die weiß ich."

Nun so reitet hin," fuhr Mr. Quirk fort — „gebt diesen Brief

an ihn ab — den mit der Oblate — dann sprengt querfeldein nach dem Herrnhause und verlangt Sir Charles Briancourt zu sprechen."

„Der wird bei Tische sein."

„Das thut nichts; sagt dem Kellermeister nur, daß Ihr von mir geschickt seid und er wird Euch sogleich vorlassen."

„Aber wie soll ich ihm Ihren Namen nennen, wenn Sie mir denselben nicht erst sagen?" fragte der Bote.

„Den braucht Ihr nicht zu wissen," sagte der Jurist, der seine besondern Gründe hatte, hier nicht gekannt zu sein; „Ihr könnt meine Persönlichkeit beschreiben."

„Das ist auch wahr!" antwortete der krummbeinige Jem, indem er den Mund zu einem spöttischen Grinsen verzog; „ich kann Sie beschreiben! Schimmel, elf Viertel hoch, etwas köthenschüssig, sehr scheu — Vater, ein abgetriebenes Jagdpferd aus einem guten Stalle — Mutter, Fuchsstute — übriger Stammbaum unbekannt."

Während der Postillon auf diese Weise die äußere Erscheinung des Advocaten beschrieb, zuckte und krümmte sich dieser in seinem Innern, denn er war überzeugt, daß der alte Spötter ihn kannte und diese Gelegenheit ergriffen hatte, um sich wegen der Bemerkung zu rächen, die er über seine Beine gemacht.

„Macht, daß Ihr fortkommt," rief Mr. Quirk, dem die Zornesröthe das Gesicht färbte; „wenn Ihr wieder kommt, sollt Ihr einen Louisdor bekommen. Uebrigens aber enthaltet Euch Eurer witzigen Schilderungen," setzte er mit unruhigem Blicke hinzu; „ich habe keine Lust, mein Portrait noch einmal von Euch malen zu lassen."

„Ganz, wie Sie befehlen," bemerkte Jem, dessen Galle durch die Aussicht auf das Goldstück bedeutend gemindert ward. „Ich werde bald wieder da sein."

Kaum war eine Minute vergangen, so sprengte er auch schon auf seiner braunen Stute unter den Fenstern des Zimmers vorüber, in welchem diese Unterredung stattgefunden hatte.

„Hm!" murmelte der Advocat, indem er ihm nachsah; „der Bursche weiß mehr, als ich dachte. Indessen, ich habe keine Zeit, mich weiter mit Gedanken über ihn herumzuschlagen, wenn das Gewebe, an welchem ich jahrelang in Einsamkeit und Geduld gearbeitet, zerrissen zu werden drohet! Welch ein Glück, daß ich ihr

begegnete! Wie sie sich verändert hat!" setzte er hinzu. „Andere Augen als die des Hasses würden sie schwerlich wieder erkannt haben. Sie kann nicht lange mehr leben und ruht sie einmal im Grabe, so ist das Uebrige klar und leicht!"

Mit diesen frommen christlichen Gedanken rückte Mr. Quirk seinen Stuhl näher an das Feuer und zog die Klingel, um sich seine Mahlzeit auftragen zu lassen. Er war eins jener herzlosen Wesen, denen nichts den Appetit verderben kann und wäre, wenn es nicht anders gegangen wäre, recht wohl im Stande gewesen, den Sarg seiner Mutter als Speisetafel zu benutzen. Und doch sprach alle Welt gut von Advocat Quirk; seine Stimme war so sanft und seine Manieren — er pflegte sich oft zu rühmen, daß seine Manieren ihn zum reichen Manne gemacht hätten.

Zweites Kapitel.

In „Wanderers Ruhe."

Das kleine Wirthshaus auf der Lexden Haide, unter dem Namen Wanderers Ruhe bekannt, war eine jener bescheidenen Herbergen, welche die anständige Armuth aufsucht. Die Gäste, welche hier einkehrten, waren größtentheils Hausirer und Boten, eine jetzt fast ganz verschwundene Klasse von Gewerbtreibenden, seitdem die Eisenbahn die Waaren von Manchester und Sheffield bis vor die Thür eines jeden Bauernhauses bringt. Dieses Haus ward, wie wir schon mehrmals erwähnt haben, von einem Manne bewirthschaftet, der Ned Cantor hieß, früher Gärtner im Hause der Lady Briancourt gewesen war und durch Ausdauer, abgesehen von seinem wirklich schönen Aeußern, die hübsche Mabel, das Kammermädchen der Lady, bewogen hatte, ihn zum Manne zu nehmen — nicht eher aber, als bis sie ihren Dienst verloren hatte. Es war viel über diese Angelegenheit hin und her gesprochen worden, aber Niemand kannte die Ursache von Mabels Entlassung und von dem Tage an, wo sie das Haus verlassen, hatte ihre Herrin niemals ihren Namen erwähnt oder sich nach ihrem Schicksale erkundigt.

Ned war ein langer wohlgewachsener Mann mit langem schwarzem lockigem Haar und dunklen Augen, und man glaubte allgemein, er sei von Abstammung ein halber Zigeuner. Obschon großer An=

strengung fähig, hatte er doch eine gründliche Scheu vor aller Arbeit und ein Paar Nächte hindurch Wilddieberei treiben oder auf die Kaninchenjagd gehen, ermüdete ihn weniger, als eine Stunde regelmäßige Arbeit. Obschon gelernter Gärtner, fand er doch an Blumen kein Vergnügen und das kleine Stückchen Land um sein Haus herum, welches bei angemessener Bebauung ihn und seine Familie das ganze Jahr hindurch mit Gemüse versehen haben würde, sah fast eben so wüste und unfruchtbar aus, als der übrige Theil der unwirthlichen Haide.

Mabel, eine blonde blauäugige Frau und die verkörperte Geduld, war im Gegentheile eben so fleißig als ihr Gatte träg und ausschweifend war. Obschon sie Niemanden hatte, der ihr mit zur Hand gegangen wäre, so zeichnete sich doch das Haus durch die außerordentliche Nettigkeit und Sauberkeit aus, in der es erhalten ward. Die ziegelsteinerne Hausflur ward täglich gefegt und gescheuert und das Hausgeräth abgestäubt, zum großen Aerger des Mannes, der das Plätschern und Waschen nicht leiden konnte. Er besaß, wie die meisten faulen Leute, eine Antipathie vor dem Waschen.

Mabel saß am Feuer, emsig mit ihrer Nadel beschäftigt. Von Zeit zu Zeit hob sie die Augen auf, um ihrem sich lustig umhertummelnden Kinde zuzusehen — einem munteren, zigeunerhaften, wunderhübschen kleinen Mädchen, welches nicht blos die funkelnden Augen und das dunkle Haar seines Vaters, sondern auch einen hohen Grad seiner störrigen leidenschaftlichen Gemüthsart geerbt hatte.

Wenn Ned irgend etwas auf Erden liebte, so war es dieses Mädchen; er verhätschelte und verzog sie gänzlich. So oft Mabel sie wegen irgend eines unartigen Streiches ausschalt, hob sie der Vater auf sein Knie, bedeckte sie mit Küssen und sagte ihr, sie könne es immer wieder thun, wenn sie Lust hätte und brauche sich nicht an ihre Mutter zu kehren. Das Mädchen aber kehrte sich trotz dieser verderblichen Lehren doch an die Mutter und benutzte oft die erste Gelegenheit, um von den Knien des Vaters herabzuschlüpfen, sich an Mabels Seite zu schleichen, ihr die Thränen von den Wangen zu küssen und zu flüstern:

„Weine nicht! Meg wieder gutes Kind.“

Obschon noch so jung, schien das Mädchen doch zu verstehen, daß die Liebe ihres Vaters eine egoistische Liebe war, denn trotz

seines Hätschelns gab sie der Mutter offenbar den Vorzug. Ned war stolz auf ihre Schönheit — sie machte ihm Vergnügen. Oft machte er, wenn er die langen seidenen Locken des Mädchens strich, seiner Gattin bemerklich, daß sie später einmal den jungen Männern wohl die Köpfe verrücken werde und sprach dann die Hoffnung aus, daß sie ihren Vortheil wahrzunehmen wissen werde.

Mabel ward allemal, wenn sie ihn so reden hörte, von einem unheimlichen Schauer ergriffen, obschon sie weit entfernt war zu errathen, was er meinte.

„Welch ein fürchterliches Wetter!“ sagte die Wirthin von Wanderers Ruhe bei sich selbst, indem sie durch das schmale Fenster blickte; „auf alle Fälle werden wir heute Abend keine Gäste bekommen, die uns durch ihr Trinken und Lärmen stören. Wollte Gott, Ned hätte einen andern Erwerbszweig gewählt.“

In diesem Augenblicke ward an die Thüre gepocht.

„Herein!“ sagte Mabel in nicht sehr freundlichem Tone, denn sie glaubte, es sei einer der gewöhnlichen Gäste des Hauses, über deren Abwesenheit sie sich schon gefreut hatte.

Die Thür öffnete sich und die arme Pilgerin, trotz der schützenden Decke, welche Dick Gurney ihr zugeworfen, bis auf die Haut durchnäßt, trat oder taumelte vielmehr in das Zimmer herein.

Trotz des die äußerste Armuth verrathenden Aeußern der Fremden, stand die gutmüthige Wirthin sogleich auf und setzte ihr einen Stuhl in der Nähe des Feuers bereit.

Die Fremde warf ihren Shawl und ihre Kopfhülle ab. Einige Augenblicke lang saßen die beiden Frauen einander gegenüber und sahen sich schweigend an. Die arme Wandrerin fing zuerst an zu sprechen.

„Mabel,“ sagte sie, „hast auch Du mich vergessen?“

Bei dem Klange dieser Stimme schien ein plötzliches Licht, eine Fluth von Erinnerungen auf die Wirthin von Wanderers Ruhe einzudringen. Sie sprang von ihrem Sitz auf, schlang ihre Arme um die Sprechende, drückte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihre Brust und weinte und schluchzte, wie ein Kind. Die Frau ließ sich diese Liebkosungen mit der größten Theilnahmlosigkeit gefallen.

„Meine theure junge Lady! Meine freundliche gütige Herrin! Sie in einem solchen Zustande! Sie, die ich als den Abgott des

Hauses Ihres Vaters gesehen, die von Allen gefeiert und angebetet ward!"

„Ja wohl!" sagte die Verstoßene ruhig; „der Wohlthätigkeit habe ich die Lumpen zu verdanken, die mich bedecken und die Todten in der Gruft meiner Ahnen würden entrüstet ihre Särge sprengen, wenn sie mich sehen könnten."

„Ja, das würden sie — das würden sie!" schluchzte Mabel.

Die kleine Meg, welche über das Aussehen der Fremden erschrak und durch den Schmerz ihrer Mutter geängstet ward, fing an zu weinen und sich an letztere zu klammern.

„Ist dieses Kind Dein?" fragte die Fremde.

„Ja," entgegnete die Wirthin.

„Und bist Du glücklich?"

„Glücklich!" wiederholte Mabel, tief aufseufzend. „Ich bin niemals wieder glücklich gewesen, seitdem Sie fortgingen! Ned mißhandelt mich bis jetzt allerdings noch nicht, aber er ist nicht der Gatte, den ich in ihm zu finden erwartete. Ihre Güte und Nachsicht hatte mich zur Frau eines armen Mannes verdorben. Ich erwartete, einen Gefährten und Freund — einen Führer und Stab durch's Leben zu finden, habe mir anstatt dessen aber einen Herrn gegeben! Er verlangte weiter nichts, als ein Plackholz, welches ihm sein Essen bereitete und für ihn arbeitete — eine Art menschlichen Haushundes, der in seiner Abwesenheit die Wohnung bewachte und ihn bei seiner Rückkehr bewillkommnete; doch gleichviel! Sie sind durchnäßt, müde, vielleicht hungrig? Gott sei Dank, daß es noch in meinen Kräften steht, Ihnen zu dienen, ohne daß Ned etwas davon weiß."

Mabel führte ihren Gast in das innere Zimmer und nahm die Kinder mit. Sobald als sie ihre triefenden Kleider gegen einige Stücke von ihrer und der kleinen Meg Garderobe vertauscht hatte, von welchen sie glaubte, daß ihr Gatte sie nicht erkennen würde, befahl sie ihrem Kinde, das Zimmer zu verlassen.

„Ich mag nicht!" antwortete das Kind in unartigem Tone; „und ich sag' es dem Vater."

„Was willst Du ihm denn sagen?"

„Daß Du der Frau mit den großen Augen das hübsche Kleid gegeben hast und dann kriegst Du Schläge!"

Die Mutter erröthete bis an die Stirn. Sie hätte so gern

ihrer ehemaligen Herrin den ganzen Umfang ihres Elends verschwiegen.

„Ich dächte, Mabel," sagte die Letztere in vorwurfsvollem Tone, „Du hättest mir gesagt, Ned habe Dich bis jetzt noch nicht gemißhandelt? Nun verstehe ich alles, was Du erduldet hast — Kälte, Unfreundlichkeit, Schläge! Der Himmel stehe uns bei!" setzte sie hinzu, „wir sind Beide sehr unglücklich!"

„Es ist das erste Mal," entgegnete die Mutter der kleinen Meg in Thränen ausbrechend, „daß ich Sie belogen habe! Vergeben Sie mir — ich bitte, vergeben Sie mir!"

Nicht sobald bemerkte das eigensinnige Kind den Kummer seiner Mutter, als seine üble Laune augenblicklich verschwand. Ihr auf den Schooß springend — denn Mabel war auf einen Stuhl niedergesunken, schlang Meg ihre kleinen Arme um den Hals der Weinenden und begann ihre Thränen hinwegzuküssen.

„Weine nicht, Mama — weine nicht! Meg will ein gutes Mädchen sein und thun, was Du ihr sagst! Papa soll Dich nicht schlagen."

„Geht!" sagte ihre Mutter, indem sie beide Kinder bei der Hand nahm und nach der Thüre führte; „geht und spielt mit einander!"

Das Kind der Fremden sah seine Mutter fragend an.

„Geh, mein liebes Kind!" sagte sie.

Und die zwei kleinen Geschöpfe verließen das Zimmer.

Sobald sie allein waren, verriegelte Mabel die Thür, um jeder Unterbrechung vorzubeugen, im Fall ihr Gatte oder einer der gewöhnlichen Gäste des Hauses plötzlich ankäme.

„Kennen Sie das da noch?" sagte sie, indem sie auf einen mit sonderbarer Schnitzarbeit verzierten Stuhl mit hoher Lehne zeigte, der mit vergilbtem Zeuge gepolstert war.

„Ja wohl, ja wohl," sagte die Fremde traurig, „dieser Stuhl stand früher in meinem Ankleidezimmer im väterlichen Schlosse. Man erzählte, mein Großvater selbst sei der Verfertiger gewesen."

„Als ich heirathete," hob die Wirthin von Wanderers Ruhe wieder an, „nahm ich ihn mit. Sie werden sich noch besinnen, daß die Lehne geöffnet werden kann; wir entdeckten das Geheimniß, als wir noch Kinder waren. Sehen Sie doch einmal zu, ob Sie die Feder noch finden."

Nach einigen Versuchen gelang es der Fremden. Der Stuhl,

der von massivem Eichenholze geschnitzt war und wahrscheinlich noch aus der Zeit der Königin Elisabeth herrührte, hatte eine doppelte Lehne, die, wenn man mit dem Finger auf einen der Zwischenräume des durchbrochenen Schnitzwerks drückte, sich aus einander schlug, wie die Blätter eines Buchs.

Nicht sobald hatte sie die Feder berührt, als die äußere Abtheilung zurückflog und eine kleine grünseidene Börse klirrend auf die Diele fiel.

„Nehmen Sie es," sagte Mabel; „es gehört Ihnen — es war Ihr letztes Geschenk! Ned weiß Nichts davon, daß ich es besitze! Und wenn er auch etwas davon wüßte, wer hätte wohl mehr Recht darauf als Sie? Ich verheimlichte es vor ihm," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „in der Absicht, ihn einmal auf angenehme Weise damit zu überraschen oder um es als einen Nothpfennig aufzuheben, im Fall uns einmal Armuth oder Krankheit beträfe."

„Ich werde es nicht gebrauchen," bemerkte die Verstoßene traurig. „Meine Tage — ja sogar meine Stunden — sind gezählt; dennoch hat diese Entdeckung mein Gemüth von einer großen Unruhe befreit. Mabel, ich habe die Absicht, einen letzten Versuch zu machen, ob ich das Herz meiner Mutter erweichen kann."

„Der Lady Briancourt!" unterbrach sie Mabel in bitterem Tone; „die hat kein Herz oder wenn sie eins hat, so ist es von Stein — von Stein."

„Dennoch werde ich es versuchen!" Es mag mir nun gelingen oder mißglücken, so fühle ich, daß ich nicht lange mehr zu leben habe! Deiner Obhut vertraue ich daher den einzigen Schatz an, den ich noch besitze — die Urkunden über meine Vermählung und die Legitimität meines Kindes! Bewahre sie," setzte sie hinzu, indem sie Mabel beim Arme ergriff und ihre dunkeln Augen auf sie heftete, „bewahre und hüte sie, wie das Leben Deines eigenen Kindes! Laß Dich durch keine Bestechung und durch kein Mittel der Ueberredung bewegen, sie herauszugeben! Mein unnatürlicher Bruder wird überall, fern und nah, darnach suchen lassen!"

„Nicht einmal Neds Mißhandlungen, weder Armuth noch Entbehrung, sollen das Geheimniß mir entreißen, meine theure junge Herrin," rief Mabel, indem sie auf die Knie niedersank und ihr Versprechen durch einen Schwur bekräftigte. „Niemals werde ich

diese Papiere an Jemand anders aushändigen, als an die Personen, welche Sie mir nennen!"

„An George Stanley, wenn er noch am Leben ist," flüsterte die Fremde mit matter Stimme; „oder sollte er nicht mehr leben, an meine Tochter, sobald diese einen Gatten haben wird, der sie schützen kann!"

Die Papiere wurden sorgfältig in die kleine Vertiefung gelegt, die gerade groß genug war, sie zu fassen und der Stuhl wieder in seinen gewöhnlichen Zustand versetzt, als plötzlich laut an die Thür des Zimmers gepocht ward.

„Das ist mein Mann!" flüsterte Mabel. „Ums Himmels willen nehmt die Börse und bezahlt Alles, was Ihr verlangt! Ach," setzte sie hinzu, „daß ich so etwas zu Euch sagen muß!"

„Arme Mabel!" seufzte ihre vormalige Herrin, „ich verstehe Dich!"

„Mistreß Cantor! Mistreß Cantor!" rief der krummbeinige Jem, der so eben auf der braunen Stute an dem Hause angekommen war; „ist Euer Mann zu Hause?"

„Nein!" entgegnete die Wirthin von Wanderers Ruhe, indem sie die Thür des innern Gemachs öffnete. „Was wollt Ihr denn von ihm?"

„Ich brauche ihn nicht," antwortete der kurz angebundene kleine alte Mann; „in dem Posthause aber ist Jemand, der ihn braucht."

„In dem Posthause? Wer denn?"

„Ja, das ist ein Geheimniß!" sagte der Postillon, indem er gleichzeitig bedeutsam auf die Reihe blanker Zinkkannen schauete, die an der Wand aufgehangen waren. Mabel verstand den Wink, füllte eine der größten mit ihrem besten Bier und setzte sie ihm vor.

„Ich sagte, es wäre ein Geheimniß," hob Jem wieder an, nachdem er einen tüchtigen Schluck gethan; „aber natürlich wird Ned Euch, seiner Frau, nichts verschweigen. Es ist Sir Charles' Advocat, Mr. Quirk. Er dachte, ich kennte ihn nicht," setzte Jem in sich hineinlachend hinzu, „aber da irrte er sich."

Bei dem Namen Quirks wechselten die beiden Frauen einige Blicke. Es war klar, daß der Name des Advocaten einen durchaus nicht angenehmen Eindruck auf sie machte.

„Hier ist ein Brief für Ned," sagte der Bote, indem er auf den

mit der Oblate versiegelten zeigte. Sie lagen beide mit der Adresse nach unten auf dem Tische.

„Und der andere," bemerkte die Fremde, „ist an Sir Charles Briancourt."

Jem sah sie überrascht an, als ob er sie fragen wollte, woher sie das errathen habe.

„Ich durchschaue alles, Mabel!" flüsterte die unglückliche Dame. „Quirk hat mich erkannt und dieser Brief hat den Zweck, meinen Bruder zu warnen und ihn aufzufordern, mir den Zutritt in das Schloß abzuschneiden! Ich muß diesen Boten begleiten!"

Einige Schillinge, welche die Wirthin dem krummbeinigen Jem in die Hand drückte, bewogen denselben, sich sofort bereit zu erklären, die arme Frau, wie er sie nannte, hinter sich auf's Pferd und mit nach dem Schlosse zu nehmen.

„Abgemacht;" sagte er; „aber haltet Euch dazu."

Mabel brachte ihrer ehemaligen Herrin ihren eigenen Mantel und Hut, so daß sie dadurch nicht bloß gegen das Unwetter geschützt, sondern auch ihr Gesicht beinahe ganz verhüllt ward, und begann dann auf ihrem bescheidenen Tische das Beste aufzutragen, was sie in ihrer Speisekammer vorräthig hatte.

„Ich kann nicht essen!" sagte die Fremde. „Das Herz ist mir zu voll."

„Aber ein Glas Wein werden Sie doch trinken?"

Die Verstoßene hob das Glas an ihre dünnen vertrockneten Lippen und setzte es, nachdem sie dieselben eben nur befeuchtet wieder hin.

„Ich muß fort!" rief Jem; „ich kann nicht länger warten."

„Nur einen Augenblick noch — einen einzigen Augenblick!" entgegnete die unglückliche Frau in furchtbarer Aufregung. „Ich muß doch von meinem Kinde erst Abschied nehmen."

Sie hob das Kind, welches mit der kleinen Meg am Heerde spielte, in die Höhe, drückte es leidenschaftlich an ihre Brust und drückte einen Kuß — einen Mutterkuß — auf seine Wange.

„Nimm es, Mabel," sagte sie, „und hüte es bis zu meiner Rückkehr, wenn ich nämlich wiederkomme! Komme ich nicht wieder, so schütze Gott, der Gott der Verlassenen und Verwaisten, mein Kind, und segne Dich, Mabel, so wahr Du Deinem Schwure treu bleibst."

Die letzten Worte wurden in so leisem Tone gesprochen, daß der Postillon nichts davon hörte.

„Ihr seid ja leicht wie eine Feder!" bemerkte Jem, indem er die Fremde auf die zusammengelegte Decke hob, welche Mabel ihm statt eines Reitkissens hinter dem Sattel hatte befestigen helfen. „Meine Stute wird kaum fühlen, daß sie zwei Personen trägt. Also," setzte er zu der Wirthin gewendet hinzu, „vergeßt nicht, Ned den Brief zu geben, sobald er nach Hause kommt."

Das Herz der armen Mabel war zu voll, als daß sie hätte antworten können. Sie blieb an ihrer Hausthür stehen, bis Roß und Reiter ihren Blicken entschwunden waren und ging dann wieder hinein, um nach dem Kinde zu sehen, welches sie vor Müdigkeit und Hunger eingeschlafen fand, während die kleine Meg neben ihr wachte.

„Sie sagt, sie wäre hungrig, Mutter," sagte das Kind; gieb ihr doch ein Stück Brod. Ist die Frau mit den großen Augen fort?"

„Ja."

„Und wird sie wiederkommen?"

„Ich hoffe es."

„Dieses kleine Mädchen aber geben wir ihr nicht wieder, wenn sie auch wiederkommt!" rief Meg, wieder in ihren ungezogenen Ton verfallend; das ist eine böse Frau, weil sie ihr Kind hungern läßt. Wenn Du es mit mir so machtest, dann wäre ich Dir nicht mehr gut."

Trotz ihres Kummers über das Schicksal und der Verlegenheit, in die sie durch die Anwesenheit eines fremden Kindes versetzt ward, im Fall Ned nach Hause kam, ehe die Mutter es wieder abgeholt hatte, konnte Mabel doch nicht umhin, Freude über die Theilnahme zu empfinden, welche Meg gegen die kleine Fremde zu erkennen gab.

„Ihr Herz," dachte sie, „ist gut, wenn es nicht durch böse Rathschläge verdorben wird!" Und dann wendeten sich ihre Gedanken unwillkürlich ihrem Gatten zu.

Sie hob das schlafende Kind in ihren Armen auf, weckte es sanft aus seinem Schlafe, setzte es dann an den Tisch und forderte es auf, zuzulangen. Die Augen des armen, kleinen, hülflosen Geschöpfes funkelten bei dem ungewohnten Anblick von so vielen

Speisen; nach dem ersten Bissen aber begann es zu weinen und nach seiner Mutter zu fragen.

„Sie wird bald wiederkommen.“

„Nun dann wird Marianne warten, bis Mama kommt,“ sagte das Kind. Marianne blieb, so jung sie auch noch war, ihrem Versprechen wirklich treu, obschon ihre Augen von Zeit zu Zeit sehnsüchtig die auf dem Tische stehenden Speisen betrachteten.

„Hörst Du das, Meg?“ sagte die Mutter, welche diese Gelegenheit, ihrem Kinde eine gute Lehre zu geben, nicht ungenützt vorbeigehen lassen wollte; „würdest Du auch mit dem Essen auf mich warten?“

„Wenn ich hungrig wäre, nicht,“ sagte das Kind geradezu.

Nach ungefähr einer halben Stunde kehrte Ned Cantor zurück. Nicht sobald hatte er den Brief, welchen Jem gebracht, gelesen, als er nach der Frau fragte, welche dagewesen.

„Sie ist wieder fort,“ sagte Mabel mit einem Blicke der Ueberraschung; „aber wie —“

„Gleichviel. Ist das ihr Kind?“ setzte er hinzu, indem er seine Augen auf die kleine Fremde heftete.

„Ja, Ned,“ antwortete Mabel; „ich bitte Dich um Gottes willen, thue ihm nichts zu Leide.“

„Ihm etwas zu Leide thun, Du Närrin! Weshalb sollte ich ihm etwas zu Leide thun?“ antwortete ihr Gatte grob. „Fällt mir nicht ein! Nimm es nur gut in Acht, bis ich wiederkomme; das Kind ist mehr Gold werth, als es schwer ist!“

Mit diesen Worten verließ er das Haus und nahm seinen Weg über die Haide.

Drittes Kapitel.

Wie die arme Verlassene die väterlichen Hallen wieder betrat und welche Aufnahme ihr darin von Mutter und Bruder zu Theil ward.

Die verwittwete Lady Briancourt war die einzige Tochter und Erbin einer der ältesten und reichsten Familien in der Grafschaft. Ihr Vater — ein leidenschaftlicher Fuchsjäger — ließ ihr in allen Dingen ihren Willen und die natürliche Folge davon war, daß sie starrköpfig, stolz und launenhaft ward. Als sie achtzehn Jahr

alt war, theilte ihr Vater ihr mit, daß er sie seinem Nachbar, Sir Charles Briancourt, zur Gattin zu geben versprochen habe.

„Den mag ich nicht, Papa," rief die verzogene Schönheit; „der ist ja alt!"

„Was thut das?" fragte Squire Broadlands. „Er ist reich — sein Jagdrevier stößt an das meine — also mache nur weiter keine Umstände."

Es war dies das erste Mal, wo die Erbin Widerspruch erfuhr, und man kann nicht wissen, wie weit sie die Widersetzlichkeit gegen ihren bis jetzt so nachsichtigen Vater getrieben haben würde, wenn nicht ein Umstand eingetreten wäre, welcher ihr auf einmal die ganze Sache als eine sehr gleichgültige erscheinen ließ. Es war dies nichts mehr und nichts weniger, als die Heirath des Kapitains Stanley, dem sie schon lange ihre Liebe zugewendet, in der Voraussetzung, daß dieselbe erwiedert werde. Den Tag darauf, als sie diese Nachricht erhalten, suchte die junge Dame ihren Vater in dem Bibliothekzimmer auf und theilte ihm mit bleichem Antlitz, aber festem Tone ihren Entschluß mit, den Mann, den er ihr vorgeschlagen, zum Gatten zu nehmen.

„So ist's recht, Clara," bemerkte der alte Edelmann, der sich eben anschickte, auf die Jagd zu gehen. „Ich wußte schon, daß Du Dich noch besinnen würdest. Aber mein Himmel," setzte er hinzu, „wie blaß Du aussiehst! Gieb mir einen Kuß! So ist's recht, Du albernes Miezchen — Sir Charles wird ein ganz guter Ehemann für Dich werden. Wird er es nicht, so schieße ich ihn todt; Du bekommst übrigens auch die sämmtlichen Familiendiamanten."

Und Clara Broadlands bekam die Diamanten, denn noch vor Ablauf eines Monats nach dem von uns mitgetheilten Gespräch reichte sie ihre Hand Sir Charles Briancourt, welcher fünf Jahre später so gefällig war, sie zur Wittwe zu machen. Sie hatte einen Sohn — den gegenwärtigen Baronet — und eine Tochter, Namens Clara — Mabels frühere Herrin — die arme verstoßene Wandrerin, die wir auf der Lexden Haide kennen gelernt.

Lady Briancourt war, wie alle stolzen und leidenschaftlichen Naturen, außerordentlich herrschsüchtig. Ihre Liebe zu ihrer Tochter erhielt den ersten Stoß durch den Umstand, daß ihr Vater seine sämmtlichen Güter seiner Enkelin vermachte. Es war dies ein verhängnißvolles Vermächtniß, denn von dieser Stunde an haßte sie

ihr Bruder und ihre Mutter betrachtete sie nicht mehr mit dem Gefühl, welches einer Mutter geziemt.

Diese Gleichgültigkeit aber verwandelte sich in förmlichen Haß, als Clara Briancourt in ihrem achtzehnten Jahre sich von George Stanley entführen ließ, dem Sohne des früheren Anbeters ihrer Mutter, der durch seine Bevorzugung einer Andern ihren Stolz und ihre Eitelkeit so tief verwundet hatte. Sie befahl ihr nicht blos, ihr niemals wieder unter die Augen zu kommen, sondern sendete auch ihre Briefe, in welchen sie um Verzeihung bat, uneröffnet, zurück.

In der Hoffnung, seine pekuniären Umstände zu verbessern, hatte der junge Stanley sich bewegen lassen, eine Anstellung in einer der englischen Kolonien anzunehmen. Seine Gattin, die er verabredetermaßen abholen lassen wollte, hörte von dem Tage seiner Abreise nichts wieder von ihm und eben so wenig war sie im Stande, die Adresse des Freundes zu ermitteln, der sich so für ihn interessirt und ihm jene Anstellung verschafft hatte.

Vergebens bot Clara in dem kleinen Häuschen in Devonshire, in welches sie sich zurückgezogen, alle ihre Kräfte auf, um sich und ihr Kind zu ernähren. Zuerst eröffnete sie eine Schule — diese schlug fehl; dann nahm sie Näharbeiten an, aber auch diese bekam sie nicht in hinreichender Anzahl, um davon leben zu können; ein verderblicher Einfluß schien sie umfangen zu halten und die Verleumdung war gegen sie thätig gewesen. Diejenigen, welche früher gut von ihr sprachen, wichen ihr jetzt aus, wenn sie sie von weitem kommen sahen und ihr Hauswirth legte Beschlag auf ihre sämmtliche Habe, weil sie ihm den Miethzins nicht bezahlen konnte.

Ohne Obdach und mit nur wenigen Schillingen in der Tasche machte sich die arme, schwer Darniedergebeugte, die in dem Schooße des Ueberflusses aufgewachsen, zu Fuße auf den Weg nach Essex, in der Hoffnung, das verstockte Herz ihrer strengen Mutter zu rühren.

Ihre Ankunft in Leyden und das Zusammentreffen zwischen ihr und ihrer frühern Dienerin Mabel haben wir bereits beschrieben. Die Entlassung der Letztern aus dem Hause der Lady Briancourt war eben durch den Beistand veranlaßt worden, den sie ihrer jungen Herrin zur Zeit ihrer Flucht mit dem Sohne des Mannes geleistet, dessen Andenken die Lady haßte.

Der Baronet und seine Mutter saßen in dem prachtvoll aus=

gestatteten Gesellschaftszimmer des alten Familienschlosses. Die Läden waren geschlossen und die Sammetvorhänge sorgfältig zugezogen, so daß auch nicht der mindeste Lufthauch eindringen konnte.

Die verwittwete Lady war von hohem, stolzem Wuchse und besaß selbst jetzt in dem vorgerückten Alter von dreiundfünfzig Jahren noch einen bedeutenden Grad von Körperschönheit. Obschon reich gekleidet und umringt von Allem, was der Reichthum geben kann, würde sie doch durch den Ausdruck ihres Gesichts den scharfblickenden Physiognomiker sofort überzeugt haben, daß sie nichts weniger als glücklich war. Sie war kalt und zurückhaltend in ihrem Wesen, wie Jemand, der fortwährend gegen sich selbst auf der Hut ist. Ihre Dienerschaft, die sehr zahlreich war, sah ihr alles an den Augen ab, aber es waren nur wenige — sehr wenige — darunter, die Liebe oder Achtung gegen sie empfunden hätten.

Ihr Sohn glich seinem Vater. Er besaß eine hübsche vornehme Figur, aber ein Gesicht ohne allen Ausdruck. Er war sehr eifrig in allen Aufmerksamkeiten gegen seine Mutter, welche außer ihrem eigenen väterlichen Vermögen auch noch einen sehr bedeutenden Wittwenantheil an dem ihres verstorbenen Gemahls besaß. Der Baronet war daher nichts weniger als reich.

Oft pflegte Lady Briancourt, wenn sie allein war, mit Beziehung auf ihre Tochter bei sich selbst zu sagen:

„Hätte sie jeden andern Mann gewählt, als den Sohn Dessen, der meine Liebe gewann und sie dann verschmähete, so hätte ich ihr verzeihen können; niemals aber soll sein Enkel die schönen Besitzungen meiner Ahnen erben.“

In demselben Augenblick aber, wo sie sich selbst diese Erklärung abgab, flüsterte ihr in ihrem Innern eine Stimme zu, dieses „niemals“ sei ein schweres Wort.

„Charles,“ sagte die Lady zu dem Baronet, „nach meiner Meinung führst Du für einen Mann von Deinem Alter ein ziemlich eintöniges und langweiliges Leben.“

„Mir kommt es nicht so vor,“ antwortete der Schmeichler, indem er ihre Hand ehrerbietig an seine Lippen drückte; „in Deiner Nähe langweile ich mich nie.“

„Ich habe mich schon oft gewundert, daß Du gar keine Lust zum Heirathen zeigst.“

Sir Charles zuckte ein wenig zusammen, wie Jemand, welcher fühlt, daß er nahe daran ist, verrätherischen Boden zu betreten.

„Da haben wir zum Beispiel die Howards," fuhr die Lady fort. „Schöne Mädchen!"

„Zu schön für mich," antwortete ihr Sohn. „Ueberdies hält mich in Bezug auf diese noch ein anderer Grund ab."

„Was wäre das für ein Grund?"

„Die Mutter dieser Mädchen war mit einem Manne verwandt, der, wie ich gehört habe, Dich schwer beleidigte."

Lady Briancourt erröthete durch ihre Schminke hindurch, so empfindlich war sie noch bei jeder Hindeutung auf die Stanleys.

Zum Glück trat in diesem Augenblick der Kellermeister ins Zimmer.

„Was giebt's, Harrison?" sagte der Baronet mit überraschtem Blicke; „ich habe nicht geklingelt."

„Ich weiß es wohl, Sir Charles," sagte der Diener; es ist ein Mann unten, der einen Brief an Sie hat."

„So möge er ihn heraufschicken."

„Das will er nicht, Sir Charles."

„So möge er sich wieder fort packen."

„Das will er auch nicht! Er sagt, er sei damit von dem Posthause herübergeritten und soviel ich aus seinen Aeußerungen abnehmen kann, ist der Brief von Mr. Quirk, dem etwas zugestoßen sein muß. Ich hielt es daher fürs Beste —"

„Ihr habt ganz recht gethan, Harrison — ganz recht!" sagte sein Herr. „Führt den Mann in das Frühstückszimmer — ich werde sogleich mit ihm sprechen."

Obschon Lady Briancourt es nicht sagte, so war sie doch ebenso neugierig als ihr Sohn, zu wissen, was Mr. Quirk, der in ihr Vertrauen ebenso tief eingeweiht war, als in das ihres Sohnes, zugestoßen sein könne.

„Was kann nur passirt sein?" dachte sie bei sich selbst; „ist vielleicht der unglückliche junge Mann zurückgekehrt?"

In diesem Augenblicke hörte man eine zitternde Hand an dem Griffe der Zimmerthür.

„Wer ist da?" fragte die Wittwe zornig. Sie wußte, daß es Sir Charles nicht sein könne und nahm es stets sehr ungnädig auf, wenn Jemand anders unangemeldet sie überraschte.

Die Thür öffnete sich und ein Gespenst, so wie es zuweilen die unnatürliche Mutter in ihren Träumen verfolgt hatte, trat in das Zimmer. Es war ihre Tochter Clara; ihr Antlitz war so bleich und eingefallen, daß die Hand des Todes darin nicht zu verkennen war. Die Hände faltend trat sie näher, hauchte den Namen „Mutter!“ und sank zu ihren Füßen nieder.

„Nun!“ sagte die stolze Frau, indem sie ihr Herz gegen die Bitten ihres Kindes stählte, „was willst Du? — Gold? Du kennst die Bedingungen, unter welchen ich bereit bin, Dich zu unterstützen.“

„Ich sterbe!“ sagte die Unglückliche mit matter Stimme.

„Und Du kommst, um mich um Verzeihung zu bitten?“ unterbrach sie die Lady; „es giebt nur einen Preis, um welchen Du sie erhalten kannst!“

„Ich kenne ihn — ich kenne ihn, das Erbtheil meines Kindes!“ murmelte die sterbende Clara; „doch nein, das kannst Du nicht verlangen, Mutter! Dein Herz ist menschlich, obschon Deine Rede kalt und hart ist! Wenn ich ungehorsam gewesen bin, so bin ich auch dafür gestraft worden. Ich bin aus meiner Heimath verbannt gewesen und habe von der Wohlthätigkeit fremder Menschen leben müssen; ich habe dem Nachtwind und dem Sturme getrotzt, um von Dir das süße Wort der Verzeihung zu hören, ehe ich sterbe! Mutter,“ setzte sie hinzu, „sieh ich sterbe hier zu Deinen Füßen vor Mangel und Entbehrung — willst Du mir nicht verzeihen?“

Lady Briancourt zitterte heftig. So hart sie auch war, so lag doch in dem Umstande, daß ihr Kind hier vor ihren Augen Hungers starb, etwas so Furchtbares, daß selbst ihr eisernes Gemüth sich davor entsetzte, als ihr Sohn, von zwei Dienern begleitet, plötzlich und eilig ins Zimmer trat.

„Führt dieses Weib hinaus!“ sagte er, indem er auf die kniende Gestalt seiner Schwester zeigte. „Wie könnt Ihr Euch unterstehen, Lady Briancourt auf diese Weise überfallen zu lassen?“

Clara klammerte sich mit der Kraft der Verzweiflung an die Falten des Sammetgewandes ihrer Mutter.

„Nein — nein!“ kreischte sie; „nicht eher, als bis sie mir vergeben hat.“

„Charles,“ sagte die Lady; „führe sie fort, „aber lasse sie nicht rauh behandeln.“

„Mutter — Mutter!“

„Sie ist wahnsinnig!“ rief der Baronet, welcher nicht wünschte, daß die Diener merken sollten, in welchem nahen Verhältniß die Unglückliche zu dem Hause stand. „Führt sie hinaus!“

Nicht sobald aber berührten die Hände der Diener die Gestalt der unglücklichen Verstoßenen, als sie auf ihre Füße sprang und mit würdevoller Geberde die Diener von sich wies.

„Zurück!“ rief sie; „ich werde von hier fortgetragen werden, aber nicht von Händen, wie die Euren! Das Leichentuch mit dem prunkenden Wappen unseres Hauses wird meine Ueberreste decken und der wallende Helmbusch mir vorangetragen werden! Wie werden die Teufel lachen und Engel weinen, wenn sie Die, welche die Erbin von Broadlands verhungern ließen und in das Grab hetzten — trauern — ja, um sie trauern und hinter ihrem Sarge herschreiten sehen! Zurück!“ wiederholte sie, „ich habe ein Recht darauf, unter dem Dache meines Vaters zu sterben!“

„Charles!“ flüsterte die von Entsetzen ergriffene Lady Briancourt, „sie stirbt wirklich — schicke nach Hülfe!“

„Es ist zu spät, Mutter — zu spät,“ sagte der Baronet.

„Ja wohl, zu spät!“ wiederholte die Sterbende, deren Gedanken sich zu verwirren begannen. „Ihr könnt Euer Schlachtopfer nicht retten, wenn Ihr auch wolltet. Zu spät! Aber ich vergebe Euch,“ setzte sie hinzu; „Mutter, ich vergebe Dir, wenn Du mich mein Haupt an Deine Brust legen und meinen letzten Seufzer hier aushauchen lässest!“

Die Diener sahen einander an und zogen sich zurück. Die Aufregung ihrer Herrin bewies ihnen, daß die Unglückliche, welche sich hier eingedrängt, keine Betrügerin war, sondern das junge und einst so schöne Wesen, dessen Namen trotz des Verbots der Lady von den alten Dienern der Familie noch immer mit Liebe und Bedauern geflüstert ward.

„Verlaßt das Zimmer!“ sagte Sir Charles und setzte dann, als die Diener fort waren, zu seiner Mutter gewendet hinzu: „Soll ich sie auf mein Zimmer bringen?“

Das Schweigen der Lady für Zustimmung nehmend, faßte er seine Schwester um den Leib und versuchte sie aus dem Zimmer zu tragen. Die Sterbende kreischte und sträubte sich so heftig, daß sie sich ein Blutgefäß zersprengte und im nächsten Augenblicke der unnatürliche Bruder von ihrem rothen warmen Blute überströmt ward.

Lady Briancourt sank in Ohnmacht.

„Ueber Dich komme mein Blut!“ rief Clara, „über Dich und Deine Kinder! Das Erbtheil, um dessentwillen Ihr so Schweres begangen, soll Euch entrissen werden! Mein Schatten wird Euch verfolgen! Mein Kind — meine arme mutterlose Tochter,“ rief sie mit einem neuen Ausbruch des Schmerzes, wer wird sie schützen?“

„Gott wird sie schützen!“ setzte sie nach einer Pause hinzu. „Höre es, Charles, und zittere! In seine Hände befehle ich sie!“

Mit diesen Worten sank die Verstoßene, deren letzte Gedanken ihrem Kinde geweihet waren, auf den mit prachtvollen Teppichen bedeckten Fußboden nieder und starb zu den Füßen ihrer grausamen, unversöhnlichen Mutter.

Trotz seiner gewohnten Geistesgegenwart ward der Baronet durch den plötzlichen Tod seiner Schwester doch in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Er sah ein, daß es unmöglich sein würde, die Sache mit Schweigen zu bedecken. Aller Wahrscheinlichkeit nach ward ein Leichenschaugericht gehalten und es konnte dann viel zur Sprache kommen, was im Interesse des Baronets besser im Dunkel gehüllt blieb. Seine erste Sorge war, Lady Briancourt auf ihr Zimmer bringen zu lassen, die zweite, einen Boten abzusenden, um Quirk zu holen.

Jem mußte sich sofort wieder auf seine Stute setzen und erhielt gemessenen Befehl, mit dem Advokaten wiederzukommen. Unterwegs hielt er einen Augenblick bei Wanderers Ruhe an, um Mabel von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen.

„Denkt Euch nur!“ setzte er hinzu, „die arme junge Lady ist todt und ihre eigene Mutter und Sir Charles, der Baronet, haben sie verhungern lassen, wie mir einer der Diener erzählte!“

Die arme Mabel! Das Herz drohete ihr zu zerspringen, als sie die Nachricht vernahm und ohne die Thorheit eines solchen Schrittes zu erwägen, machte sie sich zu Fuße auf den Weg nach dem Schlosse. Als sie hier ankam, wollten die Diener ihr den Einlaß verweigern, aber sie drängte sich zwischen ihnen hindurch und erreichte den Salon, wo sie Sir Charles antraf, der den Dienern eben Befehl ertheilte, die Leiche in ein Nebengebäude zu bringen, denn es sei die einer Betrügerin.

„Sie war keine Betrügerin!“ rief Mabel entschlossen, „sondern ihre Schwester und nach dem Tode ihrer grausamen Mutter Erbin

von Broadlands — so steht es im letzten Willen ihres Großvaters. Sie haben sie ermordet," setzte sie hinzu, „aber Gott wird sie schon zu rächen wissen, wenn die Zeit dazu kommen wird."

Das Zeugniß einer Person, die von Kindheit an die Lieblingsdienerin Clara's Briancourt gewesen war, ließ sich unmöglich bestreiten. Mit einem stillen Fluche ihre Zudringlichkeit verwünschend, entfernte sich Sir Charles und die treue Mabel blieb da, um der Todten den letzten Liebesdienst zu erzeigen.

Während ihrer Abwesenheit von Wanderers Ruhe aber verschwand nicht blos Clara's Kind, sondern auch ihr eigenes. Neds Wuth und Schmerz waren so aufrichtig oder so gut erheuchelt, daß sie selbst den Verdacht seines Weibes entwaffneten, denn welche Gesinnung er auch gegen das Kind der Verstoßenen hegen mochte, so hatte er doch sicherlich kein Interesse daran, der kleinen Meg etwas zu Leide zu thun. Ob er wirklich einen Antheil an der Entführung der beiden Kinder hatte, wird vielleicht die Zeit lehren.

Viertes Kapitel.

Wie ein Leichenschaugericht gehalten ward und das Ergebniß desselben nicht ganz so ausfiel, wie Sir Charles Briancourt erwartet hatte.

Obschon die Diener in Briancourt Mansion — oder dem Schlosse, wie es in der dortigen Umgegend gewöhnlich genannt wird — ihre stolze Gebieterin und deren schlauen Sohn bedeutend fürchteten, so schwatzten sie doch wie alle Dienstboten zu schwatzen pflegen. Die Lakaien, welche befehligt worden waren, die unglückliche Clara aus der Nähe ihrer unnatürlichen Mutter zu entfernen, hatten die Worte, welche sie gesprochen, in dem Zimmer der Haushälterin wieder erzählt, — aus dem Zimmer der Haushälterin waren sie sodann in die Küche gedrungen. Den folgenden Morgen war es im ganzen Hause bekannt, daß die unglückliche halbverschmachtete Pilgerin, deren Leiche noch oben in dem vergoldeten Salon lag, die seit schon so langer Zeit verbannte Tochter ihrer unversöhnlichen Herrin sei, und zahlreich und bitter waren die Bemerkungen, die über ein so rachsüchtiges Gemüth gemacht wurden.

„Die gute junge Lady!" sagte die Haushälterin, indem sie sich

eine Thräne aus dem Auge wischte; „ihre Leiden sind nun geendet! Ich bin eine arme Frau, aber das Herz ihrer Mutter und die Träume ihrer Mutter möchte ich nicht um all den Reichthum haben, den sie geerbt hat."

„Er wird sie auch nicht glücklich machen," bemerkte der Kellermeister nachdrücklich.

„Gewiß nicht — gewiß nicht," stimmten mehrere andere von der höheren Dienerschaft ein.

In diesem Augenblick schellte die Klingel des Bibliothekzimmers zwei Mal — das gewöhnliche Signal für den Hausverwalter Mr. Barnes — einen langen hageren schweigsamen Mann, der in dem Hause wie ein Schatten umherglitt und seine Pflichten mit der systematischen Regelmäßigkeit einer Maschine erfüllte.

Er war einer von jenen Menschen, die sich selbst durch ein Erdbeben nicht aus der Fassung bringen lassen. In seinen frühern Jahren war er der vertraute Kammerdiener des verstorbenen Baronet gewesen, der große Stücke auf ihn hielt. Man pflegte von ihm zu sagen, er hörte und sähe alles, spräche aber wenig.

„Das gilt Ihnen, Mr. Barnes," bemerkte die Haushälterin.

Der alte Mann stand von seinem Sitz auf und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

„Wenn der sonst reden wollte," sagte der Kellermeister, indem er ihm nachsah, „so könnte er wohl sagen, weshalb die Lady so erzürnt gegen Miß Clara war, weil sie den jungen George Stanley geheirathet hatte. Obschon arm, war er doch ein Edelmann, der der Familie durchaus keine Schande machte, aber sie duldete nicht einmal, daß man seinen Namen nannte."

Hier ward die Unterhaltung durch den Eintritt von Miß Sarah Tubby, Lady Briancourts Zofe, unterbrochen. Es war dies eine sauertöpfische, unliebenswürdige alte Jungfer, die von den übrigen Dienern gehaßt ward — nicht sowohl wegen des Einflusses, den sie auf ihre Herrin ausübte, als wegen des Gebrauchs, den sie davon machte und wodurch sie Jedem im Hause Unannehmlichkeiten aller Art bereitete.

Nicht so bald trat sie in das Zimmer, als der Kellermeister sich plötzlich besann, daß er das Tafelgeschirr zu putzen hatte — die Oberköchin zog sich in ihr Heiligthum, in die Küche, zurück.

Alle entwischten bis auf Mistreß Brandon, die Haushälterin, welche es verschmähete, Furcht vor der Zofe zu zeigen.

„Hier war ja eine sehr lebhafte Unterhaltung,“ sagte die Spionin mit hämischem Lächeln.

„Sie haben wohl gehorcht?“ fragte die alte Haushälterin, indem sie sich stolz aufrichtete.

„Gehorcht, sagen Sie, Madame?“

„Ja, gehorcht,“ wiederholte Mistreß Brandon, „ich dächte doch, ich spräche ziemlich deutlich. „Wenn dies der Fall ist, so kennen Sie wohl das alte Sprichwort von gewissen Personen, die selten etwas Gutes über sich selbst hören! Und wie sollten sie auch,“ setzte sie in bitterem Tone hinzu, „ausgenommen von Denen, welche so falsch und arglistig sind, wie sie selbst.“

Miß Tubby's von Natur gallsüchtiger Teint verwandelte sich in ein krankhaftes Roth und ihre tiefliegenden grauen Augen, die ungewöhnlich klein waren, funkelten wie die einer gereizten Natter. Es geschah selten, daß sie ihre Laune bezwang; bei der gegenwärtigen Gelegenheit aber that sie es. Sie kam jetzt nicht, um zum Kampfe herauszufordern, sondern um zu versöhnen.

„Meine Bemerkung sollte sich durchaus nicht auf Sie beziehen, Mistreß Brandon,“ antwortete sie.

„Die meinige sich auch nicht auf Sie, Miß Tubby,“ sagte die Haushälterin, ebenfalls wieder kälter werdend, „eben so wenig als die Ihrige sich auf mich — das versteht sich.“

Mit diesen beiderseitigen Erklärungen, deren Zweideutigkeit man jetzt zu erörtern nicht gut fand, zufrieden, setzten die beiden Damen sich nieder, gleich zweien Kriegführenden, die gegenseitig ihre Kräfte kennen und keine Lust haben, einen Zusammenstoß hervorzurufen, da schon zu viele Schlachten zwischen ihnen geliefert worden sind.

„Ach Mistreß Brandon,“ seufzte die Zofe, „meine Nerven sind furchtbar erschüttert worden.“

„Wirklich?“

„Ich fühle mich ganz angegriffen.“

Die Haushälterin hatte wieder eine spitze Bemerkung auf der Zunge, da aber eben erst Friede geschlossen worden war, so unterdrückte sie dieselbe, um nicht schon nach so kurzer Zeit wieder Anlaß zum Ausbruch eines Krieges zu geben.

„Dieses unglückliche Frauenzimmer,“ fuhr die Zofe fort, „drängt sich da bis in den Salon, erschreckt meine Gebieterin fast bis zum Tode und stirbt dann. Es ist empörend!“

„Ja wohl,“ sagte die Haushälterin, welche erst zu sehen wünschte, wo die Zofe hinauswollte, ehe sie sich selbst eine bestimmte Aeußerung erlaubte.

„Natürlich war sie wahnsinnig,“ setzte die Zofe hinzu.

„Wirklich? Das arme Geschöpf.“

„Ich hörte, Advocat Quirk zu Sir Charles sagen, es müsse ein Leichenschaugericht gehalten werden.“

„Ist das wirklich nöthig?“ sagte Mistreß Brandon mit gut erheuchelter Unbefangenheit.

„Ja wohl,“ fuhr die Diplomatin fort, „das ist einmal Gesetz für alle Fälle, wo Jemand plötzlich stirbt.“

„Nicht allemal!“ antwortete die Haushälterin ruhig, „denn ich habe gehört, daß, als der Gemahl der Lady starb, kein Leichenschaugericht stattfand und sein Tod war doch gewiß ein sehr plötzlicher.“

Wieder wechselte Miß Tubby die Farbe, diesmal aber war es anstatt der dunkeln Röthe des Zornes eine krankhafte Bläße, welche das Aussehen der vertrauten Dienerin der Lady Briancourt durchaus nicht verbesserte — einer Dienerin, deren Einfluß auf ihre Gebieterin, welcher eben so grenzenlos als für Alle, welche das stolze herrschsüchtige Gemüth der reichen Wittwe kannten, unerklärlich war.

„Sie waren wohl schon in diesem Hause, als der selige Baronet starb?“ fuhr die Haushälterin fort, ohne daß sie die mindeste Notiz von der eigenthümlichen Wirkung zu nehmen schien, die ihre Worte auf die Zofe äußerten.

„Ja wohl, ja wohl — Sie wissen das ja schon.“

„Er starb am Schlagflusse, nicht wahr?“ fuhr Mistreß Brandon fort.

„Ja wohl, ja wohl.“

„Man fand ihn todt in seinem Bett.“

„Reden Sie nicht davon!“ rief die Zofe, indem sie von ihrem Sitze auffuhr und nach dem Fenster ging, wo sie einige Augenblicke stehen blieb und die kalten Schweißtropfen wegwischte, welche ihr

auf die Stirn traten. „Ich kann es nicht mit anhören, wenn man davon spricht!"

„Was Sie nicht sagen! Warum denn nicht?" fragte ihre Quälerin mit der unschuldigsten Miene, die man sich denken kann.

„Ich war die Erste, die seinen Tod entdeckte," entgegnete die Kammerfrau schnell. „Ein so guter Herr! Ich bin überzeugt, daß sein Tod meiner armen Lady fast das Herz gebrochen hat! Sie ist seitdem nie wieder glücklich gewesen."

Die Haushälterin machte ein Gesicht, als ob ihr dies ganz glaublich erschiene.

„Wie der Advocat sagt," fuhr Miß Tubby fort, „muß ein Leichenschaugericht gehalten werden. Natürlich," setzte sie hinzu, „werden die Diener nicht so thöricht sein, die lächerlichen Reden, welche das arme Geschöpf in seinem Wahnsinne ausstieß, zu wiederholen; wenigstens hoffe ich es nicht — es wäre auch nicht in ihrem Interesse."

„Hat die Lady Ihnen aufgetragen, so zu sagen?" fragte die Haushälterin.

„Die Lady — das wäre noch besser!" sagte Miß Tubby, indem sie verächtlich den Kopf in die Höhe warf; „glauben Sie denn, daß Mylady sich um solche Thorheiten bekümmern würde? Es ist dies blos ein guter Rath von mir selbst."

„Der ohne Zweifel befolgt werden wird!" bemerkte Mistreß Brandon, indem sie aufstand, um das Zimmer zu verlassen. „Ihre Rathschläge und Eingebungen werden in der Regel befolgt. Ich will die Leute immer darauf aufmerksam machen."

Nicht so bald sah die Zofe sich allein, als sie die Thür des Schrankes öffnete, in welchem die Likörs verwahrt wurden und ein Glas zur Hälfte mit Kirschwasser füllte, welches sie auf einen Zug hinunterstürzte. Ihre Züge gewannen allmälig wieder ihren gewohnten Ausdruck boshafter Ruhe.

„Was ich doch für eine Närrin bin," murmelte sie, „daß ich mich durch das Geplauder einer alten Thörin schrecken lasse, die damals noch gar nicht mit im Hause war und nur gehört hat — gehört," wiederholte sie langsam; „aber was hat sie denn gehört? So ist die Welt einmal. Die Reichen werden allemal verleumdet. Ich habe, Dank dem Himmel, nichts zu fürchten!"

Während sie dieses Alleingespräch hielt, war Mr. Barnes mit

seinem gewöhnlichen ruhigen Tritt in das Zimmer geschlichen. Als Miß Tubby sich herumdrehete und ihn erblickte, wie er seine scharfen grauen Augen auf sie geheftet hielt, fuhr sie zusammen, als ob sie eine Natter gestochen hätte. Es lag etwas in dem Blick des alten Mannes, was ihre Worte Lügen zu strafen schien; es war nicht das erste Mal, wo sie demselben drohenden Blick begegnete, der sie erschreckte, ohne daß sie recht wußte, weshalb.

„Ah sieh da, Barnes!" sagte sie; „Sie schleichen im Hause herum wie ein Geist."

„Wessen?" fragte der Hausverwalter in ruhigem Tone.

„Wessen!" entgegnete die Zofe; „nun wie irgend Jemandes Geist."

„So!"

„Wessen Geist sollte ich denn meinen?" setzte sie mit verzweifeltem Muthe hinzu.

„Das wissen Sie am besten — vielleicht Miß Claras Geist! Sie war eben kein Liebling von Ihnen."

„Das möchte Ihnen schwer werden zu beweisen, Mr. Barnes," sagte die alte Jungfer mit einer Lebhaftigkeit, welche verrieth, wie vollkommen sie ihre Selbstbeherrschung wiedergewonnen hatte. „Es war nicht meine Schuld," setzte sie hinzu, „wenn Mylady es nicht billigte, daß sie sich von Mr. Stanley entführen ließ! Ich habe blos meine Pflicht gethan."

„Und ich muß die meine thun," bemerkte der alte Mann. „Sir Charles hat befohlen, die Leiche des unbekannten Frauenzimmers, welches gestern Abend so plötzlich hier starb, in das Thorhaus zu schaffen. Diesmal soll ein Leichenschaugericht stattfinden! Ich danke nur meinem Gott," setzte er hinzu, „daß ich sie nicht habe sterben sehen!"

Miß Tubby sah den Redenden scharf an, aber dieser verzog keine Miene. Der Hausverwalter war einer jener Menschen, deren Züge selten ihre Gedanken verrathen.

„Vielleicht," bemerkte sie mit gleichgültiger Miene, „vielleicht werden Sie auch mit vorgefordert."

„Das ist wohl möglich."

„Und wenn dies nun geschieht, was werden Sie sagen?"

„Die Wahrheit — ich lüge niemals."

Entweder glaubte die Zofe, in dieser Bemerkung liege eine ver-

steckte Beleidigung für sie, oder sie that nur so — denn sie prallte den Kopf verächtlich emporwerfend, aus dem Zimmer hinaus und murmelte etwas von gewissen Menschen, die alt und kindisch würden.

„Kindisch!" wiederholte der alte Mann; „die Zeit wird es lehren, ob ich kindisch geworden bin oder nicht."

Im Laufe des Tages ward vor dem Coroner von Colchester und einer Jury, die ausschließlich aus Unterthanen der Herrschaft Briancourt zusammengesetzt war, das Leichenschaugericht gehalten. In Folge eines sonderbaren Zusammentreffens hatte der vorladende Beamte lauter solche Leute gewählt, die mit ihren Abgaben in Rückstand waren.

Alles geschah zur Zufriedenheit Mr. Quirks, welcher die Procedur mit ängstlicher Spannung überwachte. Die Diener waren gehörig instruirt. Von Mabels Besuche ward kein Wort erwähnt und eben so wenig von der Aussage, die sie in Bezug auf die Persönlichkeit des armen verfolgten Wesens gethan, welches in den Verhandlungen als ein „unbekanntes Frauenzimmer" bezeichnet ward.

Eben als die Proceduren ihrem Schlusse naheten, ließ sich ein Geräusch an der Thür des Saales vernehmen. Dieses Geräusch rührte von Mabel her, welche sich mit Gewalt durch die Bauern und Diener Bahn brach, die ihr den Eintritt zu verwehren suchten. Die arme, der Verzweiflung nahe gebrachte Mutter war die ganze vergangene Nacht nicht nach Hause gekommen, weil sie überall ihr Kind suchte, welches ihr auf so unerklärliche Weise entführt worden war. Trotz ihres eigenen Kummers aber hatte sie nicht die Treue vergessen, welche sie der Sterbenden geschworen.

„Platz! Platz!" rief sie; „ich will angehört sein! Ich habe ein Recht darauf, gehört zu werden."

„Ruhe! Ruhe!" sagte der Coroner.

„Laßt dieses Weib nicht vor!" flüsterte Mr. Quirk einem der Diener zu, indem er gleichzeitig sehr blaß ward. „Sie ist wahnsinnig!"

Ehe der Diener aber noch den ihm ertheilten Auftrag ausführen konnte, hatte die Wirthin von Wanderers Ruhe sich durch die Umstehenden hindurchgedrängt und näherte sich der Tafel.

„Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch entfernt, gute Frau!" bemerkte der Coroner.

„Ich werde mich nicht entfernen, Sir," antwortete Mabel fest, aber ehrerbietig. „Ich bin hier, um die Wahrheit zu sprechen — Gottes heilige Wahrheit — im Angesicht Derer, welche sie unterdrücken möchten."

Mr. Quirk begann eine sehr unruhige Miene zu zeigen. Er näherte sich der unerwarteten Zeugin und versuchte ihr etwas ins Ohr zu flüstern. Sie verstand nur theilweise, was er sagte — es war etwas von Pachtzins und Geld.

„Zurück, Judas!" rief sie; „meine Seele ist mir nicht feil. Wollen Sie mich anhören, Sir?" setzte sie zu dem Coroner gewendet hinzu, „oder muß ich nach Colchester gehen und dort bei der Behörde die Anzeige machen, daß die Aussage, die ich zu erstatten habe, unrechtmäßigerweise unterdrückt und zurückgewiesen worden ist?"

„Wenn Ihr durchaus sprechen wollt, nun so thut es," sagte der Coroner zögernd.

„Ja, ich will sprechen! Alle Schätze der Welt würden mich nicht bewegen, die Wahrheit zu verheimlichen."

Barnes, der mit mehrern der Diener im Hintergrunde des Zimmers stand, nickte beifällig, während Mabel vereidet ward.

„Euer Name?" fragte der Coroner.

„Mabel Cantor, Sir."

Der Beamte schrieb dies langsam nieder und warf dabei verstohlene Blicke auf Mr. Quirk.

„Früher," fuhr die Zeugin fort, „Kammerzofe bei Miß Clara Briancourt — der nachmaligen Mistreß George Stanley, deren Todesursachen eben hier ermittelt werden sollen."

„Das ist Bosheit!" rief der Advocat, indem er die Zeugin zornig ansah! „pure, blanke Bosheit! Dieses Weib ward aus dem Dienste der Familie, deren Ehre sie verwunden möchte, entlassen, weil — weil —." Er stockte; das Lügen war ihm in diesem Augenblicke nicht so geläufig wie sonst und er schloß daher mit den Worten, „weil sie sich schlecht und undankbar benommen hatte."

„Liebe Frau," sagte der Coroner in seinem einschmeichelndsten Tone, „Ihr irrt Euch jedenfalls."

„Ich sollte mich irren!" wiederholte Mabel, indem sie in Thränen ausbrach; „habe ich nicht jahrelang mit ihr zusammen gelebt? Kam sie nicht wenige Stunden vor ihrem Tode in mein Haus —

durchnäßt von dem furchtbaren Regen, verhungernd — verschmachtend —," setzte sie hinzu, „und mit gebrochenem Herzen?"

„Aber Lady Briancourt würde sie doch wieder erkannt haben?"

„Das that sie auch, Sir."

„Und auch Sir Charles? Nein, nein — Ihr habt Euch ganz gewiß getäuscht."

Die treue Mabel wollte die Möglichkeit einer solchen Voraussetzung keinen Augenblick zugestehen, sondern blieb bei ihrer frühern Behauptung, indem sie alles erzählte, was den Tag vorher in ihrem Hause geschehen, mit Ausnahme des Geheimnisses, welches ihr anvertraut worden, und des Eides, den sie geleistet.

Mitleid und Entrüstung malten sich in den Mienen Aller, nur nicht in denen des Advocaten und des Coroner. Selbst die Diener, welchen man ihre Aussagen eingelernt hatte, schämten sich, daß sie sich dazu verstanden, die Wahrheit zu unterdrücken — so tief war der Eindruck, den die Schilderung hervorrief, welche Mabel von den Leiden ihrer früheren Herrin entwarf.

„Erlauben Sie mir zu bemerken," sagte Mr. Quirk, „daß die Aussage dieses Weibes durch gar nichts unterstützt wird. Ich dagegen kann beweisen, daß sie von Sir Charles Briancourt und seiner Mutter wiederholt auf sehr feindselige und rachsüchtige Weise gesprochen hat."

Der Coroner schüttelte den Kopf — er besaß doch zu viel Rechtlichkeitsgefühl, als daß er seinen Ruf und seine Stellung noch weiter hätte aufs Spiel setzen sollen.

„Ich werde," setzte der Advocat hinzu, „meinem hochgeehrten Clienten jedenfalls empfehlen, dieses Weib wegen Meineids — wegen vorsätzlichen geflissentlichen Meineids — belangen zu lassen."

Mabel sah sich forschend im Zimmer um und ihre Augen fielen endlich auf das theilnahmlose Gesicht des Hausverwalters Barnes, welcher den Verhandlungen bis jetzt schweigend beigewohnt hatte.

„Da steht ein Zeuge!" rief sie; „ein Zeuge, der die Wahrheit alles dessen, was ich ausgesagt habe, recht wohl kennt."

Aller Augen wendeten sich jetzt auf den alten Mann, der immer noch unbeweglich stehen blieb.

Nach einem zustimmenden Kopfnicken von Mr. Quirk, welcher glaubte, auf den Hausverwalter, dessen Stelle die einträglichste war, könne er sich verlassen, befahl der Coroner, ihn zu vereiden.

„Nun, Sir," sagte der Beamte, nachdem man dem Zeugen den Eid abgenommen hatte, „waren Sie bei dem Tode der Verstorbenen gegenwärtig?"

„Nein."

„Haben Sie die Leiche später gesehen?"

„Ja."

„Wann?"

„Als sie auf Befehl von Sir Charles aus dem Saale nach dem Thorhause geschafft ward."

Einige der achtbareren Pächter — die ihren Zins bezahlt und daher nichts zu fürchten hatten — murmelten: „Es ist eine Schande!"

„Und haben Sie, der Sie doch so lange in der Familie gelebt haben," fuhr der Coroner fort, „und die Tochter Ihrer Herrin von Kindheit an gekannt haben müssen, die Leiche erkannt?"

„Ja."

„Und für wessen?"

„Für die der Mistreß George Stanley — früher Miß Clara Briancourt — die ich als Kind hundertmal auf meinen Armen getragen," entgegnete der Hausverwalter. „Ich erkannte sie, trotz der verwelkten Züge und der traurigen Veränderung, welche durch Mangel und Leiden mit ihr vorgegangen, an einer Narbe an der rechten Schulter, die von einer Wunde zurückgeblieben ist, welche sie sich einmal als Mädchen durch einen Sturz vom Pferde zuzog. Wenn ich mich recht besinne," setzte er hinzu, „so waren Sie es selbst, Sir, der damals das junge Fräulein behandelte. Ich wundere mich, daß Sie es nicht bemerkt haben."

Der Coroner, welcher Arzt war, wechselte ein wenig die Farbe und bemerkte, es sei allerdings sonderbar, daß dieser Umstand ihm entgangen sei.

In Folge dieses neuen Zeugnisses ward eine nochmalige Besichtigung der Leiche durch die Jury nothwendig. Mabel, welche mitging, gestattete nicht, daß eine andere Hand als die ihre die Hülle zurückschlug, welche die Leiche bedeckte.

„Da!" sagte sie, indem sie auf die Narbe zeigte; „hier ist ein Zeuge, der nicht lügen kann — meine theure, gute, junge Herrin! in Noth, Tod und Verzweiflung gejagt durch ihre unnatürliche Mutter und ihren habsüchtigen Bruder — aber auch," setzte sie hinzu, indem sie gleichzeitig mit einer Geberde des Abscheues und

der Verachtung auf den Advocaten zeigte, „durch diesen schlechten Menschen!“

Mr. Quirk notirte sogleich ihre Worte, indem er bemerkte, daß er deshalb Klage führen werde.

Obschon sowohl auf Seiten der Jury als auch des Coroners die größte Geneigtheit vorhanden war, ein solches Verdict zu geben, wie es dem Baronet und seiner stolzen Mutter angenehm wäre, so waren doch die Zeugenaussagen und Beweise zu unwiderleglich. Die Geschworenen fühlten, daß namentlich Mr. Barnes' Aussage sich durch nichts entkräften ließ, zeigten sich aber doch so viel als möglich gefällig, indem sie fanden, daß der Tod der verstorbenen Clara Stanley durch natürliche Ursachen herbeigeführt worden sei und zerstreuten sich dann schnell, als ob sie sich ihres Mangels an moralischem Muthe schämten.

Das Verdict hätte aber eigentlich lauten sollen: „Gestorben aus Mangel an dem Brode, welches ihre Hand, als sie noch lebte, so oft den Armen ausgetheilt.“

„Gott wird sie rächen, sobald die Zeit da ist!“ schluchzte die treue Mabel, indem sie sich bückte und den letzten Kuß auf die Stirn ihrer früheren Herrin drückte. „Ihre Leiden sind geendet — die ihrer Verfolger aber werden erst beginnen. Arme, verwelkte Blume — das Augenlicht ihres alten Vaters — die Freude seines gütigen Herzens — der armen Mabel einzige Freundin! kalt — kalt wie mein gebrochenes Herz!“

„Steh auf!“ rief eine rauhe Stimme dicht neben ihr. „Du hast nun heute genug Unheil angerichtet!“

Die unglückliche Frau erhob sich von ihren Knien, denn sie erkannte die Stimme ihres Mannes, der die ganze Umgegend nach allen Richtungen hin durchstreift hatte, um das verschwundene Kind aufzusuchen.

„Meg — Meg!“ rief sie, die Hände faltend. „O sage, daß Du sie gefunden hast, Ned!“

„Aber ich habe sie nicht gefunden,“ antwortete er in rauhem Tone. „Ich bin die ganze Nacht in dem Walde herumgelaufen. Wärest Du zu Hause geblieben, anstatt Dich in die Angelegenheiten vornehmer Leute zu mischen, so wäre das Kind noch da und wir hätten uns einen Freund gemacht anstatt eines Feindes. Schaffe

das Kind wieder," setzte er hinzu, „wenn Du jemals wieder eine friedliche Stunde zu verleben wünschest!"

Der Blick, welcher diese Drohung begleitete, erfüllte die arme Mabel mit Furcht und Entsetzen.

„Ja, ich werde das Kind wieder schaffen, Ned," entgegnete sie; „ich werde nicht ruhen noch rasten, bis ich es wieder habe. Aber schlage mich jetzt nicht! Ich kann es nicht ertragen — jetzt nicht, jetzt nicht."

Der Mann antwortete nur durch ein unverständliches Grunsen und die arme Sklavin schickte sich mit schwerem Herzen an, mit ihm in ihr Haus auf der Haide zurückzukehren, denn sie wußte recht wohl, welche Behandlung sie zu erwarten hatte, sobald sie dort angekommen sein würden.

Als Quirk in das Schloß zurückkehrte und Sir Charles von dem Verdict der Geschworenen in Kenntniß setzte, ward der Baronet ganz wüthend. In der ersten Hitze seines Zornes befahl er, Ned Cantor, der sein Pächter war, sofort von Haus und Hof zu vertreiben und schwur, er wolle den Schurken verderben, weil er sein Weib nicht besser im Zaume zu halten gewußt.

„Mabel war nicht die einzige Zeugin," bemerkte der Advocat.

„Wer denn sonst noch?" fragte sein wüthender Client.

„Barnes, der Hausverwalter."

„Barnes!" wiederholte Sir Charles im Tone des Erstaunens; „dieser heuchlerische Halunke dreht sich also herum, wie eine Natter und sticht die Hand, die ihn fütterte! Und obendrein steht noch die Parlamentswahl bevor! Man wird mich mit Hohngeschrei von den Schranken jagen."

Sein Rathgeber zuckte die Achseln, wie um anzudeuten, daß er ein solches Ereigniß allerdings nicht für unwahrscheinlich hielte.

„Wenigstens," fuhr der Baronet fort, „sollen die Urheber dieses Skandals und Unheils dafür büßen! Barnes soll auch nicht eine Nacht mehr unter diesem Dache schlafen!"

Mit diesen Worten riß er zwei Mal in die Klingel. Nach wenigen Minuten trat der Hausverwalter mit seiner gewöhnlichen unerschütterlich ruhigen Miene ins Zimmer.

„Haben Sie geklingelt, Sir Charles?" fragte er.

„Allerdings," entgegnete der Baronet in wüthendem Tone; „sind Ihre Bücher in Ordnung?"

„Sie wissen," sagte der alte Mann ehrerbietig, „daß meine Bücher immer in Ordnung sind."

„Nun dann verlassen Sie mein Haus auf der Stelle — geben Sie Ihre Bücher an Mr. Quirk! Er wird dieselben abschließen und Ihnen das, was Ihnen vielleicht gutkommt, herauszahlen."

„Haben Sie mir noch etwas weiter zu sagen, Sir Charles?" fragte Mr. Barnes, ohne daß seine plötzliche Entlassung den mindesten Eindruck auf ihn zu machen schien.

„Nein — blos, daß Ihr auch nicht eine Nacht mehr unter diesem Dache schlafen sollt — dies ist mein fester Entschluß."

„Ich werde aber nicht gehen," entgegnete der Hausverwalter.

Der Advocat und sein Client sahen einander mit sprachloser Entrüstung an.

„Nicht etwa aus Liebe zu Ihnen," fuhr der alte Mann fort, „oder aus Achtung für Ihren Dienst! Ich bleibe, weil ich bleiben will! So lange Lady Briancourt lebt, gehört dieses Haus ihr. Wenn Sie noch nähere Auseinandersetzung wünschen, so verweise ich Sie deshalb an Mylady."

Mit diesen Worten drehete er sich ruhig auf dem Absatz herum und verließ das Zimmer.

„Dieser unverschämte alte Schurke!" rief der Baronet, sobald er sich von seinem Erstaunen einigermaßen erholt hatte. „Glaubt er vielleicht, daß meine Mutter seinen Trotz gut heißen werde? Wir werden sehen."

„Es wird doch gut sein, wenn Sie nicht allzu ungestüm zu Werke gehen," bemerkte Mr. Quirk; „Ihre Mutter hat zuweilen sonderbare Grillen."

„Lächerlich!"

„Der Mann ist schon seit so vielen Jahren im Hause."

„Was thut das?" fragte Sir Charles Briancourt; „giebt ihm dies etwa ein Recht, mich zu beleidigen und mir zu trotzen?"

„Allerdings nicht; ich dachte blos — doch Sie müssen es am besten wissen. Vielleicht ist es doch am gerathensten, wenn Sie mit Lady Briancourt sprechen."

Sein Client verließ das Zimmer, in der Absicht, sich mit seiner Mutter zu berathen. Es war nicht das erste Mal, daß er gewünscht hatte, sich des Hausverwalters zu entledigen; allemal aber war sein Wunsch durch seine Mutter vereitelt worden, deren stolzes

Wesen stets freundlich und herablassend ward, wenn sie mit diesem alten Diener ihres verstorbenen Gemahls sprach.

„Barnes weiß etwas!" murmelte Mr. Quirk; „davon bin ich überzeugt und ich gäbe hundert, ja tausend Pfund darum, wenn ich hinter dieses Geheimniß kommen könnte! Was mag es nur sein? Hat sie vielleicht die dem seligen Baronet schuldige Treue verletzt — wie? Nein, dazu ist sie stets zu stolz gewesen! Das Testament ihres Vaters? Dieses kann nicht verfälscht worden sein, denn es vereitelte ja ihre innigsten Wünsche! Ich muß die Sache ergründen," setzte er hinzu; „dann wird alles andere leicht sein."

Nach ungefähr einer halben Stunde kehrte der Baronet mit der Röthe des Zornes und Verdrusses auf dem Antlitz in das Bibliothekzimmer zurück.

„Barnes geht nicht?" fragte der Advocat lächelnd.

„Nein, er geht nicht," entgegnete Sir Charles. „Die Verblendung meiner Mutter ist mir unerklärlich. So lange sie aber lebt, ist sie Herrin hier und gegen einen Willen wie der ihre, vermag ich nichts auszurichten."

„Ja, das glaube ich," murmelte Mr. Quirk, „das glaube ich."

Einige Tage später fand ein pomphaftes Leichenbegängniß statt. Die Leiche der unglücklichen Clara ward an der Seite ihres Vaters in der Familiengruft der Briancourts beigesetzt. Ihr Bruder folgte in heuchlerische Trauer gekleidet dem Schlachtopfer zu dem letzten Ruheplatze. Als er die Ruinen der alten Priorei verließ, wo die Asche vieler der vornehmsten Familien von Essex ruhen, ließ sich unter der versammelten Menge zuerst ein unterdrücktes Murmeln und dann eine Reihe von Hohn- und Drohrufen hören, die noch stundenlang in den Ohren des unnatürlichen Bruders wiederhallten.

Fünftes Kapitel.

Worin der Leser die Bekanntschaft eines Mannes macht, bei dem das Gold keineswegs eine Chimäre ist.

In der alten Stadt Colchester, nicht weit von der St. Johanniskirche, stand früher ein einsames Haus, dessen Vorderseite von der Straße durch hohe Mauern geschieden war, welche, indem sie sich von einem Flügel zum andern erstreckten, eine Art Vorhof bil-

deten. Das Haus zeigte, obschon es jetzt sehr baufällig geworden war, noch Spuren früheren Glanzes. Ueber dem Haupteingange befand sich ein ziemlich gut ausgeführtes Wappen und an den Simsen und Ecken sah man noch Ueberreste von anderweiter Bildhauerarbeit. Die meisten Fenster waren zu der Zeit, von der wir jetzt reden, dicht mit Bretern vernagelt, um die Steuer zu umgehen. Das Haus sah so verödet aus, daß selbst die Nachbarn es für unbewohnt gehalten haben würden, wenn nicht zuweilen, obschon sehr selten, ein dünner Rauch verstohlen, als ob er sich vor sich selbst schämte, aus einem der hohen Schornsteine aufgestiegen wäre.

Dieses Haus ward seit vielen Jahren von einem gewissen Nicholas Arden und seiner Tochter bewohnt.

Obschon ungeheuer reich — denn die Hälfte aller Landgüter in der Grafschaft war ihm verpfändet — versagte er sich doch nicht blos die Bedürfnisse des Lebens, sondern auch die nöthige Bedienung. Die Arbeiten des Hauswesens und das Kochen — so wie es nun war — wurden von seiner Tochter Alice besorgt, einem schönen blonden Mädchen, welches das Haus nur dann verließ, wenn sie die benachbarte Kirche besuchte, wohin sie aber stets allein ging, denn ihr Vater begleitete sie niemals.

Ein armer halb verhungerter Knabe Namens Goliath, den Mr. Arden aus dem Armenhause zum Laufburschen angenommen, war der dritte und letzte Mitbewohner des Hauses.

Nicholas Arden war nämlich ein Geizhalz. Für seine Ohren gab es keine andere Musik, als den Klang des Goldes. Er lebte von diesem Klange, denn das Gold war sein Abgott und er hatte nie etwas Anderes verehrt. Wenn er seine Tochter liebte, so geschah es, weil sie sein war — eine Art Eigenthum — etwas, was ihm gehörte und auf alles, was ihm gehörte, setzte der alte Mann einen gewissen Werth.

Obschon Alice Arden sehr schön war, so trugen doch ihre Züge jenen resignirten und hoffnungslosen Ausdruck, welcher auf dem Antlitz Derer liegt, die niemals die Freuden der Kindheit kennen gelernt haben. Von ihrer frühesten Jugend an hatte sie weder Mutter noch Gespielen gehabt. In ihren zartesten Jahren war das heitere Lachen ihren Lippen fremd gewesen — ihre ganze Existenz hatte bis jetzt der jener wunderbaren Thiere geglichen, die man zu-

weilen in Marmorblöcken eingeschlossen findet — eintönig, freudlos, hoffnungslos — fast ohne Bewußtsein.

Es schneiete heftig und der mit dem Schnee gemischte eisige Regen schlug an die geborstenen Scheiben des einzigen Fensters, welches nicht mit Bretern verschlagen war und zu dem ehemaligen Prunkzimmer des Hauses gehörte. Dieses Fenster hatte starke eiserne Läden, welche der Geizige niemals verfehlte, jede Nacht, ehe er sich niederlegte, mit eigenen Händen zu schließen und zu verriegeln.

Es war weder Feuer in dem weiten gähnenden Kamin, noch deckte ein Teppich die Diele und doch war der Winter mit mehr als gewöhnlicher Strenge eingetreten. Die Geräthschaften des Zimmers bestanden aus mehrern Stühlen von Eichenholz und einem dazu passenden Sopha mit vergilbtem Stoffe beschlagen. Dem Fenster gerade gegenüber stand ein mit seltsamer Schnitzarbeit verzierter Schrank mit Eisen beschlagen und einem massiven Schlosse verwahrt. Dieser enthielt die Erwerbsurkunden manchen schönen Landgutes — die Schuldverschreibungen verschwenderischer Erben und bedürftiger Kaufleute — denn Jeder, der in der guten Stadt Colchester Geld brauchte und Sicherheit zu bieten hatte, kam zu dem Geizhals, um bei ihm Hülfe zu suchen. Wen er aber einmal in seinen Krallen hatte, der machte sich nur selten wieder daraus los, denn das Verderben folgte ihm auf dem Fuße wie sein Schatten.

Nicholas Arden saß an einem langen mit Urkunden und Papieren bedeckten Tische. Er war ein langer hagerer Mann zwischen sechzig und siebzig Jahren. Sein Auge besaß die Gier eines Geiers, mit welchem gefräßigen Raubvogel seine Adlernase ihn noch eine fernerweite Aehnlichkeit gab. Er war mit einem weiten Schlafrock bekleidet, den Alice ihm aus einem der verschossenen Vorhänge des großen Zimmers gefertigt hatte, und damit ihm seine langen grauen Locken nicht in die Augen fallen möchten, trug er ein schwarzes, dicht anliegendes Käppchen auf dem Kopfe.

Der alte Mann war emsig beschäftigt, eine bedeutende Summe Goldstücke zu zählen, indem er sie eins nach dem andern in ein eisernes Kistchen fallen ließ, welches auf dem Tische stand. Wie funkelten seine Augen, während er dem Klirren des gelben Metalles lauschte. Die Stimme der Liebe sprach niemals so beredt zu seinem vertrockneten Herzen. So oft ihm ein ganz besonders glä-

zendes Stück in die Hände fiel, betrachtete er es mit funkelnden Augen, wie ein feuriger Liebhaber das Portrait seiner Geliebten beschauet; spielte damit, indem er es auf der Spitze seines langen hageren Fingers wog, um sich zu überzeugen, daß es vollwichtig sei und ließ es dann mit zufriedenem Lächeln zu den übrigen fallen. Drei Mal hatte er sie durchgezählt — auch nicht eins fehlte an der vollständigen Zahl. Als er den Deckel der Cassette schloß, begann er zugleich zu schnüffeln und seine buschigen Augenbrauen dicht zusammen zu ziehen, denn er besaß, eben so wie der Aasvogel, mit welchem wir ihn vorhin verglichen, eine scharfe Witterung.

„Noch mehr Verschwendung!" murmelte er; „dieses Mädchen wird mich noch zum armen Manne machen."

Dieser Ausruf ward nicht, wie unsere Leser vielleicht glauben, durch duftig würzige Gerüche veranlaßt, die aus der unmittelbar unter dem Zimmer, in welchem der Geizige saß, gelegenen Küche aufgestiegen wären, sondern durch einen dünnen eben nicht wohlriechenden Rauch, der aus dem ungefegten Kamin des Zimmers hervordrang und ihm verrieth, daß seine Tochter Alice gewagt hatte, in dem unteren Zimmer ein Feuer anzuzünden.

„Wie! sie hat Feuer angemacht, während der Thermometer kaum auf dem Gefrierpunkte steht?" rief er, „warum macht sie sich nicht Bewegung und sucht sich dadurch zu erwärmen! Wenn ich einmal todt bin, wird es gehörig drunter und drüber gehen!"

Als er fand, daß der Rauch eher zu- als abnahm, öffnete er die Thür des Zimmers, trat an die oberste Stufe der Treppe und rief mehrmals in lautem zornigem Tone:

„Alice! Alice!"

„Gleich, Vater," antwortete eine sanfte Silberstimme von unten.

Nach wenigen Augenblicken erschien seine Tochter mit einem kleinen Präsentirteller, auf welchem eine Schüssel stand, die ein Stück Fleisch enthielt, welches in einer dünnen wässerigen Brühe herumschwamm.

„Was ist das!" fragte der Geizige mit einem Blick des Entsetzens.

„Es wird Dir gut thun, Vater," antwortete das arme Mädchen. „Seit mehrern Tagen bist Du krank — sehr krank gewesen, hast fast gar nichts genossen und —"

„Und wo hast Du das Fleisch her?" unterbrach sie der alte Mann heftig. „Eine solche Verschwendung muß mich in Armuth und Verderben stürzen!"

„Iß und kümmere Dich nicht, wo es her ist, dafern ich nur auf ehrlichem Wege dazu gekommen bin."

„Auf ehrlichem Wege!" wiederholte ihr Vater. „Du hast mich wohl bestohlen?"

„Der Himmel verzeihe Dir diesen Gedanken, Vater!" rief Alice mit Würde. „Wenn Du es durchaus wissen willst, so kann ich Dir sagen, daß Sir Charles, als er gestern wegen der Hypothek da war, mir beim Fortgehen eine Krone in die Hand drückte. Ohne Zweifel hielt er mich für Deine Magd."

„Um so besser, Alice," sagte der Geizhals in etwas milderem Tone. „Ich will nicht, daß mein Kind sich herausputze, wie ein bunter Schmetterling! Also er gab Dir eine Krone, wie?"

„Ja."

„Und wie viel hast Du davon verthan?"

„Beinahe zwei Schillinge, Vater?"

„Zwei Schillinge! Zwei Schillinge in einem Tage! Aller Reichthum Indiens würde bei einer solchen Verschwendung nicht lange ausreichen. O, mein Gold — mein herrliches Gold — welches ich mit so vieler Mühe und Arbeit erworben. Was wird daraus werden, wenn ich einmal nicht mehr da bin? Du hättest das Geldstück mir geben sollen," setzte er hinzu, „und ich hätte es Dir verzinst — versteht sich nicht höher, als das Gesetz erlaubt."

Alice antwortete hierauf weiter nichts, sondern setzte schweigend die Schüssel dem Platze gegenüber, auf welchem er saß, und da der duftige Geruch des Fleisches ihm entgegenströmte, legte sich sein Zorn einigermaßen.

„Na," murmelte er, „da das Fleisch einmal gekauft ist und ich mich allerdings nicht ganz wohl fühle, so wäre es Sünde, es verderben zu lassen; aber ich sage Dir, Alice, wenn Dir an meinem Segen etwas gelegen ist, so erlaube Dir nie wieder eine solche Verschwendung. Gieb auch wohl Acht," setzte er hinzu, „daß nicht etwa Goliath etwas von dem Fleische stiehlt; der Junge hat einen Magen, wie der Rachen des Todes — er wird nimmermehr voll."

Die Tochter nahm Verweis und Warnung schweigend und unterwürfig hin und sah dann mit zufriedener Miene dem alten Manne

zu, wie er sich dem ungewohnten Luxusgenusse einer ordentlichen Mahlzeit hingab. Eben als er fertig war, ward laut an die Thür gepocht.

„Sieh einmal, wer es ist," sagte er, „und sage mir's, ehe Du Jemanden herein lässest."

Alice verließ das Zimmer.

„Ein gutes Mädchen!" murmelte der Geizhals, „aber sie kennt nicht den Werth des Geldes — sie weiß nicht, daß ein Penny das Saamenkorn eines Pfundes und ein Pfund das Saamenkorn zu Hunderten und Tausenden ist. Könnte ich das Leben noch einmal von vorn anfangen, was wollte ich mit meiner Kenntniß und Erfahrung nicht alles ausrichten! So aber werde ich arm sterben," setzte er seufzend hinzu, „sehr arm!"

Und zum Beweis seiner Behauptung hob er die eiserne Cassette, welche sein Gold enthielt, vom Tische auf und setzte sie unter der Wucht taumelnd, in den alten eichenen Schrank, verschloß die Thüren desselben sorgfältig und steckte den Schlüssel in seine Brusttasche — seinem Herzen zunächst. Er fühlte ihn gern da.

Seine Tochter trat wieder ein und meldete ihm, daß Mr. Quirk ihn zu sprechen wünsche.

Nachdem der Geizhals sich sorgfältig umgeschaut, um sich zu überzeugen, daß kein Papier und keine Münze auf dem Tische liegen geblieben sei, befahl er Alice, den Advocaten einzulassen.

„Mr. Arden," sagte Letzterer, sobald er die Thür hinter sich geschlossen hatte, „ich komme, um mir Ihre Antwort auszubitten. Sollen wir das Geld bekommen?"

„Geld!" wiederholte der alte Mann mürrisch; „Jeder, der zu mir kommt, will Geld haben! Ich habe keins — kaum genug, um Leib und Seele zusammenzuhalten."

Mr. Quirk lächelte ungläubig. Es war nicht sein erster Besuch bei dem Geizigen.

„Das ist Thorheit und Kinderei," antwortete er. „Ihre Antwort will ich wissen. Wer solche Sicherheit bieten kann wie wir, der braucht nicht lange herumzulaufen und zu betteln."

Dies war sehr wahr.

„Es ist eine große Summe — eine sehr große Summe!" bemerkte Nicholas Arden; „zwanzigtausend Pfund."

„Die Revenuen betragen achttausend Pfund jährlich!“ war die Antwort.

„Und wann sagten Sie, daß Sie es haben müßten?“ fragte der Geizhals.

„In zehn Tagen.“

„Gut, gut,“ sagte der alte Mann stöhnend; „sagen Sie Sir Charles, daß er das Gold bekommen solle. Setzen Sie die Urkunden darüber auf und sobald dieselben unterschrieben sind, soll das Geld ausgezahlt werden. Wo werden wir uns treffen?“

„In dem Posthause auf der Haide,“ entgegnete der Advocat. „Mein Client möchte um alles in der Welt nicht, daß seine Mutter von einem solchen Geschäft etwas ahne. Werden Sie das Geld mitbringen?“

„Ich werde es in die Bank einzahlen,“ entgegnete Nicholas Arden argwöhnisch; „es möchte gefährlich sein, mit einer so bedeutenden Summe zu reisen.“

„Mir scheint,“ bemerkte Mr. Quirk, indem er sich zugleich vor Freuden eine langschwebende Unterhandlung zum Abschluß gebracht zu haben, die Hände rieb, „daß Sie, mein werther Herr, nicht ganz das Vertrauen besitzen, welches eigentlich zwischen Männern von unserm Stande bestehen muß.“

„Das kann sein,“ lautete die ungeschminkte Antwort. „Ich traue keinem Menschen und lasse mich nicht betrügen.“

„Das ist aber nicht sehr liebenswürdig.“

„Sehen Sie,“ sagte der Geizhals, „ich kenne meine Mitmenschen. Sie sind wie Wölfe, hungrig und gierig, und suchen, welchen sie verschlingen.“

„Aber doch nicht alle, Mr. Arden.“

„Alle,“ fuhr der Mann des Goldes fort; „wenigstens alle, mit denen ich je zu thun gehabt habe. Sir Charles Briancourt brachte seine Schwester um, damit er ihren Reichthum erben möchte; und ihre Mutter verstieß sie, um ihre Rache an dem Sohne des Mannes zu befriedigen, der sie getäuscht und verschmäht hatte; Sie, Mr. Quirk, leisteten allen Lastern und Wünschen Ihres Clienten Vorschub, und als Sie ihn in Ihrer Macht hätten, zwangen Sie ihn zu einer heimlichen Vermählung mit Ihrer Tochter, um diese zu adeln!“ setzte er vor sich hin lachend hinzu, „um sie zu adeln.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Mr. Quirk, indem er ganz



bleich ward, denn er wußte wohl, was die Folge sein würde, wenn die stolze Lady Briancourt die unebenbürtige Heirath erführe, zu welcher ihr Sohn sich hatte verleiten lassen.

„O ich weiß vielerlei!“ war die trockene Antwort.

„Sie werden natürlich verschwiegen sein.“

„So lange als die Zinsen meines Geldes ordentlich bezahlt werden, ja,“ entgegnete der Wucherer; „ohne Noth mische ich mich nicht in solche Dinge. Das Geld soll bis zu dem Tage, wo Ihr Client es verlangt, bereit liegen. Was ich einmal verspreche, halte ich auch.“

Mit diesen Worten stand der Geizhals auf, um den Advocaten zum Hause hinauszugeleiten.

Mr. Quirk bat ihn, sich diese unnöthige Mühe zu sparen, und setzte hinzu, er wisse den Weg recht wohl.

„Das ist möglich,“ entgegnete Nicholas Arden etwas unhöflich; „Sie sind aber einer von den Besuchern, denen ich am liebsten selbst das Geleite gebe.“

Sechstes Kapitel.

Wie Mr. Nikolas Arden in Wanderers Ruhe einkehrte und was ihm da passirte.

Obschon seit dem Verschwinden der beiden Kinder aus Wanderers Ruhe länger als ein Monat verflossen war und sowohl Ned als auch Mabel die Umgegend nach allen Richtungen hin durchstreift hatten, so war doch nichts über sie zu ermitteln gewesen. Das Haus, in dessen Sauberhaltung die unglückliche Mutter früher ihren Stolz gefunden, ward vernachlässigt und der Garten, den Ned jetzt ebenfalls unangebaut liegen ließ, in kurzer Zeit von Gestrüpp und Unkraut überwuchert. Die natürliche Folge war, daß ihr Geschäft in Verfall kam, besonders da es allgemein bekannt ward, daß sie sich das Mißfallen des Baronets zugezogen hatten und der Pacht ihnen gekündigt worden war, welcher Umstand weder ihrer Stellung noch ihrem Rufe günstig war.

Mabel hatte viel gelitten. Ned, dessen Gemüthsart von jeher nicht die beste gewesen, machte ihr fortwährend Vorwürfe über den Verlust seines Kindes, und wenn er in trunkenem Zustande war,

so ging er von harten gemeinen Schimpfreden zu thätlichen Mißhandlungen über. Das arme Geschöpf nahm alles geduldig hin.

Zuweilen war Ned ganze Tage abwesend und befand sich dann in Gesellschaft eines wilden, gewissenlosen, jungen Mannes, der unter dem Namen der Schwarze Will bekannt war und den er vor Kurzem kennen gelernt. Es verbreiteten sich Gerüchte von immer häufiger werdenden Anfällen und Räubereien und die Lexden Haide kam in übeln Ruf. Dieser letztere Umstand bereitete Mabel viele angstvolle Stunden. Sie konnte sich nicht erklären, wo ihr Gatte das Geld hernahm, um seinen immer stärker werdenden Hang zum Trunke zu befriedigen und außerdem hatte er sich auch in der letzten Zeit einen neuen Rock und ein Gewehr gekauft.

„Wie kommt er nur zu so viel Gelde?" fragte sie sich, und schauderte dann allemal vor der Antwort, welche sich ihr aufdrängte.

Eines Abends saß Mabel allein am Feuer in ihrem verödeten Hause und brütete über ihren kummervollen Gedanken, als die Thür sich öffnete und die lange hagere Gestalt des Geizigen sorgfältig in einen alten verschossenen Mantel gehüllt, in die Küche trat.

„Was seh ich!" rief sie, aus ihrer stummen Betrachtung auffahrend, „Mr. Arden!"

„Hm! Ihr kennt mich also?"

„Ja, Sir."

„Nun denn," sagte der alte Mann, „da dies der Fall ist, so werdet Ihr Euch auch nicht weigern, mich diese Nacht zu beherbergen. Ich habe morgen früh um zehn Uhr mit Sir Charles Briancourt eine Zusammenkunft im Posthause und würde gleich dort übernachtet sein, wenn der schuftige Wirth vernünftig gewesen wäre; er wollte aber eine halbe Krone für ein Zimmer haben. Eine halbe Krone!" wiederholte er, „das ganze Geld, welches ich bei mir hatte. Was kostet's denn bei Euch?"

„Einen Schilling, Sir."

„Ist auch genug," war die Antwort.

Nicholas Arden — der Besitzer von Hunderttausenden — setzte sich hierauf an den Tisch, zog eine verschimmelte Brodrinde und ein hartgesottenes Ei aus der Tasche, bat Mabel, ihm ein Glas Wasser und ein wenig Salz zu geben und begann dann seine Abendmahlzeit zu sich zu nehmen.

„Ihr habt da ein tüchtiges Feuer brennen," bemerkte er; „frei-

lich, wenn Ihr einen Schilling für ein Bett nehmt, so könnt Ihr auch schon etwas an Euch wenden."

„Wir haben jetzt nicht viele Reisende."

„Ja, ja, die Zeiten sind wohl schlecht?"

„Sehr schlecht," entgegnete die Wirthin, indem sie sich eine Thräne aus dem Auge wischte.

„Ich finde es auch," fuhr der alte Mann fort. „Bezahlen, bezahlen, bezahlen! Ich bringe die Hand nie aus der Tasche — alle Welt sucht mich zu bestehlen und doch," setzte er mit einem heuchlerischen Seufzer hinzu, „habe ich gar nicht so viel zu verlieren!"

Trotz ihres Kummers konnte Mabel kaum ein Lächeln unterdrücken. Von Kindheit an war sie gewohnt gewesen, die Leute von dem reichen Geizhals in Colchester erzählen zu hören, welcher, wie man glaubte, mehr Gold in seinem Besitz hatte, als beide Banken der Stadt enthielten.

Obschon die ungeheuere Forderung von einer halben Krone für ein Bett einer der Gründe gewesen war, welche Nicholas Arden bewogen, die Nacht in Wanderers Ruhe anstatt in dem Posthause zuzubringen, so war es doch nicht der einzige gewesen. Das Gerücht von dem außerordentlichen Verschwinden zweier Kinder — von welchen das eine, wie man flüsterte, die Enkelin der Lady Briancourt war, war auch zu ihm gedrungen und er beschloß, die Wahrheit aus Mabels eigenem Munde zu vernehmen.

„Gute Frau," begann er in sanftem Tone, denn er konnte, wenn es sein mußte, sehr freundlich sprechen — es kostete ja nichts — „Ihr müßt Euch hier sehr einsam fühlen."

„Zuweilen allerdings, Sir."

„Habt Ihr keinen Mann?"

„O ja," antwortete Mabel, „aber er ist nicht da; er ist in einiger Entfernung von hier auf Arbeit."

„Aber Kinder habt Ihr wohl nicht?"

„Nur Gott weiß," rief die unglückliche Mutter in Thränen ausbrechend, „ob ich ein Kind habe oder nicht! Ich hatte eins, Sir — ein schönes heiteres Kind — eine Tochter. Sie war der Trost meines Daseins, aber man hat sie mir genommen — vor ungefähr einem Monate — heimlich geraubt und ich habe seit dieser Zeit keinen frohen Augenblick wieder gehabt."

„Also ist es wahr," dachte der alte Mann und setzte dann laut hinzu: „War denn das Kind allein, als es geraubt ward?"

„Nein," antwortete Mabel mit einem Blick der Ueberraschung; „das Kind einer theuren Freundin ward mit dem meinen zugleich geraubt. O Sir," setzte sie von einer plötzlichen Hoffnung durchzuckt hinzu, „wenn Sie vielleicht wüßten, was aus den Kindern geworden ist, so seien Sie barmherzig und sagen Sie es mir. Haben Sie Mitleid mit der Angst einer Mutter! Ich will Sie dafür segnen — will für Sie beten! Wissen Sie etwas von meinem Kinde?"

„Nein."

„Oder von dem, welches mit ihm zugleich geraubt ward?"

„Jetzt kann ich noch nichts sagen," entgegnete der Geizige vorsichtig; „erst muß ich den Namen der Eltern dieses zweiten Kindes kennen."

„Dabei ist kein Geheimniß," sagte Mabel; „es war die Enkelin der Lady Briancourt — das Kind meiner früheren Herrin, Mistreß Stanley."

„Geborenen Miß Clara Briancourt?"

„Ganz recht."

„Sagt mir," fuhr Mr. Arden in seinem einschmeichelndsten Tone fort, „war sie wirklich mit Mr. Stanley vermählt?"

„Wirklich vermählt!" wiederholte Mabel mit Entrüstung; „eher wollte ich an dem Himmel zweifeln, als an ihrer unbefleckten Tugend."

„Aber wo wurden sie vermählt — wo?" fragte der alte Mann begierig, indem er seinen Stuhl gleichzeitig näher an Mabels Seite rückte.

„Das," entgegnete Mabel, „welche jetzt erst auf den Verdacht kam, daß diese Fragen in etwas mehr als in bloßer Neugier ihren Grund hätten, „das kann ich Ihnen nicht sagen, Sir — denn ich begleitete sie nicht auf ihrer Flucht aus dem Schlosse — ich blieb zurück, um keinen Verdacht rege zu machen und sah meine theure Herrin nicht eher wieder, als bis zu dem Tage, wo sie starb und dann auch nur auf wenige Minuten."

Mr. Arden warf sich in seinen Stuhl zurück, überzeugt, daß er von seiner Wirthin alles erfahren, was sie wußte, und saß eine Weile in Gedanken versunken da. Ein oder zwei Mal spielte ein ruhiges Lächeln um seine schmalen Lippen und verschwand dann

wieder wie ein fliehender Schatten. Endlich gab er den Wunsch zu erkennen, daß ihm sein Nachtlager angewiesen werden möchte.

Mabel nahm das Licht vom Tische und führte Mr. Arden in das beste Zimmer des Hauses.

„Es ist kein Riegel an der Thür,“ bemerkte der Geizige etwas ängstlich, nachdem er das Zimmer genau besichtigt.

„Das ist auch nicht nöthig,“ antwortete sie; „obschon ich arm bin, so bin ich doch ehrlich.“

„Hm!“ grunzte der alte Mann, „kann wohl sein! Doch es kommt nicht viel darauf an, — ich habe wenig zu verlieren. Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Sir.“

Mit diesen Worten überließ sie ihn der Ruhe und kehrte nach der Küche zurück, um hier die Heimkunft ihres Mannes abzuwarten.

Sie brauchte nicht lange zu warten, denn bald erschien Ned — wie gewöhnlich halb betrunken. Der Schwarze Will war bei ihm und beide schienen sehr rasch gegangen zu sein.

„Ist Jemand im Hause?“ fragte Ned, in einem Tone, welcher ziemlich zweideutig klang.

„Ja — ein Reisender.“

„Ich weiß es, der alte Arden, der Geizhals, ist es.“

„Du willst ihm doch nichts zu Leide thun, Ned?“ fragte die erschrockene Mabel.

„Ihm etwas zu Leide thun?“ wiederholte ihr Gatte mit einem Fluche; „weshalb sollte ich ihm etwas zu Leide thun wollen? Er hat mir ja niemals etwas gethan! Ich möchte nur wissen, was Du Dir noch alles in den Kopf setzen wirst,“ setzte er hinzu. „Ich werde gar nicht lange genug da bleiben, um Jemandem etwas thun zu können, weil ich mit Will diese Nacht das Revier begehen will. Wenn wir Glück haben, so bringen wir Dir zum Frühstück ein halbes Dutzend Kaninchen mit.“

Mabel fiel ein Stein vom Herzen und zum ersten Male freuete sie sich über die Abwesenheit ihres Mannes und seines verdächtigen Genossen.

Kurz darauf gingen sie fort und sagten nochmals, daß sie das Kaninchengehege besuchen wollten.

„Seltsam — sehr seltsam!“ murmelte die unglückliche Frau, sobald sie allein war, „daß Ned nach Hause kommt und so schnell

wieder fortgeht. Sollte er — doch nein — nein — der Gedanke ist zu schrecklich! Ich will den Vater meines Kindes nicht durch einen solchen Verdacht beleidigen!"

Mit diesen Worten verschloß sie sorgfältig die Hausthür und begab sich dann in das kleine Zimmer auf der Hinterseite, aber nicht, um zu schlafen. Seltsame Gedanken bemächtigten sich ihrer und schlimme Ahnungen. Sie empfand auf ihrem Herzen einen Druck und es war ihr, als müsse sie ersticken. Sie öffnete, obschon die Nacht ziemlich kalt war, das Fenster, um frische Luft zu schöpfen, in der Hoffnung, daß dies ihr Uebelbefinden heben werde.

Ihre Augen blickten über die Haide und sie erkannte deutlich die Gestalten ihres Mannes und des Schwarzen Will, welche sich um die den Garten einschließende Hecke nach der hintern Seite des Hauses stahlen. Ein gräßlicher Gedanke durchzuckte sie, wie ein greller Blitz. Die beiden Strolche wollten ihren Gast bestehlen — ja vielleicht ermorden!

„Gott stehe mir bei!" rief sie; „welches Elend hat das Schicksal mir noch beschieden? Dieses Verbrechen soll Ned nicht begehen, wenn ich es verhindern kann!"

Leise das Fenster schließend schlich Mabel kaum selbst wissend, was sie thun sollte, nach dem Zimmer des Geizhalses. Der alte Mann schlief; wahrscheinlich träumte er von seinem Gold, denn die eine seiner langen hageren Hände hielt wie eine Geierkralle das Kopfkissen gefaßt, die andere war unter der Bettdecke vergraben.

„Vielleicht täusche ich mich," dachte Mabel; „einer so verruchten That kann er nicht fähig sein! Wenigstens will ich hier warten und wachen, bis der Morgen graut."

Sie brauchte nicht lange zu warten — ihre bange Ahnung bestätigte sich nur zu bald; das Fenster des Zimmers öffnete sich leise und die unglückliche Frau, welche sich hinter dem großen eichenen Stuhle versteckt hatte, sah ihren Gatten in das Zimmer steigen.

Siebentes Kapitel.

Der nächtliche Ueberfall.

Während auf diese Weise Gewaltthat und Verbrechen sich mit verstohlenem Tritte dem Bette des Geizigen naheten, träumte der-

selbe und seine Träume waren ein seltsames Gemisch von Allegorie und Wahrheit, eine Lehre und eine Moral — ein Spiegel der Gegenwart und zugleich der Vergangenheit.

Er sah sich als Kind in einem schönen Garten herumwandeln, in welchem duftige Blumen und mit Früchten beladene Bäume standen. Er streckte seine Hände gierig aus, um darnach zu greifen, aber so wie er sie berührte, verwandelten sie sich in Gold — in blankes, gelbes, glänzendes Gold und seine Augen wurden von dem Anblick geblendet. Wie wahnsinnig fuhr er fort, Haufen auf Haufen zu thürmen, bis keine Knospe und keine Frucht mehr übrig war. Als er alles abgepflückt hatte, setzte er sich in freudiger Stimmung nieder, aber die Schönheit des Gartens war verschwunden; die Aeste und Zweige waren zerbrochen, die Blätter in Asche verwandelt und ein drückendes Gefühl der Vereinsamung bemächtigte sich seiner.

Sein Traum war eine Warnung und eine Strafe. Dieser Garten war ein Bild der Welt; die Blumen und Früchte waren die Freuden, die heiligen Bande, die zärtlichen Sympathien, welche er auf dem Altare der Habsucht geopfert. Er war hungrig, aber das Gold konnte er nicht essen. Eine Mattigkeit kam über ihn, aber das Metall war geruchlos. In seinem Traume würde er alle diese Haufen Goldes für eine einzige Traube hingegeben haben, um seine vertrockneten Lippen zu befeuchten — für eine Blume, um seine Sinne wieder zu erfrischen.

In diesem Zustande sah er eine scheußliche Gestalt herannahen, um ihn seines Schatzes zu berauben — des Schatzes, den er durch die Entbehrung so vieler reiner Freuden, so vielen häuslichen Glückes — des Lächelns der Liebe und des Händedrucks der Freundschaft so theuer erkauft. Mit einem lauten Schreckensrufe fuhr er von seinem Lager auf. Sein Traum war zur Wirklichkeit geworden, denn dicht neben sich gewahrte er Ned Cantor, in einer Hand den Mordstahl, mit der andern den Vorhang des Bettes zurückhaltend.

Obschon Nicholas Arden hochbejahrt war, so war er doch noch kräftig und behend. Mit einem einzigen Satze sprang er auf die entgegengesetzte Seite des Bettes und blieb in herausfordernder Stellung stehen, wie ein gereizter Wolf.

„Was wollt Ihr?“ fragte er.

„Nur ein wenig von dem überflüssigen Golde, welches Ihr bei

Euch führt," entgegnete der Gatte Mabels, welche halb ohnmächtig vor Schrecken noch hinter dem alten Stuhle kauerte.

„Gold!" wiederholte der alte Mann, „ich habe keinen Heller bei mir, außer dem wenigen Gelde, welches ich von Eurer Frau wieder herausbekam, als ich ihr mein Nachtlager bezahlte — fragt sie selbst."

Ned antwortete blos durch ein ungläubiges Lächeln, denn er wußte wohl, daß der Geizige, um einen einzigen Heller zu retten, ganz dasselbe auf das Evangelium geschworen haben würde, selbst wenn alle seine Kleider mit Goldstücken durchnähet gewesen wären.

„Macht schnell!" schrie der andere Strolch vom Fenster her, wo er stehen geblieben war, um Wache zu halten; „es wird spät und ehe der Morgen graut, müssen wir schon einige Meilen hinter uns haben!"

„Niederträchtige Hallunken!" rief der Geizige halb wahnsinnig vor Angst und Schrecken; „morden könnt Ihr mich; aber ich sag' es Euch nochmals, mich zu berauben steht nicht in Eurer Macht; mein Gold ist in Sicherheit — in vollkommener Sicherheit — für Euch unerreichbar."

„Das werden wir sehen!" sagte der Bösewicht mit grimmiger Miene, indem er sich dem Alten zugleich behutsam zu nähern suchte.

Mabel konnte dies nicht länger mit ansehen. Zum Erstaunen ihres Gatten sowohl als auch des Reisenden kam sie aus ihrem Versteck hervorgesprungen, warf sich zwischen die beiden und flehete Ned in rührendem Tone an, seine Hände nicht mit Blut zu beflecken.

„Wenn wir auch arm sind, Ned," fuhr sie fort, „so wollen wir wenigstens ehrlich bleiben! Wie schön ist es, wenn man aller Welt frei ins Antlitz schauen kann, kein Auge zu fürchten und bei keinem Schritte zu zittern braucht. Ich will für Dich arbeiten wie eine Sklavin und niemals wieder murren — nur erspare mir die Schande zu wissen, daß der Vater meines Kindes ein Verbrecher ist."

Einen Augenblick lang ward der Elende durch diese innigen Bitten seines Weibes wankend gemacht. Die unglückliche Frau umklammerte seine Knie und flüsterte, indem sie ihre überströmenden Augen auf sein Gesicht geheftet hielt:

„Um unseres Kindes willen, Ned — um unseres Kindes willen!"

„Zu spät!“ sagte der Bösewicht im Tone der Verzweiflung. „Ich muß Geld haben.“

„Er hat keins, Ned — er hat keins,“ rief Mabel; „er hat keins.“

„Ueberdies,“ fuhr ihr Mann fort, „hat er mich gesehen und erkannt! Es hilft alles nichts — ich muß an meine Sicherheit denken — die Todten plaudern nicht.“

Trotz seiner Bemühungen dauerte es einige Zeit, ehe er sich aus den Armen seines Weibes losmachen konnte, die ihn mit der Kraft der Verzweiflung umschlossen hielten. Es war der Kampf der Tugend, den Gegenstand, den sie einst geliebt, vor dem Sturze in den Abgrund des Verbrechens zu retten.

„Laß mich los!“ murmelte er, mit den Zähnen knirschend; „laß mich los, sage ich!“

Aber Mabel klammerte sich nur um so fester an ihn.

Als Ned sah, daß ihm kein anderes Mittel übrig blieb, um sich frei zu machen, versetzte er ihr mit der Faust einen heftigen Schlag auf den Kopf. Ihre Hände lösten sich und sie sank schluchzend zu seinen Füßen nieder.

Noch einen Augenblick und der Mörder würde trotz der Bemühungen seines Weibes das zitternde Schlachtopfer gepackt haben.

„Das Gewehr — der Stuhl!“ rief sie in ihrer Todesangst; „vertheidigt Euch, aber schießt nicht eher, als bis Ihr müßt.“

Nicholas Arden gehörte nicht zu Denen, welchen etwas zwei Mal gesagt werden muß. Er begriff sofort, was Mabel meinte, retirirte hinter den Stuhl, ergriff Ned's Gewehr, welches Mabel mitgebracht hatte und schlug es auf Ned an.

„Noch einen Schritt,“ sagte er, „und ich gebe Feuer.“

Ned pfiff und sein Kamerad sprang zum Fenster herein.

„Das nützt Euch nichts!“ rief er; „wir sind unser zwei und Ihr könnt blos einen treffen.“

„Und wer will denn dieser eine sein?“ fragte der Geizige kaltblütig. „Ihr gewiß nicht, Ned Cantor, wenigstens nicht gern. Ihr mögt wohl den Muth haben, einem Schlafenden die Gurgel abzuschneiden, aber nicht dem Tode ins Angesicht zu schauen! Ihr seid ein Feigling — ein niederträchtiger erbärmlicher Feigling, denn Ihr habt Eure Hand gegen ein Weib aufgehoben.“

Die beiden Bösewichter schienen verlegen zu werden, denn das

scharfe graue Auge des Alten war unbeweglich auf sie geheftet und sein Finger lag an dem Drücker des Gewehres, dessen Mündung auf den Kopf des ersten der Angreifer gerichtet blieb.

„Geht!" fuhr Mr. Arden fort; „um Eures Weibes willen will ich Euch ziehen lassen. Stellt aber meine Geduld nicht weiter auf die Probe."

Die Räuber begannen sich langsam nach dem Fenster zurückzuziehen. Plötzlich rief Ned:

„Was wir für Narren sind! Das Gewehr ist ja nicht geladen."

Sein Kamerad, der zwischen ihm und dem Alten stand, sprang, durch diese Versicherung dreist gemacht, sofort auf Letzteren zu und erhielt im nächsten Augenblicke den Schuß in die Brust, so daß er stöhnend zu Boden sank.

Als der Alte sah, daß einer seiner Angreifer gefallen war, stürzte er, ohne einen Augenblick zu verlieren, auf Ned los, der schon mit einem Beine zum Fenster hinaus war und nun, um dem Schlage zu entgehen, den der Alte mit dem Kolben des Gewehrs nach ihm führte, sich mit dem ganzen Körper hinauswarf und mit voller Wucht auf die Erde niederschlug.

„Allmächtiger Gott!" kreischte Mabel, welche bleich vor Schrecken dem ganzen Auftritt beigewohnt hatte, „der Sturz kann ihm das Leben kosten!"

„Hm!" rief Nicholas Arden kaltblütig, „das wäre auch kein großer Verlust."

„Er war mein Gatte!" setzte die unglückliche Frau hinzu.

„Ohne Zweifel, sonst würde er Euch nicht geschlagen haben."

„Der Vater meines Kindes!" setzte sie hinzu.

„Welches am Ende auch noch am Galgen stirbt!" fuhr der Geizhals fort, welcher mittlerweile an das Fenster getreten war und ganz deutlich Ned über die Haide hinken sah. „Ist die Thür unten verschlossen?" fragte er.

„Ja."

„Habt Ihr noch mehr Pulver und Blei?" fragte er.

„Er wird nicht wiederkommen!" entgegnete die unglückliche Frau; „ich werde ihn nie wiedersehen! Gatte und Kind, beide dahin — beide für mich verloren!"

Und sie wiegte sich auf dem Stuhle hin und her, auf dem sie Platz genommen, und rang mit stummer Verzweiflung die Hände.

Ein leises Stöhnen des Verwundeten erregte Nicholas Ardens Aufmerksamkeit und er begann ihn sorgfältig zu untersuchen. Nachdem er sich überzeugt, daß die Wunde nicht tödtlich war, riß er sein Betttuch in lange Streifen und begann die Hände und Füße des jungen Bösewichtes sorgfältig fest zu binden. Nachdem er auf diese Weise die Möglichkeit der Gegenwehr beseitigt, versuchte er die Wunde zu verbinden.

Der Leser darf nicht glauben, daß Nicholas Arden durch Menschlichkeitsgefühl dazu bewogen worden sei — von dieser Schwäche war er frei. Dagegen war ihm plötzlich eingefallen, daß Ned und sein Mitschuldiger die beiden Diebe seien, auf deren Ergreifung eine hohe Belohnung gesetzt war und der alte Mann versäumte niemals eine Gelegenheit, wo es auf erlaubte Weise Geld zu verdienen gab.

„So!" rief er mit zufriedener Miene; „so ist er einstweilen versorgt, bis man ihn nach Chelmsford bringt!"

Bei dem Namen Chelmsford — der Assisenstadt der Grafschaft, wo Verbrecher verurtheilt und hingerichtet wurden — schauderte der Schwarze Will. Der alte Mann bemerkte es und ein kaltes sarkastisches Lächeln umspielte seine hagern Lippen.

Der übrige Theil der Nacht verging in peinlichem Wachen. Mit Tagesanbruch erhob sich Nicholas Arden, um, nachdem er Mabel ermahnt, dem Gefangenen ja nicht zu nahe zu kommen, verabredetermaßen Advocat Quirk und Sir Charles Briancourt in dem Posthause zu treffen.

„Achtet auf nichts, was der Schurke zu Euch spricht!" sagte der Geizhals. „Es ist eine Belohnung auf seinen Kopf gesetzt und obschon ich ihn ganz allein und ohne den geringsten Beistand gefangen genommen habe, so sollt Ihr doch auch etwas davon bekommen. Ja — ja — ich werde mich freigebig gegen Euch zeigen. Er soll nicht lange hier bleiben," setzte er hinzu; „den Augenblick, wo ich das Posthaus erreiche, werde ich Leute herschicken, die ihn schaffen werden, wohin er gehört."

Obschon dies in leisem Tone gesagt ward, so hörte es doch der Schwarze Will ganz deutlich und gelobte sich im Stillen, daß, wenn er je wieder frei käme, sein Feind es theuer büßen solle, ihn gebunden wie ein Schlachtthier dem Kerker überantwortet zu haben. Was seine Wunde betraf, so fühlte der Bösewicht bereits, daß er

daran nicht sterben werde. Das Gewehr war zum Glück für ihn blos mit Schrot geladen.

Mabel versprach zu befolgen, was der Alte ihr sagte. In ihrer Angst und Qual würde sie sonst etwas versprochen haben.

Nicholas Arden verließ indessen nicht ohne bange Ahnungen das Haus. Es lag ihm gar so viel daran, die Belohnung zu bekommen und er fürchtete, daß noch Jemand dazu kommen und Mitanspruch auf die Belohnung erheben würde.

Eine Zeitlang saßen der Verwundete und Mabel da und betrachteten einander schweigend. Will fehlte es durchaus nicht an jener Schlauheit, welche bei Bösewichtern die Stelle der Weisheit vertritt.

„Das war eine hübsche Nacht!" murmelte er.

Die unglückliche Frau seufzte tief auf.

„Was mich betrifft," fuhr der Schwarze Will fort, „so mache ich mir weiter nicht viel daraus. Ich hinterlasse weder Weib noch Kind, die durch meinen Tod geschändet würden; mit Ned aber ist es etwas ganz Anderes und wenn das Gericht mich in die Hände kriegt, so ist er auch geliefert, der arme Teufel."

„Man wird ihn um meinetwillen schonen," rief Mabel.

„Natürlich wird man ihn schonen!" antwortete der Schwarze Will ironisch; „das Gesetz ist ja so barmherzig und Nicholas Arden wird ihn ganz gewiß der Gnade seiner Richter empfehlen, weil er versucht hat, ihn zu berauben und zu ermorden. Ich möchte aber wissen, wer ihn wegen des Hausirers in Schutz nehmen wird, der so plötzlich verschwand, nachdem er in Eurem Hause übernachtet hatte?"

„Elender! — Ihr meint doch nicht, daß —"

Sie konnte nicht ausreden. Scham und Entsetzen raubten ihr die Sprache.

„Ja wohl meine ich es!" fuhr der Bösewicht fort, indem er still in sich hineinlächelte; „Ned hat die Uhr des alten Mannes bei Burrow in der Hohen Straße versetzt. Ich möchte wissen," setzte er hinzu, „ob man, wenn man in der Nähe des alten Kalkofens nachgrübe, die Leiche des Ermordeten fände! Na, es kommt weiter nichts darauf an — Ned und ich sind immer treue Kameraden gewesen — ich glaube, wir werden auch mit einander hängen."

Und um seine Gleichgültigkeit gegen die Aussicht auf ein solches

Schicksal zu zeigen, pfiff der Elende den sogenannten Halunkenmarsch, bis der Schmerz seiner Wunde ihm Einhalt that.

„Ihr wollt ihn doch nicht verrathen?“ sagte Mabel.

„Warum nicht? Er hat mich im Stiche gelassen! Warum soll ich allein baumeln? Nein, da ich einmal gefangen bin, so will ich auch alles gestehen. Ob man als Schaf oder als Wolf gehangen wird — das läuft auf eins hinaus.“

Mabel überlegte einige Augenblicke; sie dachte an die zahlreichen Diebstähle und Räubereien, die in der letzten Zeit begangen worden waren und an die Wahrscheinlichkeit, daß ihr Mann dabei die Hand im Spiele gehabt. Das Ergebniß ihrer Berathungen lautete seiner Unschuld durchaus nicht günstig.

„Was wollt Ihr denn, daß ich thun soll?“ sagte sie verzweifelnd.

„Zerschneidet diese verfluchten Windeln — weiter verlange ich nichts.“

Mabel verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer. Die wenigen Augenblicke ihrer Abwesenheit waren für den Schwarzen Will, welcher wohl wußte, daß von dem Entschlusse, den sie gefaßt, sein Leben abhing, nicht wenig qualvoll. Es dauerte nicht lange, so kam sie mit einem Messer in der Hand zurück. Das Herz des Gefangenen hüpfte vor Freuden.

Im nächsten Augenblicke waren seine Füße und Hände frei. Er stand aufrecht da und schüttelte sich wie ein Wasserhund.

„Wohin wollt Ihr fliehen?“ fragte sie mit verzweifelter Ruhe.

„Wo ich sicher bin!“ entgegnete Will lächelnd; „wo keine von den Spürnasen der Justiz mich auswittern kann. Gebt mir nur eine Viertelstunde Vorsprung und der Teufel selbst soll mich nicht einholen.“

„Der Himmel wird Euch zu finden wissen!“ sagte die unglückliche Frau; „versteckt Euch, wo Ihr wollt, Will, so wird sein Auge auf Euch ruhen.“

Mit trotzigem triumphirendem Gelächter verließ der Schwarze Will das Haus, dessen Wirthin von dem bitteren Gefühle der Schande und des Elends niedergedrückt, darin zurückblieb.

Unbeschreiblich war Nicholas Ardens Wuth und Entrüstung, als er in Begleitung von einigen handfesten Leuten zurückkam, um seinen Gefangenen abzuholen, und fand, daß der Schwarze Will

fort war. Er überhäufte seine Lebensretterin mit den grimmigsten Vorwürfen und Schimpfreden und zerraufte sich sein graues Haar im Wahnsinn seiner getäuschten Habgier.

„Fünfzig Pfund!“ kreischte er; „fünfzig Pfund Belohnung, die ich mit Gefahr meines Lebens redlich verdient hatte! Bezahlt mir sie!“ setzte er hinzu, „bezahlt mir sie, oder Ihr sollt an seiner Statt hängen!“

Nur mit der äußersten Schwierigkeit gelang es dem krummbeinigen Jem und dem Dorfconstabler, ihn aus Wanderers Ruhe wieder zu entfernen. Seine letzten Worte, als man ihn von der Thür hinwegzerrte, waren:

„Bezahlt mich — bezahlt mich!“

„Allmächtiger Gott!“ rief die unglückliche Mabel, indem sie hinter ihren unwillkommenen Gästen die Thür schloß; „ist dies mein Lebenstraum?“

Ihr Schmerz machte sich endlich in Thränen Luft und sie weinte bitterlich.

Achtes Kapitel.

Wie Advocat Quirk sich fremder Hände bediente, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Nur wenig Menschen besaßen ein rachsüchtigeres Gemüth, als Advocat Quirk und sein würdiger Client Sir Charles Briancourt. Beide waren höchst aufgebracht über Mabels Verhalten bei dem Leichenschaugericht und ergriffen begierig die Gelegenheit, sich an dem Weibe durch den verbrecherischen Gatten zu rächen, auf dessen Ergreifung sowohl, als auf die seines Kameraden, des Schwarzen Will, eine bedeutende Belohnung gesetzt war. Was Mabel selbst betraf, so ließ man sie vor der Hand noch im ungestörten Besitz des Hauses; die gesetzliche Kündigungsfrist war noch nicht abgelaufen und es fehlten noch einige Tage bis zu dem Termine, wo der Baronet das Recht hatte, sie in die weite Welt hinauszustoßen, um da zu verhungern, zu betteln oder zu stehlen — ihm war es gleichviel, obschon er, wenn er die Wahl gehabt, das letzte wahrscheinlich am liebsten gesehen hätte.

Mr. Quirk, dessen langer Verkehr mit dem verworfensten Theile der Menschheit einen gewissen Instinkt verliehen hatte, die Beweg=

gründe Anderer nicht blos zu entdecken, sondern auch auf ihre Grundursachen zurückzuführen, entging so leicht nichts. Es war ihm viel, außerordentlich viel daran gelegen, daß die Heirath seiner Tochter mit Sir Charles anerkannt würde; die Scheu vor der verwittweten Lady Briancourt aber, wovon sowohl er als auch sein Schwiegersohn beseelt waren, hatte ihn bis jetzt abgehalten, Schritte zur Verwirklichung seiner Wünsche zu thun — es stand gar so viel in ihrer Macht.

Der Einfluß, den Barnes auf seine stolze Gebieterin besaß, hatte Mr. Quirk schon oft Stoff zum Nachdenken gegeben. Er grübelte, dachte nach, stellte allerhand Vermuthungen auf und erwog alle ihm bekannten Umstände. Hier waltete ein Geheimniß ob — davon war er überzeugt; von welcher Art aber dieses Geheimniß war, das vermochte selbst sein Scharfsinn nicht zu entdecken. Hätte er den alten Hausverwalter ausfragen wollen, so würde dieser sofort Verdacht geschöpft haben. Er enthielt sich daher klüglich eines solchen Schrittes und machte dagegen seine Beobachtungen in aller Stille, indem er erst mit einem Diener, dann mit dem andern plauderte. Es dauerte nicht lange, so machte die ganze Dienerschaft die Bemerkung, daß Mr. Quirk sich noch niemals so herablassend und angenehm gezeigt.

So standen die Dinge, als spät eines Abends in dem Schlosse die Nachricht eintraf, daß Ned Cantor ergriffen worden sei. Sir Charles Augen funkelten vor Freude — sein Rathgeber lächelte blos. Der eine dachte an die Befriedigung seiner Rache — der andere an den Gebrauch, den er von dem Verbrecher machen könnte.

Da der Baronet die nächste Magistratsperson war, so ward der Gefangene behufs des vorläufigen Verhörs ihm vorgeführt.

„Ueberlassen Sie die Sache mir," flüsterte der Advocat, als sie mit einander in das Bibliothekzimmer hinuntergingen, um Ned nach dem Gefängniß in Chelmsford bringen zu lassen. Haben Sie nicht hier im Schlosse ein festes Gemach, wo wir ihn während der Nacht verwahren können?"

„Aber wozu das?"

„Ich habe keine Zeit, dies aus einander zu setzen," entgegnete der Mann des Gesetzes; „ist unser Interesse nicht eins und dasselbe? Mir werden Sie doch trauen! Es genüge, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit Hülfe dieses Kerls Mittel finden werde, um uns der

Verlegenheit zu entreißen, in welche wir nebst Ihrer Mutter versetzt sind."

Sir Charles zeigte eine Miene der Verwunderung und Ueberraschung, sagte aber nichts.

Als sie in das Bibliothekzimmer traten, fanden sie hier den Gefangenen mit Handschellen gefesselt in der Obhut des Dorfconstablers und des krummbeinigen Jem, durch deren vereinte Bemühungen er festgenommen worden. Offenbar hatte ein harter Kampf zwischen ihnen stattgefunden — Neds Kleider waren zerrissen und auf seiner Stirn zeigte sich eine furchtbare Schwiele von einem Hiebe, den ihm der Constabler mit seinem Stabe versetzt. Er sah verstockt — ja sogar frech um sich, denn er wußte wohl, welche Gnade er von den Händen, in die er gefallen, zu erwarten hatte.

Der Constabler und der krummbeinige Jem begannen mit der Aussage, daß sie nach einem verzweifelten Widerstande den Gefangenen überwältigt, welchem sie in der Nähe des alten Kalkofens auf der Haide begegnet waren und nachdem sie sich noch auf den Steckbrief bezogen, in welchem eine Belohnung auf seine Einlieferung gesetzt war, baten sie Sir Charles, seinen Transport nach Chelmsford anzuordnen.

Der Baronet sah Mr. Quirk an und überließ ihm die Initiative in der Sache.

„Sir Charles kann das nicht thun," sagte der Jurist gelassen. „Erst muß er die Aussage Nicholas Ardens hören.

Wenigstens kann der Herr Baronet ihn unter Vorbehalt der Wiederauslieferung nach Chelmsford bringen lassen," sagte der Constabler; — und schlug damit eine Procedur vor, welche den beiden würdigen Herren ebenfalls ungelegen gewesen wäre.

„Allerdings," antwortete der Mann des Gesetzes, „dies kann der Friedensrichter thun und unter gewissen Umständen ist es sogar seine Pflicht, es zu thun. Im gegenwärtigen Falle aber würde es doch wohl räthlicher sein, den Ankläger auf morgen früh hier vorzuladen."

„Es liegen aber noch andere Anklagen vor," bemerkte der Postillon.

„Die gleichzeitig erörtert werden können," antwortete Quirk schnell. „Wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, Sir Charles," setzte er zu seinem Clienten gewendet hinzu, „so meine ich, das

Beste, was Sie thun können, ist, diesen Mann in einem sichern Behältniß des Schlosses bis morgen verwahren zu lassen. Entrinnen kann er unmöglich und sobald Mr. Arden erscheint, kann die Sache gründlich untersucht werden."

Weder Jem noch der Constabler war mit diesem ihnen sehr unnöthig erscheinenden Aufschube einverstanden, aber was konnten sie in ihrer Stellung weiter dagegen einwenden? Die Sache ward daher so angeordnet, wie Mr. Quirk vorgeschlagen hatte, der Constabler nach Colchester geschickt, um Mr. Arden auf den nächsten Tag um zehn Uhr vorzuladen und Jem nach dem Posthause entlassen, nachdem er vorher Ned in das festeste Gemach des Schlosses hatte bringen sehen, welches Gemach, da es ganz aus Granit erbaut, ohne Fenster und mit einer eisernen Thür versehen war, jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen schien.

Indessen waren die beiden Häscher dadurch doch noch nicht befriedigt und nachdem sie das Haus verlassen, verabredeten sie unter einander, daß der krummbeinige Jem in der Nähe des Schlosses bleiben und aufpassen solle, während sein Kamerad sich nach Colchester begab, um den ihm ertheilten Auftrag auszurichten.

„In der That," bemerkte der Baronet zu seinem Schwiegervater, nachdem sie zu ihrem Wein in dem Salon zurückgekehrt waren, „ich begreife nicht —"

„Das ist auch nicht nöthig," sagte der Advocat ihn unterbrechend. „Ich weiß, daß Ihnen viel daran liegt, diesen Kerl zu bestrafen. Sehr natürlich! Besser aber ist es, ihn erst zu benutzen und dann zu strafen."

„Ihn zu benutzen?"

„Ja wohl, ein Werkzeug aus ihm zu machen."

„Aber wozu — zu welchem Zwecke?" fragte Sir Charles Briancourt.

Quirk schenkte sich ein Glas Wein ein und blinzelte und nickte schlau mit dem Kopfe.

„Reden Sie doch deutlich!"

„Nun gut, so will ich deutlich reden. Wir wollen diesen Menschen benutzen, um nicht blos die Verzeihung Ihrer Mutter wegen Ihrer Verheirathung mit meiner Tochter, sondern sogar ihre Billigung dieses Bündnisses zu erlangen."

„Dann kennen Sie meine Mutter nicht," sagte Mr. Quirks Client seufzend. „Eher würde sie mich im Sarge sehen wollen!"

„Das kann sein."

„Sie wird ein solches Bündniß mit Abscheu betrachten."

„Sehr wahrscheinlich!" antwortete Mr. Quirk, dem diese Komplimente seines Schwiegersohns durchaus nicht zusagten; „aber trotzdem soll sie darein willigen! Ja noch mehr — sie soll sich mit ihrem Eingebrachten begnügen und allen fernern Ansprüchen auf die Besitzungen von Briancourt entsagen."

„Und dies wollen Sie durch Ned Cantor zuwege bringen?" rief der Baronet.

„Allerdings; aber fragen Sie mich jetzt weiter nichts. Ich bin mehr ein Mann der That, als ein Mann von Worten; Sie wissen, was ich schon zu Stande gebracht habe und können mir daher das Uebrige vertrauensvoll überlassen!"

Mittlerweile war es Mitternacht geworden und die Dienerschaft hatte sich bereits zur Ruhe begeben. Die beiden würdigen Herren trennten sich daher; der Baronet begab sich auf sein Zimmer und der Advocat that, wie er sagte, dasselbe.

Als er den Salon verließ, vergaß er nicht, den Schlüssel von Ned Cantors Gefängniß mitzunehmen.

Das feste Gemach von Schloß Briancourt befand sich in dem nördlichen Flügel des Gebäudes, der verhältnißmäßig unbewohnt war, denn die Zimmer waren düster, klein und unbequem. Dieser Flügel war der einzige noch übrige Theil eines älteren Schlosses, welches durch Fairfax' Kanonen während der Bürgerkriege theilweise niedergeschossen worden war; der übrige Theil war modern und durch den Großvater des gegenwärtigen Baronets erbaut worden.

Obschon der Gefangene seit mehreren Stunden sich selbst überlassen gewesen, hatte er doch noch kein Auge geschlossen, sondern war wie ein in einer Grube gefangener Wolf wachsam geblieben und hatte auf jedes Geräusch gehorcht. Das Verhalten des Advocaten hatte ihn betroffen gemacht und er fühlte jene unbestimmte Art von Hoffnung, welche den Verbrecher zuweilen bis zum letzten Augenblicke aufrecht hält. Er war überzeugt, daß irgend etwas im Werke sei und demgemäß faßte er wieder Muth.

Die Schloßuhr hatte die zweite Stunde nach Mitternacht

geschlagen, als er einen Tritt sich vorsichtig der Thür seines Gefängnisses nahen hörte. Die Begier und Erwartung des Verbrechers ward so gespannt, daß er kaum athmete; der Tritt blieb stehen und einen Augenblick später hörte er den schweren Schlüssel sich im Schlosse drehen.

„Richtig!“ murmelte er, indem er auf das Stroh, von welchem man ihn in aller Eile in einem Winkel des Zimmers ein Lager bereitet hatte, zurücksank und that, als ob er schliefe.

Gleich darauf berührte ihn Jemand mit dem Fuße. Er blickte auf und erkannte Mr. Quirk trotz der Mühe, welche dieser sich gegeben, um sich zu maskiren.

„Ist es schon Tag?“ fragte der Gefangene.

„Wenn dies wäre,“ entgegnete der nächtliche Besucher, „so wäre meine Gegenwart hier unnütz. Hört mich an. Ich weiß, daß Euer Schlaf ein erheuchelter war — Menschen, die so zu sagen schon den Strick um den Hals tragen, schlafen selten.“

Ned knirschte mit den Zähnen und stöhnte.

„Was würdet Ihr wohl thun, wenn Ihr frei auf der Lexden Haide stündet, mit fünfzig Pfund in der Tasche und einem dreistündigen Vorsprung vor Euern Verfolgern?“

„Alles,“ entgegnete der Strolch, während seine Augen vor grimmiger Freude über die ihm gebotene Hoffnung funkelten; „ich würde mein Leben — meine Seele riskiren!“

„Ach dummes Zeug!“ unterbrach ihn der Advocat mit hämischem Lächeln; „was soll ich denn mit Eurer Seele machen? Wenn Ihr ein solches Ding wirklich habt, so seid Ihr doch schon darauf weit mehr schuldig, als es werth ist. Der Dienst, den ich von Euch verlange, erfordert Knochen, Muskeln, Nerven und Sehnen.“

„Ah, Sie verlangen also einen Dienst?“ bemerkte Ned Cantor; „das dachte ich mir!“

„Versteht sich, warum würde ich Euch sonst fünfzig Pfund und die Freiheit anbieten?“ war die Antwort.

„Wahr — sehr wahr!“ sagte der Gefangene. „Nun, worin besteht der Dienst?“

„Seid Ihr mit Barnes, dem Hausverwalter, bekannt?“ fragte Mr. Quirk, indem er seine Stimme zu einem Geflüster herabsenkte.

„Ja! Soll ich ihn ermorden?“

„Ermorden! lächerlich, glaubt Ihr denn, daß ein achtbarer Mann wie ich so etwas vorschlagen würde?“ entgegnete Mr. Quirk in einem Tone, durch welchen er sich den Anschein zu geben suchte, als sei sein Rechtlichkeitsgefühl durch Neds Aeußerung auf das Tiefste verletzt worden. „Nein, ich verlange von Euch weiter nichts, als daß Ihr mir ein kleines Kästchen verschaffen sollt, welches er in einem Schränkchen neben seinem Bett verwahrt hält.“

„Was enthält es denn?“

„Papiere.“

„Und wie soll ich denn dazu gelangen?“ fragte Ned hartnäckig weiter.

„Das ist Eure Sache,“ antwortete der gewissenhafte Advocat; „er schläft in dem kleinen Pavillon am Ende dieses Schloßflügels.“

„Aber wenn er nun aufwacht?“

„Das ist wieder Eure Sache,“ bemerkte der Versucher. „Ich kann weiter nichts thun, als Euch bis an die Thür führen; natürlich werdet Ihr nicht so gottlos sein, Gewalt zu gebrauchen oder so indiscret, mich etwas davon wissen zu lassen, wenn Ihr es thut! Gelingt das Vorhaben, so sind die funfzig Pfund und die Freiheit Euer.“

„Und wenn es nun mißlingt?“

„In diesem Falle,“ sagte Mr. Quirk, „würde ich Euch erst eine Kugel durch den Kopf jagen und dann das Haus wach rufen, unter dem Vorwand, daß ich Euch auf einem Fluchtversuche ertappt hätte.“

Die Kaltblütigkeit, mit welcher der achtbare reiche Schurke diese furchtbare Drohung aussprach, besiegte den armen Verachteten vollständig und er antwortete, es werde schon gelingen.

„Das glaube ich auch!“ bemerkte der Advocat lächelnd; „die Thatkraft eines Menschen erschlafft nicht so leicht, wenn jeder Schritt, den er thut, die Entfernung zwischen dem Galgen und seiner werthen Person vermehrt.“

Mr. Quirk zog ein Paar außerordentlich schön gearbeitete Pistolen aus der Tasche, überzeugte sich sorgfältig, daß sie geladen seien und untersuchte Schloß und Zündhütchen. Es geschah dies nicht sowohl um seiner eigenen Ueberzeugung willen, als vielmehr um Ned die Thorheit eines Fluchtversuches vor Augen zu halten.

„Seid Ihr fertig?“ sagte er.

„Ich stehe zu Diensten,“ antwortete der Strolch in unterwürfigem Tone.

„Vergeßt nicht, es ist das Kästchen in dem Schranke auf der rechten Seite des Bettes,“ flüsterte der alte Mann; „Ihr könnt Euch nicht irren; es sind zwei Siegel auf dem Deckel. Bringt es mir und Ihr sollt nicht blos frei sein, sondern auch die fünfzig Guineen bekommen, die ich Euch versprochen.“

„Ich werde es bringen,“ murmelte Ned mit entschlossener Hartnäckigkeit zwischen den Zähnen hindurch; „sollte aber der alte Kerl aufwachen —“

„Das geht mich weiter nichts an!“ unterbrach ihn der Versucher. „Ich mache keinerlei Vorschriften, sondern verlange blos das Kästchen. Ihr kennt den Preis, den ich darauf setze — also vorwärts.“

Mr. Quirk ergriff die Lampe, die er mitgebracht und forderte den Gefangenen auf, ihm voranzuschreiten, indem er ihm den Weg, den er einzuschlagen hatte, durch Handbewegungen andeutete, denn sie befanden sich bereits in zu großer Nähe des Pavillons, in welchem der Hausverwalter schlief, als daß sie ein wenn auch nur leises Wort hätten wagen können. Am Ende eines langen gewölbten Corridors gewahrten sie eine Thür. Diese führte in Mr. Barnes' Zimmer.

Ned Cantor drehete sich um und sah den Advocaten fragend an, welcher bejahend nickte. Sie waren an Ort und Stelle.

In der Mitte der Thür befand sich eine einzelne Glasscheibe mit einem grünseidenen Vorhange, so daß der Bewohner, wenn er diesen Vorhang auf die Seite zog, sehen konnte, wer sich der Thür näherte. Ned gab, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, Quirk zu verstehen, daß er ein Werkzeug brauche, um das Glas zu zerschneiden.

„Der Dummkopf!“ rief der Advocat bei sich selbst; „durch dieses schmale Loch wird er doch nicht kriechen wollen?“

Ned wiederholte seine Zeichen, indem er andeutete, daß er nicht sowohl die Absicht habe, durch diese Oeffnung hindurchzukriechen, sondern blos seinen Arm hineinzustecken und die Thür von innen zu öffnen.

„Er ist doch nicht so dumm, als ich dachte,“ sagte Quirk bei sich

selbst, sobald er Neds Absicht vollständig begriff, gleichzeitig zog er einen werthvollen Diamantring vom Finger und gab ihn in die Hand seines Mitschuldigen.

Nach wenigen Augenblicken hörte er ein leises kratzendes Geräusch — es war der Diamant, welcher das Fenster zerschnitt; die nächste Schwierigkeit war, zu verhindern, daß die Scherben nach innen auf den Fußboden fielen und den Schläfer aufweckten. Ned aber war ein gewandter Dieb. Er legte seine Lippen dicht an das Glas und sog es durch Einziehen des Athems an sich, bis es ihm endlich gelang, den durchschnittenen Theil der Scheibe nach außen hin loszulösen. Er führte dies auf so gewandte und geräuschlose Weise aus, daß der Mann des Gesetzes, welcher schweigend dabeistand und ihm zusah, von Bewunderung erfüllt ward.

„Ein geschickter Kerl!" murmelte er — „ein sehr geschickter Kerl! Schade um so schöne Talente."

Ned fuhr mit dem Arm durch die gemachte Oeffnung und öffnete behutsam die Thür. Seine Instruction war so klar und ausführlich gewesen, daß er den Schrank und das Kästchen, welches er an den Siegeln auf dem Deckel im Finstern erkannte, mit leichter Mühe fand. Nach wenigen Augenblicken kam er mit dem Kästchen wieder heraus.

Nicht sobald hatte Quirk sich von dem Gelingen des Streiches überzeugt, als er langsam den Corridor zurückschritt, während sein Mitschuldiger ihm folgte. Bald erreichten sie das kleine Frühstückzimmer und sobald sie in dasselbe eingetreten waren, verschloß der Jurist die Thür von innen.

„So," sagte er, „Du hast Dir Deine Freiheit verdient."

„Und auch die fünfzig Guineen!" setzte Ned hinzu.

„Ohne Zweifel!" entgegnete der alte Jurist, nachdem er die Siegel untersucht. „Nun saget mir," fuhr er fort, „und zwar frei und offen, was gedenkt Ihr mit dem Gelde und Euch selbst anzufangen?"

„Ich werde so schnell als möglich nach London zu kommen suchen."

„Gut!"

„Von da werde ich nach Amerika gehen."

„Noch besser!"

„Und ein ehrliches Leben führen."

„Dummes Zeug!“ rief der Advocat. „Das liegt nicht in Euch, Ned! Ehrlichkeit in Eurer Stellung setzt Arbeit voraus, vor welcher Ihr einen angeborenen Widerwillen habt — dann aber auch noch Fleiß, Ausdauer und Muth — ich meine moralischen Muth — drei Eigenschaften, die Eurer Natur fremd sind! Hört mich an,“ fuhr er fort; „in dem Parke werdet Ihr eins von Sir Charles Jagdrossen finden — nehmet es und reitet und reitet, als ob Ihr mit dem Tode um die Wette rittet; sobald Ihr einmal in der Hauptstadt seid, werde ich für Eure Sicherheit sorgen.“

„Sie?“

„Ja, ich.“

Ned Cantor sah ihn zweifelhaft an und wußte nicht, ob er ihm glauben sollte oder nicht.

„Ich kann Euch gebrauchen!“ setzte Mr. Quirk hinzu.

Der Zweifel verschwand; Ned war überzeugt, daß er dem Advocaten glauben könne — der reiche Schurke verlangte die Dienste des armen.

Der Versucher öffnete seine Brieftasche und schrieb schnell einige Worte mit Bleistift auf eins der Blätter, welches er ausriß und überschrieb: „Mr. Snape, Sergeants Inn“ — es war dies die Adresse seines vertrauten Secretairs und Procuristen.

„Suchet den Mann auf, an den diese Zeilen adressirt sind,“ fuhr der alte Jurist fort; „gebt ihm das Billet und stellt ihm das Uebrige anheim. Er wird Euch einen Schlupfwinkel anweisen, wo der starke Arm des Gesetzes (und derselbe ist allerdings sehr stark) Euch nicht erreichen kann. Eure kleine Differenz mit Mr. Arden,“ setzte er hinzu, „will ich schon ausgleichen; in drei Tagen werdet Ihr mich sehen.“

„Und was soll ich für diese Gefälligkeit thun?“ fragte der erstaunte Verbrecher.

„Das sollt Ihr erfahren, sobald es Zeit ist,“ antwortete der Advocat; „versteht sich, nichts Unrechtes!“ setzte er vor sich hinlächelnd hinzu.

„Versteht sich,“ entgegnete Ned Cantor; „Sie wären ja ganz gewiß nicht der Mann, der so etwas verlangte — ganz gewiß nicht.“

Und die beiden, einer des andern so würdigen Männer lächelten und scherzten über die Aussicht auf künftige Schurkenstreiche.

Mr. Quirk, der Geschäftsmann war, fühlte, daß es nun für sie Zeit sei, sich zu trennen. Er riegelte daher sorgfältig den Fensterladen auf und öffnete den Flügel mit so wenig Geräusch als möglich.

„Das ist Euer Weg!“ flüsterte er, indem er ihm gleichzeitig die versprochene Belohnung einhändigte; „vergeßt nicht, in drei Tagen!“

„In drei Tagen,“ entgegnete Ned. „Ich werde nicht verfehlen.“

Mit diesen Worten verschwand er und sein Bundesgenosse kehrte, nachdem er den Fensterladen wieder geschlossen, auf sein Zimmer zurück, indem er das Kästchen mitnahm.

„Wie dumm!“ rief er, indem er das Siegel erbrach und sich niedersetzte, um den Inhalt des Kästchens in Augenschein zu nehmen; „ich habe ganz vergessen, mir von Ned meinen Ring wiedergeben zu lassen.“

Groß war am andern Morgen die Bestürzung, als man die Flucht des Gefangenen und den Diebstahl in dem Zimmer des Hausverwalters entdeckte. Die Diener sahen einander mit Argwohn an und keiner trauete dem andern.

Daß Ned Cantor einen Mitschuldigen gehabt haben müsse, war ihnen klar, denn die Schlüssel seines Gefängnisses staken noch auswendig an der Thür im Schlosse.

Als der Stallmeister Sir Charles Briancourt von dem Verschwinden des Pferdes in Kenntniß setzte, stellte sich der Baron sehr zornig und sprach davon, hundert Gulden Belohnung auf die Ergreifung des Diebes zu setzen; allmälig aber legte sich sein Zorn.

Selbst Nicholas Arden, der Geizhals, war nach einer Unterredung mit Mr. Quirk beschwichtigt und unternahm keine weiteren Schritte gegen Ned — kurz, es schienen Alle zufrieden zu sein, bis auf Barnes und den krummbeinigen Jem. Der Erstere war, obschon er nur wenig sagte, über den Verlust seines Kästchens offenbar tief bekümmert und der Letztere lärmte wegen der Belohnung, deren er verlustig gegangen war.

„Es macht nichts aus!“ murmelte der hartnäckige alte Mann; „mich sollen sie nicht so leicht hinters Licht führen! Obschon ich kein Jurist und auch kein Baronet bin, so weiß ich doch auch allenfalls, wo Barthel Most holt. Wir werden schon sehen!“

Diejenigen, welche den in seiner Erwartung getäuschten Postillon seinem Aerger durch diese und ähnliche versteckte Drohungen Luft machen hörten, achteten nur wenig auf diese tollen Reden, wie sie es nannten.

„Als ob solche angesehene Leute, wie Advocat Quirk oder Sir Charles," sagten sie zu einander, „mit einem gemeinen Schurken, wie Ned Cantor, etwas zu thun haben könnten! Lächerlich."

Und damit war die Sache abgethan.

Drei Tage später verließ Mr. Quirk Schloß Briancourt, um nach London zu reisen, und versprach seinem Schwiegersohne, binnen einer Woche zurückzukehren — wo dann, wie er ihm versicherte, in Bezug auf seine lange verheimlichte Heirath mit seiner Mutter alles in's Gleiche gebracht werden solle.

Wahrscheinlich war der Baronet nicht so sanguinisch, wie sein Anwalt, denn er hörte sein Versprechen mit düsterem Schweigen an.

Neuntes Kapitel.

Mabels Besuch bei dem Geizhalse.

Obschon Mabel schon längst aufgehört hatte, ihren Gatten zu lieben — denn in einem reinen sanften Gemüthe kann die Liebe nicht mehr bestehen, sobald die Achtung erloschen ist — so freuete sich doch ihr weiches Herz, als sie die Nachricht von seiner glücklichen Flucht vernahm. Sie war nun wieder allein in der Welt — allein im vollständigsten Sinne des Worts mit gebrochenem, verödetem Herzen. Wanderers Ruhe war in üblen Ruf gekommen und ihre früheren Kunden verließen sie gänzlich. Nach langer Ueberlegung beschloß sie, das Mobiliar ihres kleinen Hauses zu verkaufen, den vierteljährlichen Pachtzins ehrlich zu bezahlen und den Ort zu verlassen, um die beiden Kinder — ihre liebe Meg und die verwaiste Tochter ihrer früheren Herrin — aufzusuchen.

„Gott wird mich führen!" murmelte das arme Geschöpf, „und die Todten werden über mir wachen! Ich weiß gewiß, mein Vorhaben wird gelingen."

Ihr Plan war mit leichter Mühe in Ausführung gebracht. Als Hausgeräthschaften und Kleider, mit einem Worte Alles, bis auf den alten eichenen Stuhl und Megs Goldfinken, verkauft und ihre

Schulden bezahlt waren, sah sich Mabel im Besitz von gerade drei Pfund und zehn Schilling, allerdings keiner großen Summe, wenn man in Begriff steht, sich in die weite Welt hinauszuwagen; ihr mütterliches Herz aber war stark in seiner Liebe zu ihrem Kinde — stark in seiner hoffnungsvollen Zuversicht.

„Heda! heda!" schrie eine wohlbekannte Stimme, als die vormalige Wirthin von Wanderers Ruhe langsam mit dem Vogelkäfig in der Hand und dem schweren eichenen Stuhl auf ihrem schmerzenden Kopfe die sogenannte hohe Straße in Colchester hinabschritt. „Wo wollt Ihr denn hin?"

Sie drehte sich herum und erkannte den alten Postillon, den krummbeinigen Jem.

„Zu Mr. Arden!" antwortete sie.

„Der wird Euch auf diese Sachen nichts borgen," bemerkte der Mann in mitleidigem Tone, denn er hatte im Grunde genommen durchaus kein hartes Herz. „Ueberdies will der Vogel fressen und alles, was Futter verlangt, sieht er nur höchst ungern über seine Schwelle kommen."

„Vielleicht wißt Ihr nicht, daß ich ihm das Leben gerettet habe," antwortete Mabel und erröthete tief, während sie diese Worte sprach.

„Das weiß ich auch nicht."

„Und er versprach etwas für mich zu thun."

„Das wird er auch," sagte der Postillon, indem er seinen Mund zu einem ironischen Grinsen verzog; „er wird für Euch beten, oder wenn er Euch sehr gefällig sein will, Euch auffordern, eine kurze Weile von Eurem weiten Marsche bei ihm auszuruhen, aber zu brocken oder zu beißen setzt's bei ihm nichts. Eine solche Verschwendung würde er sich niemals verzeihen."

Die arme Mabel zeigte eine sehr niedergeschlagene Miene.

„Dieser Stuhl scheint verteufelt schwer zu sein," setzte Jem hinzu. „Ich hätte große Lust, zu erfahren, wie es in der Höhle des alten Geizhalses eigentlich aussieht, und wenn Ihr nichts dagegen habt, so will ich Euch den Stuhl tragen!"

Dieses Anerbieten ward dankbar angenommen und Beide gingen mit einander weiter nach Nicholas Ardens Hause — der alte Mann mit dem Stuhle und die Frau mit dem Vogel in seinem Käfig in der Hand. Die beiden letzteren Gegenstände hätte sie für

eine halbe Krone verkaufen können, was für ihre Umstände eine durchaus nicht zu verachtende Summe gewesen wäre, aber ihr Herz ließ es ihr nicht zu, denn diese Dinge gehörten, wie wir schon früher erwähnt haben, ihrer Tochter Meg.

Obschon es ein sehr kalter Tag war und es heftig schneiete, so war doch kein Feuer in dem Zimmer, in welchem die Tochter des Geizhalses und der Knabe Goliath mit einander saßen. Sie wagten nämlich keins anzuzünden, auch wenn sie die Mittel dazu gehabt hätten, so heftig war Nicholas Ardens Widerwille gegen eine solche Verschwendung. Alice war emsig beschäftigt, einen alten Tuchmantel auszubessern, in welchem sie sich zuweilen in die benachbarte Kirche wagte. Der Knabe saß ihr gegenüber auf einem Stuhl und beobachtete mit wehmüthiger Aufmerksamkeit die schnelle Bewegung ihrer Hand.

Da wir seine junge Herrin schon früher beschrieben haben, so wird es blos angemessen sein, hier auch eine Skizze seiner Persönlichkeit beizufügen.

Goliath Obie war ungefähr dreizehn Jahr alt und für sein Alter schon ziemlich groß. Schon als Säugling verwaist, hatte er die ersten acht Jahre seines Lebens im Armenhause zugebracht, welchen angenehmen Aufenthaltsort er später mit der Armenschule vertauschte, wo der Lehrer ihn während der Spielstunden zum Stiefelputzen, Zimmerfegen und Gängelaufen verwendete. Zwei Jahre lang ertrug der arme Knabe diese Art von Sklaverei, welche ihm hier unter dem Namen der Schule beschieden war. Allerdings ward seine Ausbildung dabei nicht ganz vernachlässigt, denn da er eine gute Fassungsgabe besaß, so lernte er nicht blos lesen und schreiben, sondern auch die ersten vier Spezies der Rechenkunst, so daß er, besonders auch wegen seiner Kenntniß des Katechismus, gewissermaßen als der Musterschüler des Instituts betrachtet ward — eine Auszeichnung, die ihm mehr Schaden als Gewinn brachte, weil Mr. Satchel, der Lehrer, ihn deswegen eher mehr als weniger prügelte.

Wenn irgend einer der Schulinspectoren seinen Revisionsbesuch machte, so ward allemal Goliath aufgerufen und examinirt und es hätte einen Engel zu Thränen rühren können, wenn der arme kleine zitternde Knabe auf die Frage, was seine Pathen ihn gelehrt, antwortete:

„Mit dem Stande des Lebens zufrieden zu sein, zu welchem es Gott gefallen hat, mich zu berufen.“

Als der arme Knabe zwölf Jahre alt war, hatte ihn die Verwaltung der Armenschule an Mr. Nicholas Arden vermiethet, der jährlich zwei Pfund für ihn bezahlen und ihm Kost und Kleidung geben sollte. Das Geld ward wirklich bezahlt; dafür sorgte schon die Armenschuldirection, denn es sollte damit ein Theil der Kosten getilgt werden, welche seine Erziehung bis dahin verursacht. Was dagegen die Kost und Kleidung betraf, so war die erstere viel schlechter als die im Arbeitshause und eine nur einigermaßen respektable Vogelscheuche würde sich beleidigt gefühlt haben, wenn man ihr den Vorschlag gemacht hätte, mit Goliath Obie die Kleider zu wechseln.

„Es ist sehr kalt, Miß Alice,“ sagte der Knabe in bescheidenem Tone; „meinen Sie nicht auch?“

„Es ist allerdings kalt,“ antwortete seine junge Herrin; „sobald aber mein Vater fort ist, wollen wir uns ein Feuer anzünden — ich weiß, er muß um vier Uhr ausgehen. Uebrigens habe ich auch noch etwas für Dich, Goliath.“

„Etwas zu essen?“ fragte der Knabe begierig.

„Ja,“ antwortete Alice lächelnd — „ein Ei! Ich fand es heute Morgen in dem Wagenschuppen. Eins von Squire Millers Hühnern ist vermuthlich herübergeflogen und hat es gelegt.“

„Ich wollte, es wäre ein Straußenei,“ rief der arme Knabe mit hungrigem Blicke. „Squire Millers Hühner aber sind leider keine Strauße. Was werden Sie denn essen?“ setzte er hinzu.

„Nichts, Goliath. Ich bin nicht hungrig.“

„Nicht hungrig!“ wiederholte der Knabe mit einem Blick des aufrichtigsten Erstaunens. „Das ist merkwürdig! Ich bin immer hungrig — der Herr sagt, das komme daher, weil ich wüchse — ich wollte, ich wüchse nicht mehr. Er ißt niemals — lebt wahrscheinlich von der Luft oder von dem Klange seines Geldes! Welch' einen Haufen Brod könnte man mit seinem Golde kaufen — ist das nicht wahr, Miß Alice?“

Wie von der Größe dieser Idee überwältigt hörte Goliath auf zu sprechen und versank in tiefes Sinnen, aus welchem er durch den lauten Klang der Thorglocke aufgeweckt ward.

„Ich will gehen,“ sagte seine Herrin, indem sie sich von ihrem Sitz erhob, „bleib nur sitzen.“

„Ein Ei," murmelte der Knabe vor sich hin, als er allein war; „na, das ist doch etwas! Ich möchte wissen, wie ein Huhn schmeckt," setzte er mit grimmiger Miene hinzu. „Mein Gott, wie glücklich sind doch manche Leute! Squire Millers Laufjunge behauptet, daß in seinem Hause die Dienerschaft eben so wie die Herrschaft alle Tage ein ordentliches Mittagessen hat. Alle Tage!" wiederholte er langsam. „Ich kann es fast nicht glauben und doch sieht er fett genug aus, um so etwas wahrscheinlich zu machen."

Alice kehrte bald zurück, gefolgt von Mabel und dem krummbeinigen Jem, welcher den Stuhl trug.

„Warum war es nicht der Fleischer?" sagte Goliath mürrisch vor sich hin; „aber der kommt niemals zu uns; ich glaube, er weiß den Weg gar nicht mehr."

„Setzt Euch," sagte Alice in sanftem Tone, denn Mabel hatte ihr bereits mitgetheilt, was sie wollte. „Ich will meinem Vater sogleich sagen, daß Ihr da seid. Ich weiß im Voraus, daß er Eure Bitte gewähren wird. Es thut mir leid — sehr leid," setzte sie erröthend hinzu, „daß ich nichts im Hause habe, was ich Euch vorsetzen könnte; mein Vater speist aber auswärts und Goliath und ich, wir behelfen uns mit allem."

„Das heißt mit nichts!" murmelte der Knabe.

Das arme Mädchen that, als ob sie ihn nicht hörte und verließ sofort das Zimmer.

„Na," sagte der Postillon, „in diesem Hause möchte ich schon nicht leben."

„Es lebt auch Niemand hier," bemerkte Goliath in bitterem Tone; „wir verhungern blos."

„Kein Feuer!" fuhr Jem fort, indem er sich prüfend nach allen Seiten umschauete.

„Was nützt das Feuer auch, wenn es einmal nichts zu kochen giebt?" sagte der Knabe. „Der Herr ißt nicht — Miß Alice ißt nicht — und wenn ich mich über Hunger beklage, so sagt man mir, das komme blos vom Wachsen. O, wie hohl ist mir alles hier," setzte er hinzu, indem er sich mit der Hand den leeren Magen rieb' „ich wollte, Ihr könntet fühlen, wie mir zu Muthe ist."

Der krummbeinige Jem hatte durchaus keine Lust, so etwas zu fühlen und Mabel zog mit ihrer gewohnten Herzensgüte eine

Schnitte Brod und Fleisch, welche sie mitgebracht, aus der Tasche und bot sie dem Knaben.

Goliath ließ sich nicht lange nöthigen, sondern riß den dargebotenen Leckerbissen wie ein hungriger Geier an sich und ließ ihn augenblicklich verschwinden.

Nicholas Arden war wie gewöhnlich mit seinen Büchern beschäftigt, als seine Tochter in's Zimmer trat, um ihm Mabels Besuch zu melden.

„Und was will sie denn?" fragte er in rauhem Tone, „Geld — Geld, nicht wahr? Wohlan, sage ihr, sie könne die sechs Pence behalten, die ich in der Nacht, wo ich bei ihr blieb, für mein Bett bezahlte, ohne es zu benutzen — weiter kann sie von mir nichts bekommen."

„Sie will kein Geld haben, Vater," antwortete Alice sanft; „sie verlangt weiter nichts, als daß Ihr etwas in Verwahrung nehmen sollt."

„In Verwahrung!" rief der Geizhals begierig; „hat sie Gold oder Silber? Das werde ich recht gern in Verwahrung nehmen, denn es ist Christenpflicht, dies zu thun. Bei mir ist es gut aufgehoben."

„Nein, es ist blos ein merkwürdiger alter Stuhl," fuhr seine Tochter fort „den ihre frühere Herrin ihr gab — und ein Singvogel!"

„Ein Singvogel!" wiederholte der alte Mann in heftigem Tone; „ich mag keine Singvögel hier, die mir das Geld aus der Tasche fressen. Was den Stuhl betrifft, gut — den kann sie da lassen, aber keinen Vogel — keinen Vogel."

„Er wird nicht viel zu erhalten kosten — wenige Krumen werden ihn satt machen," sagte die Tochter.

„Wenige Krumen!" rief der Geizhals; „auch wenige Krumen sind mir zu viel! Nein — nein — ich sage nein."

„Vater," sagte das arme Mädchen in traurigem Tone, denn diese Undankbarkeit ihres Vaters verletzte sie tief — „Mabel hat Dir das Leben gerettet und Du sollst und darfst ihr ihre Bitte nicht abschlagen."

„Ich darf nicht?" wiederholte Nicholas Arden, indem er seine Tochter zornig anblickte.

„Ja, Du darfst nicht," entgegnete Alice fest; „Du vergissest, daß ich mündig bin und ein Recht habe, zu sprechen."

Bei der Hindeutung auf ihre Mündigkeit veränderten sich die Züge ihres Vaters und eine dunkle Wolke flog über sein Gesicht. Es geschah selten — sehr selten — daß seine Tochter ihm zu trotzen wagte, aber wenn es geschah, gab er allemal nach.

„Alice," sagte er, nach einem augenblicklichen Kampf mit sich selbst, „Du wirst mich noch zu weit treiben, da Du es aber einmal so haben willst, so laß die Frau hereinkommen — ich will sie sprechen."

Das schöne Mädchen verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen, und ging Mabel zu rufen.

„Das kommt davon," fuhr der Geizhals fort, „wenn man Kinder hat — mürrische und ungehorsame Kinder, die einem schon bei Lebzeiten das sauer erworbene Gut stehlen oder es verschleudern, wenn man todt ist! Alice soll aber das meine gewiß nicht verschleudern — erst will ich es an einer Stelle vergraben, wo keine menschliche Hand es jemals finden soll! Ich wollte, ich könnte mein Leichentuch darauf breiten! Dann würde ich ruhig schlafen — ruhig," setzte er hinzu; „das Grab würde seine Schrecken für mich verloren haben."

Der alte Mann vertiefte sich wieder in seine Bücher, worin er den Gewinn eines langen Lebens der Entbehrung und des Druckes aufgezeichnet hatte. Eine Post darin mißfiel ihm sehr — es war der bedeutende Betrag des Vermögens, welches seine Gattin besessen und welches nun Alice's rechtmäßiges Erbtheil war. Der Geizhals hatte nicht einmal das Recht auf die Zinsen davon, aber er hatte es nach Gutdünken angelegt und verwaltet, und es seit so vielen Jahren als sein eigenes betrachtet, daß er allemal in die größte Aufregung gerieth, wenn die Ansprüche seiner Tochter auch nur mit einem Worte erwähnt wurden.

„Ich wollte, sie wäre todt!" murmelte er; „ich wollte, sie wäre todt."

Zehntes Kapitel.

Wie Mr. Nicholas Arden sich dazu verstand, zwei unbedeutend scheinende Gegenstände in Verwahrung zu nehmen.

Als Alice von Mabel und dem krummbeinigen Jem, welcher den Stuhl trug, begleitet, zurückkam, hatte sich ihr Vater wiederum so in seine Bücher vertieft, daß sie ihn an der Schulter berühren mußte, um seine Aufmerksamkeit auf die Fremden zu lenken, die in ehrerbietiger Entfernung von dem Tische stehen geblieben waren.

„Ach ja! jetzt fällt mirs wieder ein," rief der alte Mann verdrießlich. „Na," setzte er hinzu, indem er aufblickte und Mabel scharf ansah, „Ihr wollt mich um etwas bitten? Ich weiß es schon, von mir wollen Alle haben, aber Keiner will bezahlen! Hättet Ihr nicht die Flucht Eures schuftigen Mannes begünstigt, so würde ich mich bei Euch auf eine Art abgefunden haben, daß Ihr wohl hättet damit zufrieden sein können."

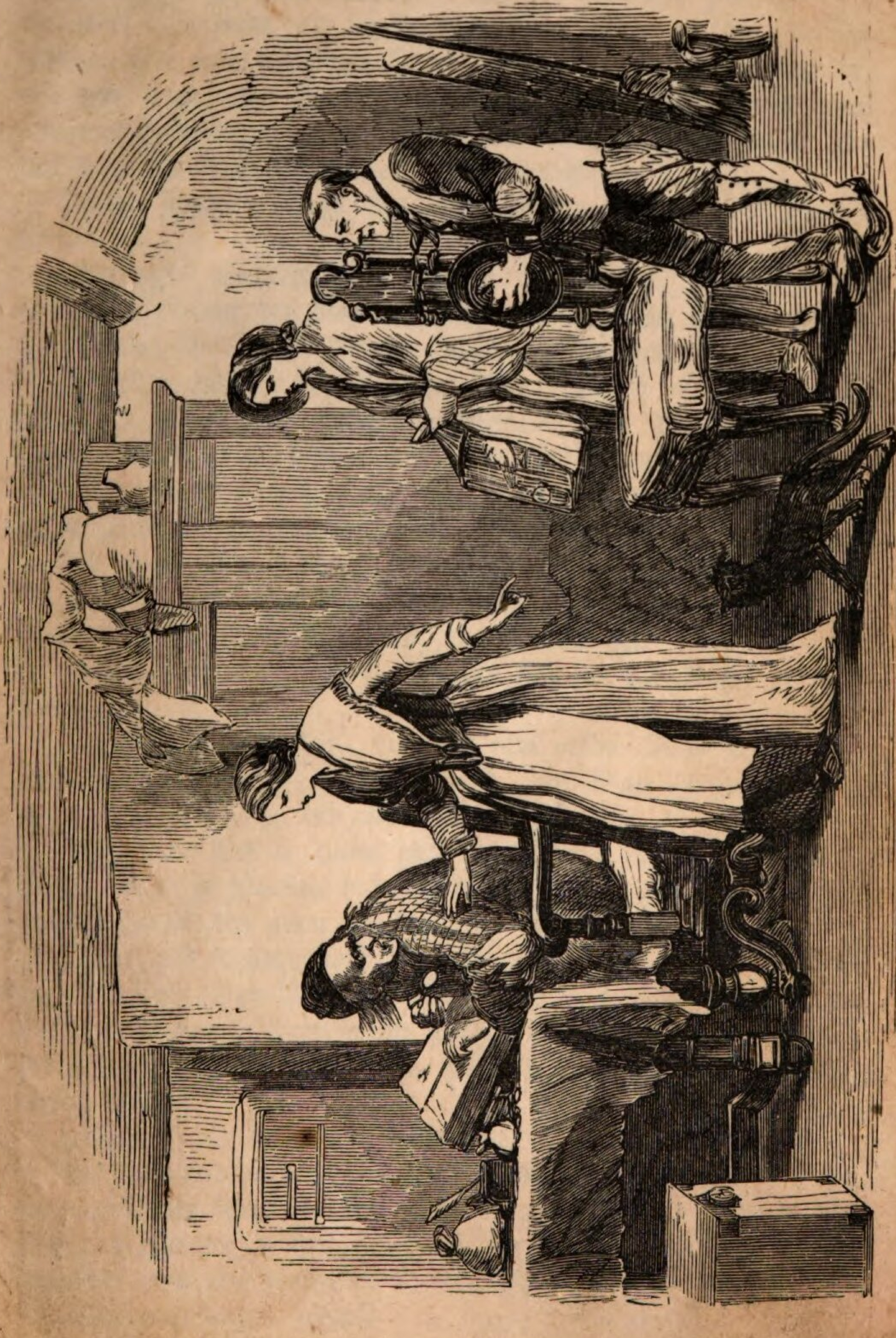
„Ja," murmelte Jem, „er hätte ihr vielleicht mit seinem Gelde vor den Ohren herumgeklappert, aber ohne ihr etwas davon zu geben."

„So aber," fuhr der alte Mann fort, „sind wir mit einander quitt. Ich habe die auf seine Ergreifung gesetzte Belohnung verloren — fünfzig Pfund! fünfzig Pfund!" wiederholte er; „hätte ich diese bekommen, so wäre ich ein gemachter Mann gewesen, denn ich bin arm — blutarm."

„Ich habe blos meine Pflicht gethan, Sir," entgegnete Mabel bescheiden. „Der Dienst, um welchen ich Sie bitte, wird Ihnen nicht viel kosten. Ich ersuche Sie nämlich um weiter nichts, als einen alten Stuhl in Verwahrung zu nehmen, auf den ich großen Werth setze. Er ist ein Geschenk von meiner jungen Herrin, das einzige Andenken, welches ich von ihr besitze. Es wird Ihnen daher nicht sonderbar erscheinen, wenn ich wirklichen Werth darauf lege!"

„Es ist eine Thorheit, Werth auf etwas Anderes zu legen, als auf Geld," bemerkte Nicholas Arden mürrisch. „Na, was den Stuhl betrifft, so will ich Euch meinetwegen den Gefallen thun, obschon er ziemlich viel Platz wegnehmen wird, wofür ich eigentlich etwas verlangen könnte. Also Ihr könnt ihn da lassen."

„Und diesen armen Vogel," setzte Mabel in bittendem Tone hinzu.



„Wer soll denn den füttern?“ rief der Geizhals zornig. „So ein Thier frißt mehr, als ich bezahlen kann. Meine verschwenderische Tochter und mein hungriger Diener, dessen Magen unersättlich ist, wie das Grab, aber sich nicht so wohlfeil füllen läßt, werden mich ohnedies Zeit genug an den Bettelstab bringen. Wie wollt Ihr mir denn die Fütterungskosten wieder bezahlen?“

Mabel stotterte etwas über den schönen Gesang des Vogels hervor.

„Gesang!“ wiederholte der Mann des Goldes; „ich hasse den Gesang. Nehmt den Vogel wieder mit — macht ihn zu Gelde! Ihr werdet schon einen Narren finden, der ihn kauft.“

„Vater,“ flüsterte seine Tochter Alice, „vergiß nicht Dein Versprechen. Das arme Thier soll durchaus keine Ausgaben verursachen, denn unser Garten wird das für ihn nöthige Futter in reichlichem Maße liefern. Vielleicht,“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „erheitert er mich in meiner Einsamkeit.“

Der armen Mabel drohete das Herz zu brechen. Es ist allemal der letzte Tropfen, der den Becher überfließen macht. Der Vogel war ein Liebling ihres Kindes gewesen und eher hätte sie selbst Hunger ertragen, als sich entschließen können, den Vogel zu verkaufen.

„Na, Sir,“ sagte Jem, der jetzt zum ersten Male mit sprach, „Sie werden sich nicht weiter weigern, den Vogel da zu behalten, wenn ich Ihnen sage, daß es ein Goldfinke ist.“

Jem sagte dies in einem halb sarkastischen, halb überredenden Tone, als ob er glaubte, daß das Wort Gold der einzige Schlüssel zu dem Herzen des alten Mannes sei.

„Gut, gut,“ antwortete Nicholas Arden endlich, „Ihr könnt ihn da lassen. Von Eurer Ehrlichkeit erwarte ich, daß Ihr mir die Fütterungskosten wiedererstatten werdet, sobald Ihr die Mittel dazu habt; sollte das nicht der Fall sein, so muß ich ihn allerdings verkaufen.“

„Oder essen,“ dachte der Postillon.

So unfreundlich diese Erlaubniß auch immer noch klang, nahm die unglückliche Frau sie doch dankbar an und stand schon in Begriff das Zimmer zu verlassen, als der Geizhals sie noch einmal zurückrief und mit verstellter Gleichgültigkeit fragte, was sie mit sich selbst anzufangen gedenke.

„Ich will mein Kind suchen," entgegnete Mabel in Thränen ausbrechend; „es ward mir in derselben Nacht geraubt, wo meine liebe junge Herrin starb. Ich will die ganze Welt durchsuchen, bis ich es finde."

„Die Welt ist aber sehr groß," lautete die hämische Bemerkung des Geizhalses.

„Aber nicht zu groß für das Herz einer Mutter," entgegnete Mabel.

„Die Weiber sind doch sonderbare Wesen!" sagte der alte Mann.

„Das ist wahr," rief der krummbeinige Jem, „und es fährt sich manchmal sehr schlecht mit ihnen, man mag ihnen die Trense anlegen, wie man will. Deshalb bin ich auch Junggeselle geblieben."

„Miß Briancourts Kind," hob der Alte wieder an, „ward, wie ich gehört habe, mit dem Eurigen zugleich geraubt — ist das wahr?"

„Ja — aber es gehörte nicht Miß Briancourt, sondern Mistreß George Stanley," antwortete Mabel tief erröthend, denn sie vermochte kaum ihre Entrüstung zu verbergen.

Nicholas Arden lächelte ungläubig, fragte, ob sie so einfältig wäre, das Märchen von ihrer Verheirathung zu glauben.

„Ich weiß gewiß, daß ihre Vermählung wirklich stattgefunden hat," war die Antwort.

„Wo denn?" fragte der alte Mann.

Alice bemerkte an der Lebhaftigkeit, mit welcher ihr Vater diese Frage that, daß er sich sehr dafür interessirte. Die Erfahrung hatte ihr gelehrt, daß in allen Fällen, wo es sich um Geld handelte, seine Ehrlichkeit eben so unzuverlässig war, als sein Gewissen und sie gab daher Mabel durch eine Geberde zu verstehen, daß sie ihm nicht antworten solle.

„Wo, das weiß ich nicht," entgegnete Mabel. „Ich weiß aber, daß ihr Herz rein und tugendhaft war. Armuth und Elend und alle Leiden, welche das Herz bekümmern, hat sie kennen gelernt — Schande aber niemals."

„Ach was da!" rief Nicholas Arden in verächtlichem Tone; „sie war ein Weib."

Der Cyniker hatte keine Ahnung von der Güte, Duldung und

Liebe, die in dem einzigen Worte „Weib" liegen — dem Namen von Sklavinnen, deren Ketten mit Blumen umwunden sind, weßhalb der Mann als herzloser Zuchtmeister erwartet, daß sein Sklave lächele, als ob das Eisen nicht drückte, trotz des Schmuckes, der es verbirgt.

„Na," fuhr der Geizige fort, „solltet Ihr Glück haben und die Kinder entdecken, so laßt mich es wissen. Ich will Euch," setzte er zögernd hinzu, „für Eure Mühe bezahlen — das heißt, vorausgesetzt, daß ich die erste Nachricht empfange."

„Sie!" rief Mabel mit unverstellter Ueberraschung.

„Welches Interesse hast Du denn an dem Kinde der Mistreß Stanley?" fragte seine Tochter Alice.

„Interesse! keins, Kind — keins. Wir müssen aber doch zuweilen aus Menschlichkeit etwas thun."

„Sehr richtig," bemerkte der Postillon sarkastisch. „Wenn das Pfand ganz sicher ist, so kann man schon ein halbes Procent weniger nehmen. Meine Meinung ist, daß die Kinder gar nicht geraubt worden sind."

„Nicht geraubt?" entgegnete Mabel.

„Und wenn es wirklich der Fall gewesen ist," fuhr Jem fort, „so hat Euer Mann selbst sie geraubt. Ich brachte ihm ein Briefchen von Advocat Quirk in derselben Nacht, wo die arme junge Lady starb und ich weiß, daß Ned mit dem alten Halunken auf freundschaftlichem Fuße stand, denn er verhalf ihm zur Flucht aus dem Schlosse, nachdem der Constabler und ich ihn festgenommen hatten. Ich stand im Park auf der Lauer und sah es."

„Ihr sahet, wie Advocat Quirk Euern Gefangenen wieder frei machte?" fragte der alte Mann begierig.

„Wenigstens war es so gut, als sähe ich ihn! Es konnte unmöglich Jemand anders sein."

Nicholas Arden machte schnell eine Notiz in ein großes Buch mit messingenen Haspen, welches auf dem Tische lag.

„So — so ists gut," sagte er. „Ich werde Euch schon zu finden wissen, wenn ich Euer Zeugniß brauche."

Alle außer Mabel waren überzeugt, daß der krummbeinige Jem die Wahrheit gesprochen habe; sie aber zweifelte noch daran. Der Zorn ihres Mannes über den Verlust der kleinen Meg, die er vergötterte, war ein zu aufrichtiger gewesen. Ned hatte Mabel um

ihrer Nachlässigkeit und Thorheit willen, wie er es nannte, verwünscht und geschlagen, und so schlecht er auch war, so konnte sie nicht glauben, daß er einen Vorwand ersonnen habe, blos um das Vergnügen zu haben, sie zu mißhandeln.

Sie ließ sich indessen in keine nähere Erklärung ein, sondern nahm Abschied von dem Geizigen, nachdem sie ihm nochmals für seine Güte gedankt und verließ in Begleitung Alice's, welche den Vogel trug, und Jems das Zimmer.

„Sie nehmen den Vogel mit?" sagte Mabel zu Miß Arden.

Das arme Mädchen erröthete tief, denn sie konnte ihre Gründe nicht angeben, ohne ihren Vater in der Meinung der Fremden noch tiefer herabzusetzen. Sie fürchtete nämlich, daß der alte Geizhals dem kleinen gefiederten Sänger den Hals umdrehen würde, um die schweren Kosten seines Unterhalts zu sparen.

Sie murmelte daher blos etwas davon, daß das Thierchen in ihren Händen jedenfalls besser aufgehoben sei, als in denen ihres Vaters.

Eilftes Kapitel.

In welchem der krummbeinige Jem den armen Goliath Obie mit Brod, Käse und Bier traktirt.

Nicht sobald waren sie fort, als Nicholas Arden von seinem Sitz auffuhr und schnell die Thür des Zimmers verriegelte. Hierauf öffnete er den größten der beiden eichenen Schränke, Behälter so vieler Geheimnisse und Schätze, nahm aus demselben ein langes spanisches Rappier und stach mit der scharfen biegsamen Klinge mehrmals durch das Polster des ihm zur Aufbewahrung übergebenen Stuhles. Bei jedem Stoß horchte er begierig, ob sich das Rascheln eines Pergamentes oder das Klirren von Gold vernehmen ließe.

„Es war vergebliche Hoffnung!" murmelte er, nachdem er sich vollständig überzeugt, daß nichts darin war. Urkunden über die Vermählung — wenn sie wirklich stattgefunden hat, wurden solchen Händen gewiß nicht anvertraut.

Von diesem Augenblicke an hörte er auf, den Stuhl für etwas Anderes oder Besseres zu halten, als das übrige schwerfällige Hausgeräth, welches sich in seinem öden Zimmer befand.

Alice führte Mabel in ihr eigenes Zimmer. Nachdem sie die Thür geschlossen, ergriff sie die arme Frau bei der Hand und sagte:

„Ihr dürft' mich nicht verlassen, ohne vorher einen Beweis erhalten zu haben, daß nicht alle, die den Namen Arden führen, undankbar sind. Ihr habt meinem Vater das Leben gerettet — und er ist mein Vater," setzte sie seufzend hinzu, „obschon er niemals Vaterliebe gegen mich empfunden hat."

„Das ist eine traurige Wohnung für eine junge Person von Ihren Jahren," entgegnete Mabel; „und Mr. Arden ist noch dazu so reich! Was den Dienst betrifft, den ich ihm geleistet, so habe ich weiter nichts gethan als meine Pflicht, und ich halte mich durch das Versprechen, welches er mir gegeben, für ausreichend belohnt."

„Ich werde dafür sorgen, daß es auch gehalten werde," sagte das arme Mädchen, „denn ich weiß, wie das Herz sich selbst an leblose Dinge anschließt, wenn sie uns an Personen erinnern, die wir lieben. Ihr steht im Begriffe, eine lange und mühevolle Nachforschung nach Eurem Kinde zu beginnen; glaubt Ihr," setzte sie hinzu, indem sie auf Jems Aeußerung zurückkam, „daß die Geschichte des Mannes wahr sei — daß Euer Gatte —"

„Nein, nein!" unterbrach sie ungeduldig die unglückliche Mutter. „Ned liebte sein Kind, wie hart und grausam er auch gegen mich sein mochte. Für all den Reichthum Ihres Vaters hätte er seiner Meg kein Haar krümmen lassen."

„Aber das andere Kind — Mistreß Stanley's Tochter."

Mabel schauderte; sie besann sich auf die letzten Worte ihres Gatten in der Nacht, wo er sie verlassen hatte, um den Advocaten im Posthause zu treffen, als er zur Antwort auf ihre Bitte der kleinen Fremden nichts zu Leide zu thun, sagte, sie sei mehr Gold werth, als sie schwer wäre.

„Ich will nicht weiter in Euch dringen," fuhr Alice fort; „meine Absicht ist, Euch zu dienen, nicht Euch das Herz schwer zu machen. Ihr werdet auf Eurer Wanderschaft wohl auch nach London kommen."

„Das ist allerdings meine Absicht."

Die Tochter des Geizigen setzte sich an ein altes mit Schildkrot verziertes Pult, welches früher ihrer Mutter gehört hatte, und schrieb hastig einige Zeilen, welche sie sorgfältig siegelte und über-

schrieb. Sie waren an Mr. Thomas Brindsly, Goldschmied, Lombardstreet, in London wohnhaft, adressirt.

„Nehmt diesen Brief mit," sagte sie, indem sie ihn in Mabels Hände legte, „er wird Euch von Nutzen sein. Sagt Mr. Brindsly Euer Vorhaben und erzählt ihm Eure Geschichte. Er ist ein kluger Mann, der nicht blos Weltkenntniß, sondern auch Herzensgüte besitzt. Wenn Ihr jemals in große Bedrängniß gerathen solltet," setzte sie hinzu, „so könnt Ihr Euch immer wieder an ihn wenden. Lebt wohl und Gott stehe Euch bei in Eurem schweren Vorhaben."

Das Herz der dankbaren Mutter war zu voll und sie konnte nicht sprechen. Sie drückte die Hand des schönen Mädchens an ihre Lippen und benetzte sie mit ihren Thränen.

Als sie in das untere Zimmer herunter kamen, fanden sie Goliath und den krummbeinigen Jem emsig mit einer Kanne Bier und zwei großen Stücken Brod und Käse beschäftigt, welche Delikatessen der Postillon freigebigerweise hatte holen lassen. Der Knabe, welcher mit wilder Gier aß und trank, sah die beiden eintretenden Frauen mit durchaus nicht freundlichem Blicke an, denn er fürchtete, der Postillon werde sie auffordern, an dem Schmauße Theil zu nehmen. Er schnitt daher sofort ein großes Stück von dem Brode ab und wenigstens zwei Drittel von dem noch übrigen Theile des Käses, wickelte beides in eine alte Zeitung und schob es in die Tasche. Goliath wußte wohl, daß eine solche Gelegenheit, sich einmal satt zu essen, nicht so bald wiederkommen werde.

Mabel näherte sich dem Käfig, den Alice auf den Tisch gestellt und zirpte dem Vogel zu, der die Flügel öffnete und einen leisen klagenden Ton hören ließ, als ob er die bevorstehende Trennung ahnete.

„Fürchtet nichts," sagte Alice, „er soll gut versorgt werden."

„Leben Sie wohl, mein gutes, freundliches, schönes Fräulein," rief Mabel; „wenn ich Ihnen nicht danken kann, wie ich sollte, so liegt der Grund darin, daß es meiner Dankbarkeit an Worten fehlt, aber nicht meinem Herzen an Dankbarkeit. Der Segen einer unglücklichen Mutter ruhe auf Euch!"

Alice befahl dem Knaben zu bleiben und geleitete ihre Gäste selbst bis an die Thür, welche sie hinter ihnen sorgfältig verschloß und verriegelte, worauf sie schnell zurückeilte, denn sie hörte die

Stimmen ihres Vaters und Goliaths, die sich in der Küche mit einander zu streiten schienen.

Der alte Mann war unbemerkt die Treppe heruntergekommen und hatte seinen Laufburschen ertappt, als derselbe eben noch die Ueberreste des Brodes und des Käses verschlang. Was er noch in den Händen hatte, entriß ihm der alte Mann sofort, indem er zugleich schwur, daß die Verschwendung seiner Tochter ihn noch ruiniren müsse.

„Schäme Dich, Vater!“ rief das entrüstete Mädchen; „der Knabe hat es geschenkt bekommen.“

„Ja wohl!“ schrie Goliath.

„Geschenkt hätte er es bekommen!“ wiederholte der Geizhals; „gestohlen hat er es.“

„Wo denn?“ fragte der Knabe. „Hier im ganzen Hause giebt es weder Brod noch Käse. Das letzte Stück war in der Mausfalle und dies haben Sie an dem Tage, wo Sie sich unwohl fühlten, zu Mittag gegessen. Es hatte wenigstens vier Wochen darin gelegen.“

„Wer hat ihn denn so freigebig beschenkt?“ fragte der alte Mann immer noch wüthend.

„Der Mann, welcher Eure Lebensretterin begleitete,“ antwortete Alice. „Er sah, daß er hungrig war.“

„Er sah es!“ unterbrach sie der Knabe, indem er gleichzeitig seine breite Hand auf den Leib legte; „er hätte es auch hören können, wenn er gewollt hätte, denn mein Magen hat seit drei Tagen ununterbrochen geknurrt! Es ist hier schlechter als im Armenhause, denn dort bekam man doch etwas, wenn auch nichts Gutes.“

„Das ist der Wuchs, Goliath!“ sagte Mr. Arden, indem er ruhig das dem Knaben weggenommene Brod sammt dem Käse verzehrte; „es ist der Wuchs.“

„Ich wollte, ich wäre fertig mit Wachsen!“ rief der Knabe ärgerlich, als er Brod und Käse rasch verschwinden sah; „man hat keinen Nutzen davon.“

„Was, Vater!“ flüsterte Alice, „Du issest geschenktes Brod?“

„Geschenktes oder nicht geschenktes!“ murmelte der alte Mann, indem er das Zimmer verließ; „ich bin arm — blutarm — und Betteleute dürfen nicht stolz sein.“

Nicht sobald war er verschwunden, als seine Tochter von Kummer und Scham überwältigt, auf einen Stuhl niedersank und bit-

terlich zu weinen anfing. Der arme Goliath war eine Zeitlang da und beobachtete seine junge Herrin; er konnte sie nicht weinen sehen und fing am Ende in Gesellschaft an mit ihr zu heulen.

„Weinen Sie nicht, Miß Alice!“ sagte er, „weinen Sie nicht, wenn es auch darnach ist. Meister hat nicht Alles erschnappt, obgleich er wie ein Tiger darauf lossprang — da ist noch ein Bischen für Sie.“

Mit diesen Worten nahm er aus seiner Tasche den Theil des Brodes und Käses, den er in Papier gewickelt hatte und drang in sie, zu essen.

„Ich kann nicht, Goliath!“ schluchzte das arme Mädchen; „ich bin nicht hungrig.“

„Nicht hungrig!“ wiederholte der Knabe; „das ist unmöglich, Sie haben ja den ganzen Tag nichts gehabt. Alles und Jedes ist hungrig in diesem Hause. Wissen Sie, wie man es nennt? Hunger-Halle!“

„Beende Dein Mahl,“ sagte das junge Mädchen, indem sie sich erhob, um das Zimmer zu verlassen. „Ich werde in Zukunft sorgen, daß Du Deine gehörige Nahrung erhältst. Es wird ein furchtbarer Kampf werden!“ sagte sie bei sich selbst; „aber ich will fest bleiben, und ist denn das Geld nicht mein?“

„Schwere Zeiten!“ murmelte Goliath; „sehr schwere! sie hat das Ei vergessen — aber ich will sie jetzt nicht daran erinnern. Ich wünschte, Jemand drehte dem alten Mann den Hals um und heirathete seine Tochter! Sie heirathen?“ wiederholte er langsam, wie Einer, der auf den Gedanken kommt, er möchte in der Hitze des Augenblicks zu weit gegangen sein. „Ne, ich möchte doch nicht, daß Miß Alice Jemanden heirathete!“

Zwölftes Kapitel.

Er hat Alles, was ein Ehrenmann
Nicht haben soll, und was ein Ehrenmann
Besitzen soll, davon besitzt er nichts.

Shakespeare.

Ned Cantor fand bei seiner Ankunft in London leicht die Wohnung des Schreibers von Advocat Quirk auf und dieser nahm

ihn mit sich und behielt ihn bei sich, bis sein Principal wieder in die Stadt kam, was erst am dritten oder vierten Tage nach der Flucht aus der Halle geschah.

„Nun, Ned," sagte der alte Herr; indem er mit zufriedener Miene seine Hände rieb, als er seinen alten Bekannten in sein Zimmer eingeführt sah; „wie hat Snape Euch behandelt?"

„Ganz gut," erwiederte der Schurke; „er ist nur so ein höllischer Heuchler, betet vor jeder Mahlzeit und verlangt von mir, ich sollte mit ihm in ein Conventikel gehen; dann sprach er mit mir von der Sündlichkeit meiner Wege! Was sind denn seine? Das möchte ich gern wissen."

„Nun, nun, Ned," erwiederte Quirk, „wir haben Alle unsere kleinen Schwächen und so hat Snape auch die seinigen. Er meint, Alles soll ehrbar zugehen. Und es giebt doch der Expedition eines Sachwalters einen guten Anstrich, wenn der erste Schreiber jeden Sonntag in der Kirche zu sehen ist. Blos deshalb habe ich seinen Gehalt um fünfzig Pfund jährlich erhöht."

„Thaten Sie das wirklich?" fragte Ned, indem er staunend die Augen aufriß. „Nun, das hätte ich in meinem Leben nicht gedacht."

„Wohl möglich!" erwiederte der Advocat; „doch jetzt zu unsrem Geschäfte. Habt Ihr eine Spur von den verlornen Kindern finden können?"

„Nein," antwortete der Mann ärgerlich; „das hat mich eben gegen Mabel so aufgebracht; denn nur ihre Thorheit ist daran Schuld."

„Merke auf," sagte Quirk; „was ich Dir jetzt sage. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Kinder von Zigeunern oder andern Vagabunden weggenommen wurden, die das Land durchziehen. Ich werde Dir die Mittel geben, sie aufzusuchen. Und sobald Du sie gefunden..."

„So nehme ich sie unter meine Obhut!" rief Ned.

„Das wirst Du nicht thun!" entgegnete der Advocat. „Du wirst mir Nachricht schicken — hörst Du?"

„Ja," antwortete der Mann langsam.

„Und willst Du thun, was ich befehle?"

„Ja, das heißt, wenn Sie der kleinen Meg nichts Böses thun wollen. Sehen Sie, Mr. Quirk," fügte der Mann hinzu; „ich bin ein armer und wohl auch ein schlechter Mensch; aber Meg ist mein

eigen Fleisch und Blut — keine Ader von ihrer Mutter. Ich weiß, ich bin in Ihrer Gewalt... Sie können mich hängen lassen, wenn Sie wollen."

„Das kann ich freilich," erwiederte ruhig der alte Herr.

„Und das mögen Sie thun," fügte Ned mit einem Blick wilder Entschlossenheit hinzu, „ehe ich zugebe, daß meinem Kinde ein Haar gekrümmt werde."

Quirk blickte auf den Sprechenden mehrere Minuten schweigend, vielleicht war er erstaunt, so viel menschliches Gefühl in einem so tiefgesunkenen Wesen zu finden; vielleicht berechnete er auch — denn er liebte sonderbare Einfälle — wie lange Neds väterliches Gefühl einer müßigen Bestechung widerstehen werde; denn, gleich dem Dichter, war er längst schon zu der Ueberzeugung gekommen, daß jeder Mensch käuflich ist. Die am weltlichsten Gesinnten verkaufen ihr Gefühl zuerst, die Besten bewahren es, bis sie nichts weiter zu veräußern haben.

„Und was könnte es mir nützen," sagte er endlich lächelnd, „Deinem Kinde Schaden zu thun? Nein, Ned, nein, ich gehöre zu denen, die ihre Rechnung mit dem Himmel so rein erhalten, als es mit der Schwäche unserer Natur vereinbar ist, und nie auch nur eine zweideutige Handlung begehen, ehe sie die Versuchung sorgfältig erwogen haben."

Diesmal sprach der Mann des Gesetzes die Wahrheit — er sündigte nach mathematischen Principien.

Endlich kamen sie überein, daß Ned am folgenden Tage London verlassen, Quirk ihn mit den nöthigen Geldmitteln versehen und Ned in verschiedenen Verkleidungen das Land nach verschiedenen Richtungen hin durchstreifen, und in regelmäßigen Zwischenräumen dem Manne des Gesetzes Mittheilungen machen sollte.

Sobald die Angelegenheit zu Quirk's Zufriedenheit geordnet war, kehrte er noch in derselben Nacht in das Schloß zurück, um von Lady Briancourt die versprochene Erörterung, wie er es nannte, über die Heirath des Baronets mit ihrer Tochter zu haben.

In einer seiner Berechnungen wenigstens täuschte er sich — doch wir wollen dem Verlauf unserer Erzählung nicht vorgreifen.

Als Ned die Expedition des Mr. Quirk in Sergeants Inn verließ, begegnete er, wohl mehr erstaunt als erfreut, seinem frühern Gefährten auf so manchen schlechten Wegen — dem Schwarzen Will.

Der Bursche hatte sich, freilich in lächerlich übertriebener Weise, ganz modisch herausgeputzt. Er gab Cantor ein Zeichen, ihm zu folgen und verschwand dann in eines der engen Gäßchen, welche nach der Themse hinabführen.

„So," sagte er, sobald sie einen Ort erreicht hatten, wo sie der Beobachtung weniger ausgesetzt waren als in Fleet Street; „Du bist davon gekommen?"

„Wie Du siehst."

„Wie?" fragte Will neugierig.

„Ein Freund!" erwiederte Ned; „doch laß das! Wie finde ich Dich in London, ausstaffirt wie ein Lord?"

„London, liebster Junge," rief der Schwarze Will mit dünkelhaftem Wesen, „ist der einzige Ort für einen Mann von Talent! Auf dem Lande ging ich verloren, völlig unter! Ich bin aber froh, daß ich Dich gefunden habe — wir können wieder zusammen arbeiten. Ich brauche Jemanden, auf den ich mich wirklich verlassen kann. Ich habe," fuhr der junge Verbrecher fort (er war kaum achtzehn Jahr alt); ich habe die Bekanntschaft eines Goldschmieds-Gehülfen gemacht und — aber komm," fügte er hinzu, „mit trocknen Lippen läßt sich schlecht sprechen. Komm mit in ein Haus, wo wir über unsere Pläne berathen können. Ned," fuhr er fort, indem er den Anzug seines Freundes mit kritischer Miene ansah. „Du mußt Dich wirklich anders ausstaffiren. Ich kann mich mit einem Manne in einem Rocke gleich dem da, in den Straßen von London ja gar nicht sehen lassen. — Das würde mir Schande machen."

„Wirklich?" fragte sein früherer Helfershelfer höhnisch; „vielleicht ist mein Rock besser gefüttert als Deiner."

Mit diesen Worten zog er seinen Beutel mit den fünfzig Sovereigns heraus, welche Quirk ihm in der Nacht des Raubes und der Flucht aus der Halle gegeben hatte.

„Was denkst Du davon?" fragte er.

Der Schwarze Will lächelte verächtlich, öffnete sein Taschenbuch und zeigte dem erstaunten Ned Noten zum Betrag von wenigstens zweihundert Pfund.

„Wo hast Du das her?" flüsterte er.

„Wo mehr zu haben sind," erwiederte Will, „wenn Du mit mir gehen willst."

Die beiden Ehrenmänner schüttelten sich unter dem Tische die Hände und der Vertrag war so gut wie unterschrieben.

Einige Tage, nachdem Ned seinen ehemaligen Genossen getroffen hatte, erreichte Mabel matt und erschöpft London; das London, das für den Reichen Freude und Herrlichkeit die Fülle hat, für den Armen aber und den Fremden öde und traurig genug ist. Ihre erste Sorge war, Lombard Street zu erfragen, wo sie, als sie endlich den Laden des reichen Goldschmieds aufgefunden hatte, diesem den Brief übergab, den Miß Arden ihr gegeben. Zufällig war der Goldschmied selbst im Laden, da sein Gehülfe in Geschäften ausgegangen war.

„Was ist das, gutes Weib?" fragte er, ohne auf die Adresse zu sehen, weil er wahrscheinlich, nach dem Aeußern der Ueberbringerin es für einen Bettelbrief hielt.

„Ein Brief, Herr!"

„So scheint es; aber was ist damit?"

„Das junge Fräulein, das mir ihn gab, sagte mir vom Inhalte nichts. Ich kann mich nicht irren," fügte sie hinzu, „denn derselbe Name steht auch auf der Adresse."

Mr. Brindsly erbrach das Siegel, und las den Brief zweimal, als wollte er sich von der Wahrheit noch einmal überzeugen; dann ging er zu dem Zahltische und zählte vor der erstaunten Mabel zwanzig Sovereigns auf.

„Hier!" sagte er.

„Für mich, Sir?"

„Ja."

„Nein — das muß ein Irrthum sein!" erwiederte das Weib erschrocken; „all das Geld sollte für mich?"

„Für Euch!" wiederholte der Kaufmann, sorgsam erst die Gesichtszüge der Sprechenden, dann die Unterschrift des Briefes betrachtend; „wie kommt Ihr zu dem Briefe?"

„Miß Arden gab ihn mir, Sir."

„Und Euer Name ist?"

„Mabel Cantor, Sir."

„Dann ist das Geld für Euch. Ich finde Euer Erstaunen begreiflich," fügte der alte Herr lächelnd hinzu, „und bewundere Eure Ehrlichkeit! Ihr könnt nicht begreifen, wie die Tochter von Nicholas

Arden die Mittel besitzen sollte, Euch eine solche Summe zu schenken."

„Ja wohl, Herr."

„Das ist ein Geheimniß zwischen der jungen Dame und mir; aber Ihr scheint ermüdet, gutes Weib!" sagte der Goldschmied — „denn die Freude hatte Mabel fast überwältigt; tretet einen Augenblick in meine Ladenstube und sagt mir, wie ich Euch vielleicht nützlich sein kann."

Die arme Reisende that, wie ihr geheißen. Mit großer Demuth und Bescheidenheit erzählte sie, wie sie Mr. Ardens Leben gerettet habe; indem sie Ned's Antheil an der That so leicht als möglich machte; den Verlust ihres Kindes und ihren Entschluß, es wo möglich aufzufinden.

„Habt Ihr denn eine Spur?" fragte Mr. Brindsly, der sich für seinen Besuch zu interessiren anfing.

„Keine," antwortete Mabel seufzend, „außer dem Instinkt der Mutter."

„Ich fürchte, es ist eine vergebliche Hoffnung!" sagte er, „doch es ist immer eine."

Weitere Unterredung ward durch den Eintritt eines Fremden in den Laden unterbrochen. Der Goldschmied verließ die Schreibstube, um in der Abwesenheit seines Gehülfen selbst nach seinem Begehren zu fragen.

Mabel schrak auf, als sie die Stimme des Mannes hörte — denn sie erkannte sie sofort. Vorsichtig hinter den Gardinen vorschauend, sah sie den Schwarzen Will, ihres Mannes liederlichen Freund und Genossen. Er war gekleidet, wie ihn Ned bei seinem Zusammentreffen mit ihm gesehen und wünschte eine kleine Anzahl Silbergeschirre zu verkaufen, wahrscheinlich die Früchte seiner Dieberei. Mr. Brindsly kehrte sogleich zurück, um einige Gewichte zu holen, das Silber zu wägen.

Obgleich seine Abwesenheit nur Augenblicke dauerte, so genügte diese Zeit doch seinem Besucher für seinen eigentlichen Zweck; denn kaum hatte der Kaufmann seinen Rücken gewendet, so drückte er ein Stück Mastix in das Schlüsselloch eines großen eisernen Kastens, welcher dem Fenster der Schreibstube gerade gegenüberstand, zog es schnell wieder heraus und steckte es in seine Tasche. Wohl fiel es

dem Schurken nicht im Traume ein, daß die Frau seines alten Kameraden ihn währenddessen beobachtete.

Als er den Preis des Silbers empfangen hatte, verließ der Schwarze Will mit nachlässiger Haltung den Laden und der Goldschmied kehrte zu Mabel zurück, deren bleiches, verstörtes Gesicht ihm sogleich auffiel.

„Ihr seid krank, liebe Frau,“ rief er, „recht krank! Ich will....“

„Es ist schon vorüber, Sir!“ unterbrach ihn Mabel. „Ihr seid so gütig gegen mich gewesen, und der Himmel läßt nie eine gute Handlung unbelohnt.‘

Der alte Herr blickte sie verwundert an, als verstände er sie nicht.

„Haben Sie den Mann angesehen, der Sie so eben verließ?“ fuhr sie fort.

„Ja wohl. Was ist mit ihm?“

„Er war der Genosse meines Mannes in der Nacht, als sie Mr. Arden zu berauben gedachten.“

„Ihr irrt Euch wohl — seine Kleidung, sein Aeußeres!“

„Ich irre mich nicht! Ich kann mich nicht irren!“ erwiederte die Frau; „er hat mich zu elend gemacht. Sein böser Rath, sein böses Beispiel haben meinen Mann zunächst verdorben, der von Natur nicht bösartig war. Während Sie in der Schreibstube waren, sah ich, wie er etwas in das Schloß der großen eisernen Thüre steckte, dort uns gegenüber. Ich kann nicht sagen, was es war und er zog es schnell wieder heraus und verbarg es in seine Tasche.“

Mr. Brindsly bekam aber sofort eine ziemlich deutliche Idee dessen, was es gewesen war; denn, ohne ein Wort zu sprechen, verließ er die Schreibstube und untersuchte sorgfältig das Schloß seiner Geldkisten, in welche er gewöhnlich jede Nacht den werthvollsten Theil seiner Waaren zu verschließen pflegte. An der scharfen Ecke des äußern Schlüssellochs entdeckte er ein Stückchen Wachs. Es war klar, daß man einen Abdruck genommen hatte, um einen Nachschlüssel zu machen.

„Wozu soll der Schlüssel nützen,“ fragte er sich natürlich selbst, „wenn nicht Jemand im Hause ist, der die Ladenthüre aufmachen kann?“

Dies führte ihn zu weiterem Nachdenken; da er aber eben so

klug als wohlmeinend war, kam er bald zu einem Schlusse, der von der Wahrheit nicht allzu weit entfernt war.

„Liebe Frau,“ sagte er, „Ihr habt mir einen wichtigern Dienst geleistet, als Ihr vielleicht denkt; und es ziemt sich daher, daß ich Euch meine Dankbarkeit durch etwas Besseres als durch bloße Worte zu erkennen gebe. Wo denkt Ihr Euch aufzuhalten, so lange Ihr in London bleibt?“

„Das kann ich nicht sagen,“ erwiederte Mabel, „ich bin hier fremd.“

„In diesem Falle,“ fuhr der Goldschmied fort, „bleibt bei mir; aber sagt kein Wort von dem, was vorgefallen ist, zu meiner Haushälterin. Ich bezweifle ihre Ehrlichkeit nicht,“ fügte er hinzu, „wohl aber ihre Verschwiegenheit. Sie ist alt und geschwätzig. Versteht Ihr mich?“

„Vollkommen, Sir,“ antwortete sein Gast dankbar; „ich kann nicht sagen, was der Schwarze Will beabsichtigt, aber Gutes gewiß nicht, davon bin ich überzeugt.“

Der alte Herr zog die Klingel zweimal und in einigen Augenblicken erschien die Haushälterin, eine sehr geschwätzige alte Frau, die mehr als dreißig Jahr in seinen Diensten war.

„Susanna,“ sagte ihr Herr, „Du wirst für diese Frau ein Schlafzimmer für einige Tage herrichten. Sie hat mir einen Brief von meiner Nichte, Alice Arden, gebracht.“

„Ich wünschte, Miß Alice wäre selbst gekommen!“ erwiederte die Dienerin. „Das arme Fräulein! Sie mag doch ein abscheuliches Leben bei ihrem Vater führen!“

„Still, Susanna!“ rief der alte Herr unwillig; „vergiß nicht, daß Mr. Arden ihr Vater ist.“

Mit jenem halb vertrauten, halb unterwürfigen Wesen, zu welchem alte Diener sich bevorrechtet glauben, entfernte sich die Haushälterin aus der Schreibstube, und Mabel folgte ihr, sich nach Ruhe sehnend.

Drei Nächte später wurden der Schwarze Will, Ned Cantor und des Goldschmieds Gehülfe durch Polizeibeamte bei dem Versuch ertappt, den Laden von des Letztern Meister zu berauben und nach Newgate abgeliefert. Wäre der Diebstahl vollendet gewesen, so hätte sie nichts vom Galgen retten können; jetzt wurden sie zu

Mabels Entsetzen und Kummer zu vierzehnjähriger Transportation verurtheilt. Und dieser Umstand verzögerte um mehrere Monate die Nachforschung der Mutter nach ihrem verlorenen Kinde.

Dreizehntes Kapitel.

Ihr seid ein Vagabond und kein wahrer Wanderer. Ihr seid unverschämter gegen Herren und ehrenwerthe Männer, als das Wappenschild, Eure Geburt und Eure Tugenden Euch das Anrecht geben.

Shakspeare.

Am Morgen nach Quirks Ankunft in der Halle erbat er sich eine Unterredung mit Lady Briancourt, welche ihm sofort gewährt wurde. Was hier vorfiel, war nur ihnen bekannt — aber sie muß sehr stürmisch gewesen sein; denn des Advocaten Antlitz war außerordentlich bleich, als er in die Bibliothek herabkam, wo Sir Charles angstvoll auf sein Erscheinen wartete.

„Nun,“ sagte der Baronet, „haben Sie meiner Mutter meine Verheirathung angezeigt?

„Ja wohl.“

„Und wie nahm sie es auf?“

„Wie die meisten Frauen, welche stolz und leidenschaftlich sind,“ antwortete der Gesetzkundige, „wenn sie eine ihnen unangenehme Nachricht vernehmen. Sie tobte, raste und schwor, sie wolle Sie nie mehr sehen oder Sie als Sohn erkennen.“

„Sie haben mich zu Grunde gerichtet!“ rief sein Client aus.

„Ach!“ erwiederte der alte Mann lächelnd; „ich verfahre niemals ohne gute Gründe, und die Gnädige hätte schwer zu überzeugen sein müssen, wenn sie auf die meinigen nicht endlich gehört hätte. Ich appellirte natürlich an ihr mütterliches Gefühl — schilderte Ihre Leidenschaft für meiner Tochter, deren Schönheit, Talent und Tugenden — selbst ohne das Vermögen, das sie nach meinem Tode einmal erben wird — ihre Erhebung wohl rechtfertigen; aber was sie vor Allem zur Verzeihung geneigt machte, wär die Existenz eines Enkels, des Erben ihres stolzen Namens. Sie sehnt sich ordentlich, ihn in ihre Arme zu schließen.“

„Wirklich?“ fragte der Baronet ungläubig.

„Sie tadelte mich fast, ihr seine Geburt so lange verborgen zu haben.“

„Quirk! Quirk!“

„Und zum Beweis ihrer mütterlichen Freude über Ihr Glück,“ schloß der listige Gesetzmann, „willigt Ihre Mutter sofort ein, Ihnen die Einkünfte von Broadlands abzutreten und sich mit ihrem Witwengehalt von den Gütern zu begnügen.“

„Sie müssen mit dem Teufel im Bunde stehen,“ rief Sir Charles erstaunt aus, „daß Sie meine Mutter dazu vermocht haben! Sie hat ihren Scherz mit Ihnen getrieben,“ fuhr er fort, „und Sie, mit all Ihrem Scharfsinn, sind es nicht gewahr geworden.“

„Lady Briancourt scherzt nicht!“ bemerkte der Anwalt ernst; „in der That, sie ist nicht eben zum Scherze geneigt.“

„Ich sage Ihnen, Sie haben mich zu Grunde gerichtet!“ rief der Schwiegersohn von Neuem.

„Nun, ein solches Zugrunderichten läßt sich schon ertragen!“ meinte Mr. Quirk; „da es Ihnen 12,000 Pfd. Einkünfte bringt. Liebster Charles,“ fügte er hinzu, zum ersten Male diesen vertraulichen Ausdruck gebrauchend; „liebster Charles, die Sachen stehen in der That so, wie ich sagte. Sie werden zuvörderst Ihre Frau Mutter sehen und dann nach London reisen.“

„Nach London? Weshalb?“

„Um Ihre Gemahlin, Lady Briancourt, und Ihren Sohn in das Schloß Ihrer Väter einzuführen!“ erwiederte der alte Mann mit triumphirenden Blicken. „Die Anerkennung kann und darf nicht länger verzögert werden. Ihre Mutter ist zufrieden gestellt, ich bin es — warum sollten Sie es nicht ebenfalls.“

Ein leises Klopfen ließ sich an der Thür des Bibliothekzimmers vernehmen. Es war Miß Tubby mit einer Botschaft von ihrer Herrin, welche sofort Sir Charles zu sich in ihr Zimmer rufen ließ.

„Da hören Sie es!“ flüsterte der Anwalt mit einem Lächeln auf seinen dünnen, höhnischen Lippen.

„Was macht meine Mutter?“ fragte der Baronet.

„Sie ist sterbenskrank,“ antwortete die Zofe wüthend. „Jener Elende,“ auf Quirk deutend, „hat sie umgebracht.“

Sir Charles wartete nicht, noch mehr zu hören, sondern stürzte aus dem Zimmer, um zu seiner Mutter zu eilen. Miß Tubby

wollte ihm folgen, als Quirk sie bei der Hand ergriff und von der Thür wegzog.

„Was wollen Sie?“ rief das Weib zornig, indem sie sich zu befreien suchte; „wollen Sie mich morden?“

„Ich thue so Etwas nie! Ich bin zu klug, Sarah!“ antwortete der alte Mann; „denn Mord ist ein Verbrechen, welches das Gesetz weislich mit Tod — mit Hängen — bestraft! Sahst Du jemals Jemanden hinrichten?“

„Nie!“ schrie die Zofe fast entsetzt auf; „nie!“

„Das nächste Mal, wenn so Etwas in Chelmsford stattfindet,“ fuhr der Anwalt fort, „würde ich Dir doch rathen, hinzugehen — es könnte gute Folgen haben. Da ist zuerst das Schaffott vor dem Gefängniß aufgeschlagen — dann das Meer von Köpfen — Tausende von Gesichtern sind gegen den Verbrecher gewendet, der unter dem Galgen steht, während der Henker das Seil befestigt. Es muß ein unheimliches Gefühl sein, Sarah — der erste Griff von des Henkers Hand an den nackten Hals — besonders für ein Weib. Wie die Nerven zittern müssen! Dann wird die Mütze über die Augen gezogen — der Bolzen weggerissen und der Unglückliche schwingt wie eine Vogelscheuche im Winde!“

„Um Gottes willen, wie können Sie mich so erschrecken? Lassen Sie mich gehen! Wollen Sie? Lassen Sie mich gehen, sage ich!“

„Geh!“ sagte Quirk sie loslassend. „Ich halte Dich nicht! Warum auch, wenn ich Dich stets zu finden weiß? Aber inskünftige, Miß Tubby, würde etwas mehr Respect gegen Deines Herrn Schwiegervater nothwendig sein!“

„Ja, Herr!“ antwortete das Weib demüthig.

„Jetzt kannst Du gehen!“ sagte der Mann; „aber zwinge mich nicht, die Lektion zu wiederholen!“

„Ich will nicht!“ hauchte die Zofe, als sie mehr taumelnd als gehend das Zimmer verließ. Ihr Quäler blickte ihr mit einem ruhigen Lächeln nach; denn er war vollkommen überzeugt, daß sie von jetzt an so fügsam und achtungsvoll sein würde, wie er es nur wünschen könne.

„Bah!“ sagte er mit verächtlicher Miene; „das wäre nicht übel, wenn ich, nachdem ich die Löwin gezähmt, mich von diesem Schakal verhöhnen lassen sollte!“

Mit diesen Worten setzte er sich an den Tisch und schrieb einen

langen Brief an seine Tochter, worin er sie von dem éclaircissement, welches stattgefunden habe, unterrichtete. Zum ersten Male redete er sie als Lady Briancourt an — und das ehrgeizige, zusammengetrocknete Ding, das er sein Herz nannte, schlug höher bei dem Gedanken an den Sieg, den er davon getragen.

Als Sir Charles das Zimmer der Lady Briancourt betrat, fand er sie, wider seine Erwartungen, ruhig und ernst. Wohl zitterten ihre Lippen, als sie ihn anredete, aber weder Leidenschaft noch Vorwurf lag in ihren Worten, die sie sprach; nur der Blick ihres dunkeln Auges allein verrieth von Zeit zu Zeit den inneren Kampf mit ihrem Gefühle.

„Mutter, theure Mutter!" rief er aus; „vergiebst Du mir wirklich?"

„Ja."

Der Blick der Verachtung und des inneren Hasses, welcher das Wort begleitete und der Versicherung widersprach, wurde vom Baronet nicht bemerkt. Er küßte eben heuchlerisch ihre willenlose Hand.

„Diese Freude! mein Dank," murmelte er — „meine Hingebung für das ganze Leben..."

„Keine Worte!" unterbrach ihn die Mutter in demselben leidenschaftlosen Tone; „ich kenne ihren Werth! Es wäre besser, sofort Deine Verheirathung und die Geburt Deines Sohnes, des Erben Deines Namens, bekannt zu machen. Natürlich," fügte sie hinzu, „sein gewandter Großvater wird die nöthige Sorgfalt gehabt haben, damit kein Zweifel erhoben werden kann, weder über die Gültigkeit der Ehe seiner Tochter, noch über die Legitimität des Knaben!"

„Gewiß, Mutter, gewiß!"

„Das ist gut — sehr gut!" fuhr sie fort; „ist das geschehen, so wirst Du Deine Gemahlin, die neue Lady Briancourt nach dem Schlosse bringen und sie bei Deinen Freunden und den Familien der Grafschaft einführen. Doch Du brauchst keinen Rath von mir, Charles; Dein Schwiegervater wird Dich schon unterrichten — bringe sie sofort hierher!"

Besorgt, daß sie nicht länger im Stande wäre, ihre wirklichen Gefühle zu beherrschen, winkte sie ihrem Sohne, das Zimmer zu verlassen; und der Baronet, im Bewußtsein seiner Unwürdigkeit, eilte ihr zu gehorchen.

„Es muß etwas mit Clara's Manne gewesen sein," dachte er

bei sich selbst, als er das Zimmer verließ; „nichts Geringeres, hätte Quirk eine solche Herrschaft über sie geben können!“

Wohl war der Anwalt von der Lady gebraucht worden, um George Stanley unter dem Versprechen einer Anstellung in einer entfernten Colonie, das aber natürlich nie erfüllt wurde, aus England hinwegzulocken; doch war es nicht das, was ihm den Einfluß auf sie gab.

Zur großen Verwunderung Aller, welche die Familie kannten, erschien die Ankündigung, daß Sir Charles Briancourt bereits seit fünf Jahren vermählt sei, nicht allein in den Londoner, sondern auch in den Provinzialzeitungen, begleitet von einem Certifikat, welches die Geburt eines Sohnes und Erben bescheinigte, der in der heiligen Taufe nach seinem Großvater, dem berühmten Rechtsanwalt Phineas Quirk, Phineas genannt worden sei.

Was man auch darüber sagen mochte, ein Tadel gegen die Lady konnte nicht erhoben werden, denn die Vermählungsfeierlichkeit war kraft einer Speciallicenz vollzogen worden und das Datum der Verheirathung sowohl, als der Geburt des Kindes mußten dem ärgsten Zweifler genügen.

Zwei Tage, nachdem diese zwiefachen Ereignisse bekannt gemacht worden waren, reiste der Baronet und sein Schwiegervater nach London ab, um die Gemahlin und das Kind des Ersteren nach ihrer künftigen Heimath zu bringen.

Aus dem Fenster des Wohnzimmers von Lady Briancourt sah Sarah Tubby und ihre Herrin der Abreise zu, welche augenscheinlich für Beide eine große Erleichterung war.

„Gott sei Dank, sie sind fort!“ bemerkte die Zofe. „Dieser entsetzliche Advokat — er hat mich fast um meinen Verstand gebracht! Wäre ich an ihrer Stelle Milady,“ fügte sie hinzu, ich wollte lieber Alles bekannt werden lassen, als die Sclavin eines solchen Mannes sein.“

„Ich werde nie die Sclavin irgend eines Menschen sein!“ war die ruhige Antwort.

„Und Broadlands aufgeben und alle Familiendiamanten!“ fuhr das Weib fort. „Daß ich leben soll, um Quirks Tochter, die Briancourts-Juwelen tragen zu sehen!“

„Sie wird sie nie tragen!“ antwortete die Gebieterin leidenschaftlich. „Ich wundere mich, Sarah, daß auch Du Dich hast täu-

schen lassen! Du wenigstens solltest mich besser kennen. Der Streich, den ich führe, wird gefühlt, nicht gesehen werden! Schicke Barnes zu mir."

Mit bestürzter Miene verließ die Vertraute das Zimmer, um den Haushofmeister herbeizurufen, überzeugt, daß ihre Gebieterin irgend einen verzweifelten Entschluß gefaßt habe — denn Lady Briancourt vermied, so viel als möglich, jeden Verkehr mit dem alten Manne, den sie eben so zu fürchten als zu hassen schien.

„Ich bin bestraft!" murmelte die Mutter der unglücklichen Clara. „Meine Sünde sucht mich heim! Bisher habe ich gesündigt durch Stolz — hinfort soll mein Leben der Buße gewidmet sein! Broadlands, mein väterliches Erbe — das ist ihr Ziel; aber ich will die Habgier des unnatürlichen Elenden, der sich meinen Sohn nennt, und den Schurken der ihn mit Rath unterstützt, täuschen! Lebend oder todt, besitze ich die Macht, ihre Goldgier zu vereiteln! Aber," fügte sie mit einem Seufzer bittern Seelenschmerzes hinzu, „zu welchem Preise!"

Die Thüre ihres Cabinets öffnete sich und der vertraute Diener ihres verstorbenen Gemahls trat ein, ruhig und besonnen wie gewöhnlich.

„So, Barnes," rief die Lady, sobald er die Thür wieder geschlossen hatte, „Sie haben die Nachricht gehört?"

Der Alte nickte, um anzuzeigen, daß er sie wisse.

„Ihr Argwohn hat sich bestätigt!" fuhr die Sprecherin fort. „Der unglückliche Brief, den Sie so lange und so hartnäckig sich weigerten, mir auszuliefern, ist in die Hände dieses Schurken Quirk gefallen."

„Ich wußte es!" antwortete der Haushofmeister, ohne die geringste Bewegung zu verrathen; „und der Narr denkt, er hat Sie in seiner Gewalt?"

Eine tiefe Röthe des Zornes und der Scham übergoß die Wangen der Lady Briancourt, als sie diese Frage bejahte.

„Ich durchschaue Alles," fuhr Barnes lächelnd fort; „daher das Geständniß der Vermählung Ihres Sohnes mit seiner Tochter. Nun, die Strafe ist gerecht."

„Gerecht!" rief die Baronin in leidenschaftlichem Tone. „Gerecht! Sie sagen mir das? Sie, obgleich Sie wissen, wie tief ich

beleidigt bin — getroffen an der Stelle, wo des Weibes Ehre am verwundbarsten ist!"

„Getroffen," wiederholte der alte Mann, „und gerächt!"

„Jawohl," sagte seine Gebieterin, indem sie auf ihren Sitz zurücksank und ihr Gesicht in ihre Hände barg; „furchtbar, aber gerächt."

„Und was gedenken Sie zu thun?" sagte er.

„Dieses Schloß verlassen!" antwortete Lady Briancourt in entschlossenem Tone. „Sie wollen Broadlands nehmen! Mein Sohn, — für den ich gesündigt — und sein durchtriebener Schwiegervater wollen mir mein Erbe rauben und mir nur mein Witthum lassen! Sie kennen dessen Werth."

„Und wenn Sie fort sind?" fragte Mr. Barnes weiter.

Lady Briancourt näherte sich ihm und flüsterte einige Worte in sein Ohr. Die Wirkung war blitzähnlich — denn das bisher unbewegliche Gesicht des Haushofmeisters belebte sich plötzlich mit einem Ausdruck der Theilnahme und der Achtung.

„Recht!" sagte er; „und ich will Ihnen helfen."

„Und mich begleiten?" fragte seine Gebieterin.

„Nein, aber Ihnen folgen, gnädige Frau," entgegnete ehrfurchtsvoll der alte Mann. „Ihre Abreise darf keinen Augenblick verzögert werden. Die Familiendiamanten können Sie mit sich nehmen; das Silbergeschirr, das Ihnen lebenslang gehört, werde ich in Obacht nehmen. Sie können meinen Anordnungen vertrauen."

Noch denselben Abend brach Lady Briancourt, zum Erstaunen der ganzen Dienerschaft, begleitet von Sarah Tubby und Mr. Barnes, in einem vierspännigen Wagen nach London auf. Der Letztere jedoch konnte seine Gebieterin nur eine Strecke Wegs begleitet haben, denn er kehrte in früher Stunde am folgenden Morgen nach dem Schlosse zurück.

Endlich erschien der Tag, wo Sir Charles Briancourt mit seiner Gemahlin und seinem Sohne aus London zurück erwartet wurde. Die Pächter und Gutsangehörigen waren von dem Oekonomieinspector aufgefordert worden, ihren Herrn zu begrüßen und zu gratuliren. Bei seiner Ankunft wurde ein Freudenfeuer auf Lexden Heath aufgeschichtet und ein ganzer Ochse im Parke gebraten; aber die Sache ging ziemlich kalt vorüber. Der Baronet war bei seinen Pächtern nie sehr beliebt gewesen und die Erinnerung an

seine Behandlung der unglücklichen Clara war noch ganz neu im Gedächtniß. In der menschlichen Natur liegt ein natürlicher Sinn der Gerechtigkeit, welchen Grausamkeit und Herzlosigkeit empört. Der Wagen fuhr vor dem Haupteingang des Schlosses vor, wo Barnes, Mrs. Brandon und die Dienerschaft des Hauses versammelt waren, um die neue Gebieterin zu begrüßen, welche verlegen über ihren neuen Stand erschien.

„Wo ist meine Mutter?" fragte der Baronet, indem er beim Aussteigen ängstlich umherblickte.

Der Haushofmeister legte einen Brief in seine Hand, während er einen spöttischen Blick auf Mr. Quirk warf, der mit triumphirendem Lächeln seinen Enkel den Pächtern gezeigt hatte, als sie durch den Park fuhren.

„Hier ist Etwas, das Ihre Fröhlichkeit mindern wird!" rief der Baronet, indem er den eben empfangenen Brief in seine Hände legte. „Ich sagte Ihnen, Sie hätten mich ins Verderben gestürzt."

Der Brief der Mutter enthielt Folgendes:

„Charles — Du hast mich betrogen und Dich selbst entwürdigt durch die Verbindung mit der Tochter jenes alten Schuftes Quirk. Broadlands wird niemals Dir oder Deinem Sohne gehören und meine Wittwensteuer von der Herrschaft Briancourt werde ich bis zum letzten Pfennig verlangen. Die Familienjuwelen sind in meinem Besitz und zur Wegschaffung des Silbergeschirrs habe ich meine Befehle gegeben. Lebe wohl — es liegt nicht in meiner Absicht, Dich jemals wiederzusehen. Nachforschungen werden vergeblich sein — meine Maßregeln sind zu gut getroffen, als daß Du meinen Aufenthalt entdecken könntest. Deine tief beleidigte Mutter

Clara Briancourt."

„Bah!" rief der Advokat mit einem höhnischen Lächeln; „ich werde sie binnen drei Tagen auffinden!"

Er irrte sich — Jahre vergingen, ohne daß er im Stande gewesen wäre, die geringste Spur von dem Aufenthalte der Lady Briancourt aufzufinden. Diese hielt übrigens ihr Wort. Ihre Bankiers in London nahmen die Einkünfte von Broadlands unter Vorzeigung einer Generalvollmacht in Empfang, sowie ihr Wittwengehalt von den Gütern ihres verstorbenen Gemahls und keine Verlockung von Seiten Quirks oder seines Schwiegersohns war im Stande, von ihnen den geheimen Aufenthalt der Lady zu erfahren.

Die Folge war, daß Sir Charles ein ärmerer Mann blieb als je; seine Gemahlin wurde von ihm wegen der Niedrigkeit ihrer Geburt und weil sie ihm durch die Ränke ihres Vaters aufgezwungen worden war, vernachlässigt und verachtet und war daher elend und unzufrieden und ihr hoher Rang nur eine größere Last. Die Familien in der Grafschaft zeigten so wenig Neigung, sie bei sich zu sehen, daß sie nur bei sehr seltenen Gelegenheiten öffentlich erscheinen konnten und selbst dann ließ sich ihr Gemahl selten herab, sie zu begleiten.

Die Folge einer so wenig passenden Ehe war, daß der Baronet, der seinen Sitz im Parlamente verloren, nach zwei Jahren der Demüthigung und stillen Grolls beschloß, eine Reise nach dem Festland zu unternehmen. Zum großen Mißvergnügen Quirks brachte er diesen Entschluß zur Ausführung, nachdem er seine Gemahlin mit ihrem Sohne und dessen Erzieher — den ehrwürdigen Ebenezer Sneak — in ein kleines Jagdhaus gebracht hatte, welches er an den Grenzen von Windsor Forst besaß.

Die Herrschaft Briancourt wurde zur großen Zufriedenheit des benachbarten Adels, bei dem allgemein die sanfte und verfolgte Clara in gutem Andenken stand, auf 7 Jahre verpachtet. Der herzlose Bruder fand überall nur kalten Empfang und wurde durch die Verachtung bestraft, mit welcher auch die feinere Gesellschaft zuweilen Verbrechen züchtigt, welche außer dem Bereich des Gesetzes liegen.

Eines Abends, kurz nach ihrer Ankunft in dem Jagdhause, wandelten Master Phineas und sein Lehrer in das Dorf, welches in der Nähe des Jagdhauses lag, als ihre Aufmerksamkeit von einem hochgewachsenen Mann angeregt wurde, dessen halbanständiges, halb vernachlässigtes Aeußere einen herumziehenden Schauspieler ankündigte. Er hielt eben an die in großer Masse um ihn versammelten Bauern eine Anrede, worin er die Verdienste von zwei schönen Kindern — Mädchen — dem Anschein nach Zwillinge — und sicher nicht über 6 Jahr alt, hervorhob, welche in bunten, theatralischen Kleidern an seiner Seite standen.

Die kleinen Tänzerinnen waren beide dunkelgebräunt und von interessantem Ansehen. Es bestand eine Aehnlichkeit zwischen ihnen, die vielleicht mehr in allgemeinen Zügen, als in wirklicher Aehn-

lichkeit bestand; wenigstens war der Ausdruck ihres Gesichts vollkommen verschieden.

Die Eine sah mit kühnem offenen Blicke auf die umstehende gaffende Menge, während die andere größere Schüchternheit zeigte. Diese Eigenthümlichkeit hatte wohl auch ihren würdigen Vater und Lehrer vermocht, sie Maybeam und Violet (Maiblume und Veilchen) zu nennen. Gewiß konnten keine passenderen Namen für sie gefunden werden: die erste war muthig und keck und blickte der Welt kühn ins Gesicht, wie etwas, das sie kannte und verachtete; die andere suchte gleich ihrer bescheidenen Namensschwester den Blick der rohen Menge zu vermeiden und schien nur in Verborgenheit glücklich.

„Ich habe die Ehre, diesem erleuchteten und scharfsinnigen Publikum die Zwillings-Phänomene, Fräulein Maybeam und ihre Schwester, Fräulein Violet, die ersten Tänzerinnen der Welt von der großen Oper in Paris vorzustellen," ließ sich der Seiltänzer mit jener Fülle der Beredtsamkeit vernehmen, welche seinem Stande eigenthümlich ist. „Viele werden ohne Zweifel staunen, daß solche Wunder von Talent auf diese Weise ihren Ruf zu begründen suchen; doch das Genie ist über Vorurtheile erhaben! Thespis spielte auf einem Karren — Kean in einer Scheune — Homer sang seine Iliade in den Straßen — und ich, Alexander Georgium Sidus Mont Athos" — hier machte der wandernde Künstler eine tiefe Verbeugung, um sich selbst seinem Publikum vorzustellen — „ziehe die freie Luft der Straßen der erdrückenden Atmosphäre des Schauspielhauses vor. Wir stellen keine Preise, sondern vertrauen der Großmuth eines kunstsinnigen Publikums."

„O bleiben wir hier und sehen die Seiltänzer!" rief Master Phineas seinem Erzieher zu; das ist so unterhaltend!"

„Nicht jetzt Liebster," antwortete der ehrwürdige Herr; „Mamma wartet auf uns."

„Sie mag warten!" erwiederte der verzogene Knabe verdrüßlich. Ich will bleiben und Sie sehen. Wollen Sie nicht bleiben, so können Sie nach Hause gehen! Großvater bezahlt sie," fügte das Kind verächtlich hinzu; „um mich zu unterrichten, aber nicht mir Gesetze vorzuschreiben. Also, wenn Sie nicht bleiben wollen, so können Sie gehen!"

Der Ehrwürdige sah aus, als hätte er gern den Knaben geohrfeigt, wagte es aber nicht.

„Nun, mein Lieber," sagte er; „wenn Du es besonders wünschest..."

„Ja wohl, ich werde bleiben!" war die ungezogene Antwort.

Während dessen hatte der Vater der Zwillingswunder, wie er sie aufführte, eine Stockfiedel aus seiner geräumigen Tasche gezogen und begann eine Melodie zu spielen, nach welcher die beiden Kinder mit vieler natürlicher Grazie tanzten. Die ungebildeten Landleute, welche mit ihren Kindern sich um sie versammelt hatten, zollten reichen Beifall und belohnten sie nach Beendigung des Tanzes mit einer Menge Kupfermünze. Violet war an der Reihe, die Gaben einzusammeln. Als sie sich dem Orte näherte, wo der Geistliche mit seinem Zögling stand, schlug der Letztere aus angeborner Bosheit die kleine Hand, die sie nach ihm ausstreckte, heftig mit seinem Stocke. Das Kind stieß einen Schmerzensschrei aus und ließ den kleinen Sack mit den Gaben fallen. Kaum bemerkte Maybeam die ihrer Schwester angethane Beleidigung, als sie zur Hülfe herbeieilte, dem kleinen Tyrannen den Stock aus den Händen wand und unter dem Beifalljauchzen der versammelten Menge ihn damit schlug.

Unglücklicherweise für den herumziehenden Künstler sah der Büttel dieses mit an. Gleich der Mehrzahl seiner Berufsgenossen verband er mit einer großartigen Idee von der Wichtigkeit seines Amtes eine tiefe Verachtung für die Armuth in jeder Form und eine ebenso tiefe Ehrfurcht für die Reichen und Großen.

„Ei Du kleine Schlange!" rief er, Maybeam heftig beim Arm fassend, „wagt ein so kleiner Schlingel wie Du den Sohn eines wirklichen Barons zu schlagen! Was soll aus der Welt noch werden!"

„Er schlug meine Schwester!" sagte das Kind stolz.

„Und wenn er es that," antwortete der aufgeblasene Beamte, „so hätte sie auf ein solches Zeichen der Herablassung stolz sein sollen. Der gute junge Herr! Sind Sie schwer verletzt?" fragte er zu Master Phineas gewendet.

„Ja wohl!" schluchzte der boshafte Junge; „steckt sie ins Loch!"

„Das will ich!" sagte der Büttel, indem er das Mädchen fortzuschleppen suchte.

„Gemeiner Lümmel!" rief Alexander Georgium Sidus Mont Athos; „willst Du einen liebenden Vater seines Kindes berauben?"

„Was schwätzt der tolle Rumläufer vom Rauben?" rief der Dorfbeamte, den hochtrabenden Styl des herumziehenden Künstlers nicht begreifend.

„Ich sprach hyperbolisch."

„Diabolisch, willst Du sagen, Du dummer Kerl!" sagte der Mann der Autorität ihm ins Wort fallend; „ich müßte nicht 30 Jahre Büttel gewesen sein, wenn ich nicht wissen wollte, mit solchen Leuten, wie Ihr seid, umzugehen. Fort mit Euch!"

Ohne weitere Umstände ergriff der Sprecher den Seiltänzer beim Kragen und ohne auf seine Betheuerungen und Protestationen, daß er im Schutz Sr. Majestät und der ganzen königlichen Familie stände, zu hören, erklärte er seine Absicht, ihn in den Stock zu legen. Der Bursche war, wie die Meisten seines Gewerbes, froh, eine Gelegenheit zu haben, seine kurzgemessene Autorität zu zeigen; vielleicht mochte er wohl auch fühlen, daß es unklug wäre, das Mädchen für die Vertheidigung ihrer Schwester zu strafen — denn schon hatten mehrere Dorfbewohner ihm zugerufen, er solle sie gehen lassen, der Junge habe die kleine Tänzerin zuerst geschlagen.

Trotz seines Widerstandes wurde der Seiltänzer von dem Orte weggeschleppt, wo er noch vor Kurzem die Menge haranguirt hatte, die ihm nun folgte, erfreut von dem Gedanken, den Spaß mit anzusehen.

Die erschreckten und weinenden Kinder gingen langsam in kurzer Entfernung nach.

„Kommen Sie mit, wir wollen den Witz mit ansehen!" sagte Master Phineas zu seinem Lehrer, denn er fühlte ein inniges Vergnügen beim Anblick des Schmerzes irgend eines seiner Mitgeschöpfe.

„Muth!" flüsterte Maybeam ihrer Schwester zu, als sie in geringer Entfernung von dem Orte standen, wo ihr zärtlicher Vater in den Stock gelegt wurde; der Vater achtet es nicht! Es dauert auch nicht lange, kaum eine Stunde!"

„Er wird uns schlagen!" erwiederte Violet mit einem Schauder.

„Dich nicht," sagte das kleine Mädchen, den Arm um die Schwester schlingend; „ich nehme es für uns Beide! Vielleicht bringt man ihn auch ins Gefängniß."

„Und was soll dann aus uns werden," schluchzte Violet.

„Ich werde für Dich sorgen, Liebe!" erwiederte ein Weib, welches während der letzten Stunde sie aufmerksam beobachtet hatte

und leise zu ihnen herbeigeschlichen war. „Kommt hierher, — hierher!"

Die Schwestern sahen sich einander an und zögerten; aber die zornigen Blicke, welche der wüthende Marktschreier von Zeit zu Zeit auf sie, als die Ursache seines Mißgeschicks warf, bestimmten sie und sie folgten langsam der Sprecherin.

Vierzehntes Kapitel.

Seht in mir nur
Ein unerfahrnes Mädchen — ungeschult
Und darin glücklich; doch bin ich nicht zu alt
Um noch zu lernen.
Shakspeare.

„Hierher, Liebchen!" flüsterte das alte Weib in freundlichem Tone; „ich will für Euch sorgen, bis Euer Vater befreit ist. Ihr könnt mir trauen, ich betrüge Euch nicht."

Beunruhigt von dem Geschrei und Gelächter des Dorfpöbels folgten die armen Kinder dem Weibe, welches sie einen einsamen Pfad hinführte, auf welchem eine Kutsche stand, geführt von einem anständig aussehenden Manne, der das Aussehen eines Dieners ohne Livrée hatte. Als sie dem Wagen näher kamen, blickte der Kopf eines mageren, verschlagen aussehenden Weibes von ungefähr 50 Jahren aus dem Fenster.

„Ist es Euch gelungen?" fragte sie.

Das alte Weib zeigte auf die Kinder und streckte ihre Hand aus, in welche die Frau im Wagen eine wohlgefüllte Börse fallen ließ.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," fuhr sie fort; „Herein mit Ihnen!"

Nicht ohne große Ueberredung, verbunden mit einiger Gewalt, ließen sich die beiden Mädchen in den Wagen heben, welcher sogleich schnell davonfuhr. Eine Zeitlang blieben die Kinder ruhig. Endlich brach Maybeam das Schweigen.

„Wo führst Du uns hin?" fragte sie keck.

„Zu Jemandem, der für Euch sorgen wird," antwortete die Frau in einem Tone, der freundlich sein sollte.

„Ich brauche Niemanden, der für mich sorgt! rief das Kind mit unzufriedener Miene, ich will zu meinem Vater zurück!"

„Dann mußt Du zu ihm ins Gefängniß gehen," bemerkte das Weib, im Glauben, das furchtbare Wort werde das Kind einschüchtern.

„Daraus machen wir uns nichts!" sagte das Mädchen mit keckem Lachen; „nicht wahr Violet? Es wäre nicht zum ersten Mal! Ich habe das Gefängniß für ein Paar Wochen sogar gern — es ist so still dort, und wir haben dann ein bischen Ruhe; nicht wahr Violet?"

Ihre Schwester, die bisher eingeschüchtert geschwiegen hatte, blickte ihr jetzt lächelnd ins Gesicht. Die armen Kinder! Was mußten sie für ein Leben geführt haben, wenn ihre angenehmsten Erinnerungen an den Tagen hingen, die sie im Gefängniß zugebracht hatten? Aber, wie Maybeam sagte, es war die Ruhe — die Ruhe für ihre müden Glieder, die Ruhe von rohen Scenen des Lasters und der Ausschweifung, welche sie täglich mit Schrecken ansahen, obgleich sie zum Glück noch zu jung waren, ihre ganze Häßlichkeit zu fassen.

„Ihr tanzt also wohl nicht gern?" fragte das Weib.

„Ich wohl, aber Violet kann es nicht aushalten.

„Was meint Ihr zu diesen hübschen Kleidern?" fuhr die Frau fort, indem sie eine Reisetasche öffnete und zwei seidene Röckchen herausbrachte.

„O wie schön!" riefen beide Kinder.

Es bedurfte wenig Ueberredungskunst, um die beiden Mädchen zu vermögen, ihre abgetragenen Kleider gegen die wirklich zierlichen zu vertauschen, welche das Weib vor ihnen ausbreitete. Die Toilette wurde im Wagen gemacht, der in gleichem scharfen Trabe dahinfuhr. In weniger als einer Stunde war ihr ganzer Anzug vollkommen verändert und so groß war die Umwandlung, daß selbst der Marktschreier Mühe gehabt haben würde, sie wieder zu erkennen. Die Kinder betrachteten sich mit einander in Bewunderung, klatschten in ihre Händchen und lachten vor Freude.

„Ja ja," murmelte das Weib mit einem düstern Lächeln der Zufriedenheit, „das ist eine Veränderung! jetzt sehen sie doch wie menschliche Geschöpfe aus!"

Sorgfältig legte sie die Kleidungsstücke, die sie ihnen abgenommen hatte, zusammen und steckte eins nach dem andern in die Reise-

tasche, die sie darauf verschloß und den Schlüssel in ihre geräumige Tasche versteckte.

„Dürfen wir diese schönen Sachen behalten?“ fragte Maybeam.

„So lange Ihr artig seid,“ war die Antwort.

„Dann wollen wir immer artig sein,“ entgegnete das Kind; „nicht wahr Violet?“

Ihre Schwester nickte und lächelte.

„Wer sollte es denken,“ fügte sie naiv hinzu, „daß so ein häßliches, verdrießlich aussehendes altes Weib so gütig sein könnte! Ich hatte Dich anfangs nicht lieb — und Violet auch nicht!“

Ein bitteres Lächeln flog über die Gesichtszüge des Weibes bei dieser unfreundlichen Bemerkung, deren Stachel sie vielleicht weit tiefer traf, als eine vorbedachte Beleidigung es gethan haben würde, obgleich sie mit der gedankenlosen Harmlosigkeit der Kindheit gemacht wurde. Von diesem Augenblicke an fühlte sie, daß sie das Kind hasse.

Mit allem ihrem Scharfsinn — und Kinder sind zuweilen außerordentlich scharfsinnig beim Befragen derjenigen Person, welche die Aufsicht über sie haben — konnte Maybeam doch von ihrer neuen Hüterin weder erfahren, wohin sie gebracht, noch weshalb sie von ihrem Vater getrennt würden. Bewältigt von Aufregung und Ermattung fiel sie endlich in Schlaf, ihre Aermchen dicht um ihre Schwester geschlungen, als wenn sie sich auch schlafend beschützen wolle. Bei der leisesten Bewegung im Wagen fuhr sie auf, schloß ihre Augen aber bald wieder, zufrieden, daß Violet an ihrer Seite war.

Auf diese Weise reiste die Gesellschaft mehrere Tage lang meist auf Seitenstraßen und ländlichen Communicationswegen. Des Nachts schliefen sie in einsam gelegenen Häusern an der Straße, wo sie sich für zwei Dienstboten ausgaben, welche die Kinder ihres Herrn von London nach dessen Landsitz brächten. Weder das Weib noch ihr Gefährte ließen die beiden Kleinen einen Augenblick aus dem Auge, oder gestatteten ihnen, mit den Dienern der Gasthöfe auch nur ein Wort zu wechseln.

Diese Art zu reisen — wo sie stets unbesuchte Straßen einschlugen und es sorgfältig vermieden, das Ziel ihrer Fahrt anzugeben — würde es selbst einen mit Glücksgütern gesegneten Verfolger schwer gemacht haben, ihrer Spur zu folgen. Dem armen

Seiltänzer war es ganz unmöglich. Seine Nachforschungen nach den Kindern beschränkten sich auf die nächsten Dörfer und in einem derselben traf er mit einer wandernden Schauspielergesellschaft zusammen, die ihn gern als Mitglied aufnahm.

Wenn er seinen neuen Gefährten sein Unglück erzählte, versicherte er gewöhnlich, er kenne das alte Weib, die die Kinder von ihm weggelockt habe, und werde schon eines Tages mit ihr zusammentreffen, was bei seiner herumziehenden Lebensweise keineswegs unwahrscheinlich war.

An den Grenzen von Northumberland, ungefähr zwei Meilen von dem Dorfe Fulton, steht ein altes herrschaftliches Wohngebäude, bekannt unter dem Namen Tixholm, das schon Jahrhunderte lang im Besitz der Grahams war. Der letzte Besitzer dieses Namens, Hugh Graham, hatte sich dem Earl von Derwentwater in dem Aufstande von 1715 angeschlossen und war im Exil gestorben. Sein Eigenthum wurde anfangs von der Regierung confiscirt und später einem ihrer Anhänger zugetheilt.

Nach und nach hatten die neuen Besitzer den sämmtlichen Grundbesitz veräußert, so daß endlich von dem ursprünglichen Güterbesitz nichts übrig blieb, als das Schloß und der dabei liegende parkähnliche Grund und Boden.

Nachdem Tixholm lange Jahre verwaist gestanden, war es in der letzten Zeit von einer verwittweten Dame, Namens Graham, wieder bewohnt worden. Von ihrem früheren Leben konnten die Bewohner von Fulton nichts erfahren und das Wenige, was sie von ihrer jetzigen Lebensweise wußten, diente nur dazu, ihre Neugier zu vermehren.

Die „fremde Dame," wie man sie gewöhnlich bezeichnete, hatte seit dem Tage ihrer Ankunft das Schloß nie verlassen, selbst nicht um die Dorfkirche zu besuchen und die beiden Diener, die sie mit sich brachte, führten ein fast ebenso zurückgezogenes Leben, wie ihre Gebieterin. Ihre Besuche im Dorfe waren selten und kurz.

Alles, was man über die neuen Ankömmlinge erfahren konnte, kam von dem alten Gärtner und seiner Frau, die seit langen Jahren in dem Schlosse gewohnt und die Mrs. Graham im Dienste behalten hatte. Dieses geschwätzige Paar beschrieb seine neue Gebieterin als sehr zurückhaltend und stolz und die Dienstboten noch verschlossener als ihre Herrin. Die letztere verlasse selten und nur

des Abends das Zimmer, um sich in dem Parke zu ergehen. Den Grund ihrer Abgeschlossenheit von der Welt kannten die Leute aber auch nicht.

Nach ungefähr 2 Jahren wurde die fast eines natürlichen Todes gestorbene Neugier der Dorfbewohner durch ein Ereigniß von Neuem aufgeregt, welches die Zahl der Inwohner des alten Schlosses vermehrten.

In später Abendstunde gegen Ende des October kamen Caleb Brown und Mrs. Williams (so hießen die beiden Diener) nach einer fast vierwöchentlichen Abwesenheit mit zwei Kindern zurück, welche, allem Anschein nach Zwillinge waren, so sehr glichen sie sich im Ansehen und im Alter. Wie unsere Leser (wahrscheinlich) vermuthen werden, es waren die Töchter des Marktschreiers, deren Entführung wir soeben schilderten.

Als Maybeam und Violet zuerst zu Mrs. Graham geführt wurden, schüchterte sie das kalte und finstere Wesen ihrer künftigen Beschützerin ein. Sie schien sie mit einem Gemisch von Abneigung und Liebe zu betrachten.

„Geht und küßt der Dame die Hand," flüsterte Mrs. Williams den furchtsamen Kleinen zu. „Nun, was zaudert Ihr?"

Violet blieb stumm, ihre Schwester aber antwortete für Beide.

„Weil sie nicht aussieht, als wenn sie geküßt sein wollte," war ihre Antwort.

„Ist das eine Schule?"

Sie hatte oft die Schule als etwas Furchtbares schildern hören. Der Seiltänzer pflegte ihr damit zu drohen, wenn sie nicht folgen wollte.

„Eine Schule!" wiederholte die Lady mit einem tiefen Seufzer; „ja wohl! es ist eine Schule der Reue und der Sühne — und auch der Rache," fügte sie finster hinzu, „an den Unwürdigen und Undankbaren! Kommt her zu mir," fuhr sie in einem weniger harten Tone fort. „Vielleicht findet Ihr mich nicht ganz so grausam, als ich aussehe. Denkt Ihr mich lieben zu können?"

„Ich will's versuchen, erwiderte Violet leise; „wenn Du Dich lieben lassen willst."

„Und Du?" sagte Mrs. Graham, sich an ihre Schwester wendend.

„Ich weiß nicht," erwiederte Maybeam offenherzig.

„Du siehst recht böse aus. Vielleicht willst Du uns schlagen."

„Und wenn die gnädige Frau es thäte," rief Mrs. Williams scharf — denn sie konnte die kleine Schwätzerin nicht wohl leiden — „so bekämt ihr nur, was ihr verdient. Hübsche Dankbarkeit," fügte sie hinzu, „nach all' der Mühe, die wir uns genommen haben, Euch hierher zu bringen!"

„Ich habe nicht darnach verlangt!" sagte das Kind keck.

„Williams," unterbrach sie die Lady, „das ist ganz nutzlos! Sie sind jetzt noch zu jung, um den Vortheil zu begreifen, einem Leben voll Demüthigung und Mangel entrissen zu sein. Mit der Zeit werden sie anders denken. Welches ist..."

Sie konnte den Satz nicht vollenden. Ein geheimes Gefühl schien in ihr aufzusteigen und die halb ausgesprochenen Worte ersticken. Das Weib jedoch verstand vollkommen die darin liegende Frage, denn sie deutete schweigend auf Violet.

„Bist Du sicher?" fragte die Lady.

„Gewiß!"

„Bedenke, daß der geringste Irrthum meinen Plan vereiteln würde."

Mrs. Williams rief Violet zu sich, streifte das Kleid von ihrer rechten Schulter und deutete auf ein eigenthümliches Merkmal, mit dem das Kind geboren sein mußte. Es war ein dunkelrother Fleck, der einige Aehnlichkeit mit einer Traube hatte.

Mrs. Graham schien keines weitern Beweises zu bedürfen, denn sie drückte das verwunderte Kind an ihr Herz und küßte es leidenschaftlich.

„Nimm das andere Kind mit Dir," sagte sie, auf Maybeam zeigend. „Es kann in Deinem Zimmer bleiben, — Violet behalte ich bei mir."

„Wo Violet bleibt, will ich auch bleiben!" rief die Schwester.

„Will?" wiederholte Mrs. Williams, sie heftig beim Arm ergreifend; „das sind hübsche Worte für solche Bettelbrut! Du wirst mit mir kommen!" Trotz des Geschreies und des Widerstandes der Kleinen zog sie sie bis an die Thür des Zimmers, als Violet sich aus den Armen der Dame losmachte, ihr nacheilte, ihre Aermchen um den Nacken der Schwester schlang und versicherte, wenn Maybeam fort müsse, wolle sie auch mit.

„Wie!“ rief die Kammerfrau, „Du willst dies schöne Zimmer verlassen?“

„Ja.“

„Und die gütige Dame, die Dich liebt?“

„Maybeam liebt mich!“ erwiederte das Kind; „bitte, laß uns gehen, ich mag dieses Zimmer nicht!“

„Vielleicht magst Du mich auch nicht?“ bemerkte Mrs. Graham schmerzlich.

Violet konnte nur stammeln, daß sie ihre Schwester liebe.

Um weiteren Streit zu vermeiden, erhielten Beide die Erlaubniß, sich von der Dame des Hauses zu entfernen, deren herrisches und rauhes Wesen sie erschreckt hatte; und nachdem sie mit der Haushälterin zu Abend gegessen, wurden sie beide in dasselbe Zimmer gebracht. Mrs. Williams verschloß aus Vorsicht sorgfältig die Thür und steckte den Schlüssel zu sich.

Obgleich noch so jung, war es doch bemerkenswerth, mit welcher Entschiedenheit die Kinder sich weigerten, von einander getrennt zu werden; selbst die Hartnäckigkeit der Kammerfrau gab endlich nach und sie stimmte mit ihrer Gebieterin überein, daß sie denselben Unterricht genießen und in jeder Hinsicht gleich behandelt werden sollten.

Mehrere Stunden des Tages wurden sie genöthigt, sich von Caleb Brown unterrichten zu lassen, welcher das Amt eines Schulmeisters übernahm; ihre Unwissenheit, wie Mrs. Williams sich auszudrücken pflegte, war wirklich schauderhaft — sie kannten nicht einmal die Buchstaben. Die Geduld des alten Mannes siegte endlich über ihre Abneigung zu lernen. Violet überwand bald die Schwierigkeiten des Abc und Maybeam söhnte sich mit ihren Aufgaben aus, weil ihre Schwester sie theilte. Wochen verstrichen, ehe ihnen erlaubt wurde, das Haus zu verlassen; und selbst dann waren ihre Spaziergänge nach Mrs. Graham Befehl auf den von hohen Mauern umgebenen Park beschränkt und jedesmal begleitete sie einer oder der andere Diener, die streng angewiesen waren, sie nicht aus den Augen zu lassen.

Die phantastischen Namen, mit denen sie bisher bezeichnet waren, kamen nach und nach in Wegfall. Violet wurde gewöhnt, auf den Namen Mary zu hören, und Maybeam wurde Jane gerufen — und mit diesen Namen werden wir sie auch künftig bezeichnen.

Unter der strengen, aber wohlgeregelten Zucht der Lady erbleichten nach und nach die Erinnerungen aus ihrem früheren Leben. Mrs. Williams entsetzte sich immer seltener über die wilde lärmende Fröhlichkeit Jane's, wenn das Mädchen auch deshalb nicht höher in ihrer Gunst stieg; Mary gewann aber nach und nach jenes ruhige anmuthige Benehmen, welches ein so hoher Reiz an Kindern ist, obgleich man es nur selten trifft.

Wenn sie sich aber auch in Allem änderten, ihre Liebe zu einander nahm nicht ab. Zuweilen erwachte zwar noch eine Erinnerung an die Vergangenheit in ihnen, doch glich sie eher einem halbverloschenen Traum, und wenn sie davon sprachen, so geschah dies nur unter einander — sie hatten ja keine Vertrauten, fanden nirgends Mitgefühl dafür.

Fünfzehntes Kapitel.

Wenn reich Du bist, bist Du doch arm;
Denn gleich dem Esel, dessen Rücken schwer
An Barren Goldes trägt, so schleppst auch Du
Nur für 'ne Zeit an Deinen Schätzen,
Der Tod nimmt Dir die Last.
Shakspeare.

Der Advocat Quirk hatte zwar seine Nachforschungen nach dem geheimen Aufenthalt der Lady Briancourt eifrig fortgesetzt, aber stets mit demselben schlechten Erfolg, und die letztere ließ noch immer durch ihre Bankiers in London nicht allein die Einkünfte von Broadlands, die ihr Vater ihr auf Lebenszeit zugesichert hatte, sondern auch den bedeutenden Wittwengehalt eincassiren, den sie kraft ihrer Ehepakten von den Gütern ihres verstorbenen Gatten bezog.

Ihr unwürdiger Sohn, der gegenwärtige Baronet, verweilte fortwährend im Auslande und überließ seine Frau und seinen Erben der Sorge seines Schwiegervaters, welcher trotz des Verfalls der reichen Erbschaft für ihre Interessen zu wirken suchte.

Noch eine andere seiner Berechnungen war fehlgeschlagen; trotz der bedeutenden Geldsummen, die er aufgewendet, und der zahlreichen Agenten, die er ausgeschickt hatte, konnte er nie auch nur die geringste Spur von dem verlorenen Kinde der Clara Briancourt auffinden und lebte in fortwährender Gefahr, das ganze Gewicht des Zornes

ihres Gatten tragen zu müssen, sollte dieser jemals nach England zurückkehren — ein Ereigniß, das keineswegs unwahrscheinlich war.

Eines Morgens saß er wie gewöhnlich an seinem Schreibtische, als Mrs. Snake, sein vertrauter Schreiber, in das Zimmer trat und Lord Moretown meldete, einen Edelmann, dessen Angelegenheiten Quirk schon seit langer Zeit führte und die daher nicht gedeihen wollten.

Nach einem aufmerksamen Blick über den Tisch, der ihn überzeugte, daß gewisse Papiere entfernt worden waren, ließ er den Lord eintreten.

„Eine verfahrene Geschichte!" murmelte er, als der Schreiber das Zimmer verließ. „Ich hätte wenigstens 10,000 Pfd. mehr vom Grafen ziehen können, wenn er meinen Rath angenommen. Er ist ein ruinirter Mann!"

Für Jemanden, den eine so treffliche Autorität, wie der Sprecher für einen ruinirten Mann erklärte, trat Lord Moretown glänzend genug in der Welt auf. Prächtig und geschmackvoll war sein Anzug und seine Equipage. Sein Haus in Park Lane wurde von Allen, die es besuchten, bewundert. Mit seinem ererbten Range hatte er ererbten Reichthum verbunden; er war kein Spieler, lebte nicht ausschweifend; nur eine Schwäche hatte ihn zu Grunde gerichtet — er war ehrgeizig. Die Eitelkeit, als das Haupt einer Partei zu gelten, welche doch nicht die geringste Aussicht hatte, zur Macht zu gelangen, hatte ihn verführt, seine Güter mit Schulden zu belasten. Bei jeder allgemeinen Wahl wurden neue Opfer gebracht, seine Freunde ins Parlament zu bringen, bis er trotz seiner bedeutenden Einkünfte ein armer Mann geworden war.

Der Graf stand noch immer in der Blüthe des Lebens, besaß einen einzigen Sohn und war seit einigen Jahren Wittwer.

„Nun, Quirk," sagte der Peer, indem er sich mit ungeduldigem leidenschaftlichem Wesen in den Sessel warf, den der Advokat ihm darbot, „Sie werden die Neuigkeit gehört haben?"

„Wieder eine Auflösung, Mylord?"

„Sie haben es errathen!" erwiderte der Lord in einem Tone, worin Genugthuung und Verlegenheit sich mischten. „Nach der Abstimmung von gestern Abend kann Lickwell unmöglich mit dem gegenwärtigen Hause der Gemeinen die Geschäfte weiter führen. Es wird ein verzweifelter Kampf werden!"

Quirk zuckte die Achseln.

„Ich muß wieder einen Vorschuß haben und zwar einen ziemlich bedeutenden, denn Greyling und Chatter (die Männer, die er zur Wahl bringen wollte) müssen unterstützt werden. Die Whigs," fügte er bitter hinzu, „drohen mit einer Opposition, und da ich gezwungen worden bin, die Pacht auf Lebenszeit zu gewähren, so sprechen meine schurkischen Pächter von Grundsätzen und Unabhängigkeit."

„Und darf ich fragen, Mylord," sagte der Advokat, indem er sich setzte, „wie viel Sie verlangen?"

„Dreißigtausend zum Wenigsten," war die Antwort.

Quirk schüttelte den Kopf. Er wußte, daß der Lord nicht die Hälfte der Summe von dem Werthe seiner Güter sein nennen konnte.

„Es ist Schade!" bemerkte er.

„Was ist Schade?" fragte ungeduldig der Peer.

„Daß der Viscount noch nicht mündig ist," antwortete sein Rechtsanwalt; „denn unter den gegenwärtigen Umständen wird es nicht möglich sein, das Geld aufzubringen. Ich hatte die größte Mühe, die letzten Zehntausend für Sie flüssig zu machen."

Moretown sprang von seinem Sitze auf und schritt einige Minuten lang in mißmuthigem Schweigen durch das Zimmer. Nie war — wenigstens in seiner aufgeregten Phantasie der Zügel der Gewalt seiner Hand so nahe, und er sollte jetzt nach so vielen Opfern sich besiegt erklären, weil ihm einige Tausend armselige Pfund mangelten?

„Könnte nicht Mr. Arden…" fragte er nach einer Weile.

„Mr. Arden will keinen Schilling mehr geben," unterbrach ihn Quirk. „Es bedurfte meines ganzen Einflusses, um den letzten Vorschuß zu erhalten. Auch ist das Geld, welches er bereits geliehen, nicht sein."

„Nicht sein?" wiederholte der Graf; „ich glaubte, er sei reich?"

„Das ist er auch," fuhr der Mann des Gesetzes fort; „furchtbar reich. Die halbe Grafschaft Essex ist ihm verpfändet und doch versagt er sich selbst die gewöhnlichsten Bedürfnisse des Lebens. Er würde keinen Pfennig weggeben, um seine nächsten Verwandten vom Armenhause zu retten. Urtheilen Sie jetzt selbst, Mylord, welche Aussicht Sie haben, Geld ohne Sicherheit von ihm zu erhalten.

Die ungeheure Summe, die er bereits vorgeschossen, bildet einen Theil von seiner Tochter Vermögen."

„Einen Theil," wiederholte langsam der Graf.

„Nur einen Theil," fuhr Quirk fort; „das Uebrige befindet sich in den Händen eines Verwandten der jungen Dame, eines Mr. Brindsly, des reichen Goldschmieds in der City, von welchem ihr Vater vergebliche Versuche gemacht hat, es zu erhalten."

„Und wie alt ist Miß Arden?" fragte der Peer mit einer gutgespielten Gleichgültigkeit.

„Ungefähr vierundzwanzig, Mylord."

„Und ihr Vermögen zu ihrer Verfügung?"

„Vollkommen, Mylord."

„Sie ist glücklich!" rief der Graf seufzend; „dann," fuhr er fort, als wenn er an die ganze Sache nicht mehr denke; „ich will Howard und Granville sprechen — sie haben dasselbe Interesse. Vielleicht können sie mir ein Mittel angeben, wodurch die Schwierigkeit zu heben ist; denn welches Opfer auch zu bringen ist, das Geld muß ich haben, spätestens innerhalb vier Wochen."

Mit diesen Worten entfernte sich der verschuldete Lord, nachdem er seinem Rechtsanwalt einen Gruß zugenickt hatte, der halb familiär, halb herablassend war.

„Howard! Granville!" wiederholte langsam Mr. Quirk; „sie sind ja ziemlich so arm wie er! Er hat sie auch nur genannt, um irgend einen andern Plan zu verstecken. Was mag das sein? Halt! Ich habe es," — rief er nach einem Augenblicke tiefen Nachdenkens aus, — „ein kühner Streich, wenn er gelingt! Mißlingt er, so ist er für sein ganzes Leben lächerlich. Der Mensch hätte sollen lieber Advokat als Politiker werden; doch die Leute mißverstehen ihre Anlagen."

Mit diesen Gedanken begann er wieder die Prüfung der Papiere, in welcher der Besuch des Grafen ihn unterbrochen hatte.

Obgleich fast zwei Jahre seit Mabel's Besuch im Hause des Geizigen verstrichen waren, hatte sich doch in der Lage seiner Bewohner wenig geändert. Nicholas Arden häufte immer noch eifrig Reichthümer zusammen und seine Tochter führte noch immer das abgeschlossene freudenlose Leben, zu welchem ihres Vaters Geiz sie von Jugend auf verdammt hatte. Nur Goliath war schon längst daraus verschwunden, denn seine junge Gebieterin hatte ihn aus

Mitleid ihrem Verwandten, dem reichen Goldschmied in London, empfohlen, der ihn, als er sah, daß er ehrlich und ausdauernd sei, in seinem Geschäfte verwandte. Der arme Bursche war dankbar. Er betete fast seinen neuen Herrn an und dieser konnte ihm Alles anvertrauen, nur keine Nahrungsmittel. Der Appetit von Nicholas Arden nach Gold konnte nicht größer sein, als der seines früheren Dieners nach den guten Dingen, die ihm in Lombard-Street vorgesetzt wurden.

Alice Arden hatte es ebenfalls durchgesetzt, daß sie für den Haushalt ihres Vaters etwas mehr verwenden konnte. Mit dem Gelde, das sie regelmäßig zu diesem Zwecke von ihrem Verwandten in Lombard-Street erhielt, sorgte sie für eine einfache, aber gesunde Kost. Der alte Mann, dessen abgemagerter Körper die furchtbaren Entbehrungen zeigte, die er sich seit so vielen Jahren auferlegt, war ganz außer sich über diesen ungewohnten Aufwand. Zuweilen raste er förmlich, fluchte seiner Tochter und prophezeite ihr, sie würde noch zur Bettlerin werden und ihn um Almosen ansprechen müssen.

Eines Abends, nach einem mehr als gewöhnlich heftigen Ausbruch seines Zorns, wobei ihr Vater ihr die sündige Verschwendung vorgeworfen hatte, zweimal in derselben Woche Fleisch zu kaufen, verließ der alte Mann das Haus. Eine entsetzliche Befürchtung ergriff das Herz seiner Tochter, als sie ihn fortgehen sah, denn sein Wesen hatte sich plötzlich verändert und der aufbrausende Zorn war einem tückischen Schweigen gewichen — der gewöhnliche Vorbote eines gewaltsamen Entschlusses.

„Er hat mich ein schlechtes, undankbares Kind genannt!" murmelte das arme Mädchen die bittern Worte, die er gegen sie ausgestoßen, wiederholend; „Gott weiß es, ob mein Herz von Natur undankbar ist! Ich hätte ihn gewiß zärtlich geliebt, wäre er mir nur auch Vater gewesen, wie es andere Väter sind. Meine Jugend war ohne Reiz durch seinen Geiz — ich habe das Leben einer Nonne, einer Sclavin geführt — und nie hat ein Lächeln, eine Liebkosung meine Unterwerfung, meinen Gehorsam belohnt; nur kalte Blicke und noch kältere Worte! Er hat die Blüthe der Gesundheit von meinen Wangen schwinden sehen — er sah, wie mein Auge trübe wurde — aber nie ließ er ab. Ich glaube," fuhr sie mit einem Seufzer fort, „er sähe mich lieber im Grabe, als daß er einen Pfennig für mich von seinem Geldhaufen weggäbe!"

Da die Niedergeschlagenheit ihres Geistes immer mehr überhand nahm und ihr das Verweilen in dem öden Hause unmöglich machte, nahm Alice Arden aus der Kleiderspinde in ihrem Zimmer den alten abgetragenen Mantel, in dem sie von Zeit zu Zeit die benachbarte Kirche besuchte, zog die Kapuze über den Kopf und verließ das Haus, um sich in freier Luft zu ergehen.

Noch war sie nicht weit gekommen, als ihr einige trunkene Männer entgegenkamen. Sie zog sich nach der entgegengesetzten Straße zurück, um sie vorübergehen zu lassen; einer der Trunkenbolde bemerkte sie, sprang zu ihr hinüber, umfaßte ihren Leib und erklärte, er müsse einen Kuß von der Tochter des Geizigen haben.

„Laßt mich los!" rief das arme geängstigte Mädchen; „warum wollt Ihr mich beleidigen, da ich Euch nie etwas zu Leide gethan?"

„Beleidigen?" wiederholte der Bursche mit einem wahren oder angeblichen Schluchzen; „seit wann ist es eine Beleidigung, wenn man einem hübschen Mädchen einen Kuß raubt?"

„Bring' sie an's Licht!" schrie einer seiner Gefährten; „wir wollen sie auch sehen."

Ihres Widerstandes ungeachtet, schleppten sie sie zu einem entfernten Laternenpfahl und rissen ihr die Kapuze von dem bleichen Antlitze. Aber ehe die Trunkenbolde noch fernere Mißhandlung ausüben konnten, sprang ein einfach gekleideter Herr, der den Vorgang eine Weile mit angesehen hatte, herbei, und ließ seinen Rohrstock so eifrig auf den Rücken der Nachtschwärmer herumtanzen, daß sie bald die Flucht ergriffen und Alice halb ohnmächtig in seinen Armen zurückließen.

„Gott segne Sie!" stammelte sie; „Gott segne Sie! Halten Sie mich nicht für so ein entartetes Wesen, wie das Betragen jener Männer Ihnen glauben lassen könnte."

„Dazu gehörte etwas mehr, als die Mißhandlung eines gemeinen Schurken, Miß Arden," entgegnete der Fremde mit einer tiefen, klangreichen Stimme.

„Sie kennen mich?"

„Ja wohl — ich habe Sie oft gesehen und bewundert."

„Mich gesehen?" fragte Alice mit tiefem Erröthen, denn es war vielleicht das erste Mal in ihrem Leben, daß ein freundliches oder schmeichelndes Wort zu ihr gesprochen wurde. „Wo?"

„In der benachbarten Kirche, die ich häufig besuche. Wie oft,"

fügte er hinzu, „habe ich bedauert, daß die kalten Formen der Welt ein Bekanntwerden unmöglich machten. Sie sehen so wenig Menschen.“

Alice seufzte — sie wußte nicht warum. Aber die Worte des Sprechenden verfehlten nicht, ein eigenthümliches Gefühl in ihrer Brust zu erwecken.

„Wollen Sie mir erlauben, Sie bis an Ihre Wohnung zu geleiten?“ fragte er, „nur bis an die Hausthür,“ setzte er hinzu, „denn ich weiß wohl, daß Mr. Arden selten Besuche empfängt, wenn sie nicht kommen, seine Schätze zu vermehren — und ich borge ebenso wenig, wie ich Geld ausleihe.“

Es war unmöglich, eine Bitte zu verweigern, welche die Aufregung, in die sie erst versetzt worden war, eher zu einem Zeichen der Menschlichkeit als der müßigen Höflichkeit machte. Alice nahm das Anerbieten an. Obgleich sie nicht weit zu gehen hatten, so gelang es dem Fremden doch, ein tieferes Interesse in ihr zu erwecken, als sie je zuvor gefühlt hatte.

„Leben Sie wohl!“ sagte er, als sie vor dem festverschlossenen Thore des Geizigen stehen blieben. „Ich könnte mich fast über das Abenteuer dieses Abends freuen, da es mir Gelegenheit gegeben hat, Ihnen einen Dienst zu erweisen.“

„Das haben Sie in der That gethan!“ antwortete Miß Arden tief bewegt.

Noch immer verweilte sie am Orte. In des Fremden Benehmen lag ein Reiz, der sie bezauberte. Es war nicht die Schönheit der Person, denn er war augenscheinlich nicht mehr jung; aber der rücksichtsvolle Ernst, sein männliches und doch so gütiges Betragen, die warme Theilnahme, die er für sie ausgesprochen und bethätigt hatte, drang tiefer und schneller in das weibliche Herz, als süße Redensarten und fade Schmeicheleien es vermocht hätten. Erst als der nahende Fußtritt ihres Vaters sie warnte, keine Thorheit zu begehen, sagte sie ihm hastig Gute Nacht und eilte ins Haus.

„Morgen Abend werde ich Sie in der Kirche finden,“ dachte der Fremde, während ein kaltes Lächeln der Zufriedenheit um seine Lippen spielte; „und dann ist mein Ziel erreicht! Armes Kind! armes Kind! sie ist entsetzlich wenig unterrichtet und furchtbar langweilig! Ein großes Opfer!“ fügte er hinzu; „ein großes Opfer!“

Dies war das Urtheil, welches der Fremde im Herzen über

Alice Arden fällte, über ein Mädchen, dessen Herz rein war wie das Lächeln eines Engels — in dem eine Fülle des Gefühls schlummerte — eine erstarrte Blume, die nur auf die warmen Strahlen der Liebe und des Mitgefühls wartete, um ein neues fröhliches Dasein zu beginnen.

Als Nicholas Arden mit langsamem gemessenem Schritt dem Punkte sich näherte, wo der Herr stand, zog der Letztere sich ein wenig zurück und drückte seinen Hut tiefer in die Stirn, um Erkennung zu vermeiden. Der alte Mann blickte ihn argwöhnisch an, schritt aber weiter nach seinem wohlverwahrten Hause, da jener für einen Räuber zu gut gekleidet war.

„Hm!" sagte er vor sich hin, als er in das untere Gemach trat, in welchem Alice noch verweilte, den Mantel, der in dem Handgemenge zerrissen worden war, zum Theil noch auf den Schultern tragend. „Warst Du aus?"

„Ja," sagte seine Tochter.

„Und bist erst jetzt zurückgekehrt?" fuhr der alte Mann mit scharfem Tone fort.

„So eben. Ich traf in dem Gäßchen auf einige rohe betrunkene Leute, die mich anfielen, und wäre ein Herr, der eben an uns vorüberging, nicht zu meiner Hülfe herbeigeeilt, so würde ich ihnen kaum haben entgehen können."

Ihr Vater sah sie eine Zeit lang forschend an. Er zweifelte zwar an der Wahrheit ihrer Aussage nicht — denn er wußte, daß Alice sich nie zu einer Lüge herabließ; er wollte nur wo möglich den Eindruck ergründen, den das Abenteuer auf ihr Gemüth hervorgebracht. Dies verbarg ihm aber seine Tochter mit der angebornen Schüchternheit ihres Geschlechts, ohne die Absicht zu haben, ihn zu täuschen: sie konnte ja nichts Anderes thun, da sie bis jetzt selbst zu keinem klaren Bewußtsein gelangt war über die Natur des Gefühls, das sie für den Fremden beseelte.

„Es ist auch kein Wunder, daß man mich beleidigt," bemerkte das junge Mädchen mit Bitterkeit; „mein Aeußeres muß ja Erbarmen bei jedem Rechtlichen, Hohn und Spott bei dem Rohen und Uebermüthigen erwecken."

„Bah!" entgegnete der alte Mann nicht ganz unzufrieden, weil sein Verdacht vollkommen gehoben war; „Du sollst einen neuen Mantel haben. Was ist aber die Eitelkeit des Putzes und köstli-

cher Speise und Wohnung gegen den wahren Zweck des Lebens? Gold, Mädchen, Gold ist der Talisman, der in der Welt regiert und uns zu Herren der Erde macht!"

„Einen Sklaven eher!" bemerkte Alice.

„Was thut's," sagte ihr Vater, „wenn die Menschen vor ihm kriechen? Glaubst Du, der Reichthum gewähre keine größere Lust als in dem Anschauen der glitzernden Münze besteht? Es ist Poesie in ihm, würdig der Anstrengung der geschicktesten Reimkünstler! In meinem Geldkasten liegt eine Flotte vor Anker, die mir mancher Fürst beneiden möchte — eine Armee, wie sie wenige Mächte aufstellen können! Gold ist Alles, was man damit erlangen kann! Ich aber ziehe das Wesen der Dinge der gemeinen Wirklichkeit vor und deshalb schilt man mich einen Geizhals!"

„Und wie wird der Himmel Dich nennen, Vater?" fragte Alice, ihre Hand nach oben erhebend.

Ein finsteres Lächeln umzog für einen Augenblick die Lippen des alten Mannes. Er verließ das Zimmer. Denn die Frage hatte unangenehme Gedanken in ihm erweckt, die der Anblick seines Götzen allein zerstreuen konnte; er blieb deshalb auch den größeren Theil der Nacht in seinem Zimmer verschlossen, beschäftigt sein Gold zu überzählen.

Was auch die Beweggründe des Fremden sein mochten, er irrte sich in seinen Berechnungen nicht. Alice Arden war am folgenden Abend in der Kirche und ebenso die folgenden Abende. Es verstrich aber doch fast eine Woche, ehe er von Liebe zu sprechen wagte. Es war zum ersten Male, wo solche Worte in das Ohr des arglosen Mädchens geflüstert wurden und sie erfreute sich daran, wie man sich nur an Sonnenschein und Frühlingsduft erfreut.

Sein Ziel war, sie mit Gefühlen zu ködern, die er im Grunde seines Herzens verlachte — Tugenden und Gesinnungen zu erheucheln, die der Mann der Welt schon längst als lächerlich gebrandmarkt hat. Noch immer zögerte er aber von Heirath zu sprechen: nicht daß seine Absichten unehrlich waren — wenigstens in den Augen der Welt, welche es für keine Schande hält, eine Leidenschaft zu erheucheln, um große Güter zu gewinnen und die Neigung des Herzens zu betrügen, indem er eine falsche Münze zum Austausch bietet. Seine Verlegenheit hatte einen doppelten Grund: er wußte, daß Alice's Vater seine Einwilligung nicht geben werde

und er bezweifelte es, die Tochter ohne diese Einwilligung zu gewinnen.

„Sie sind unglücklich, Alice," sagte er, als sie eines Abends nach dem Gottesdienste im Kirchhofe zurückgeblieben waren; „und ich bin es kaum weniger. Ich wünschte, ihr Vater wäre arm; dann würde man meine Absichten bei der Werbung um Ihre Hand nicht verdächtigen. Offen möchte ich Ihnen anbieten, mein kleines Vermögen mit mir zu theilen. Aber wie lange soll diese Unentschiedenheit dauern!"

Alice schwieg.

„Glauben Sie," fuhr er fort, „er würde einwilligen, wenn ich auf seinen Reichthum verzichtete?"

Das arglose Mädchen wurde von diesem scheinbaren Edelmuth tief ergriffen und sagte schüchtern, während sie ihm vertrauensvoll ins Gesicht sah:

„Und könnten Sie das?"

„Können!" wiederholte der Heuchler; „von Herzen gern! Ich habe Ihnen oft gesagt, Alice, daß ich nicht reich bin; aber ich habe genug, um Derjenigen, die mein kleines Vermögen mit mir theilen möchte, ein zufriedenes und glückliches Leben zu sichern. Ich habe sogar mehr, als wir Beide brauchten, und es sollte mich freuen, ein Weib aus Armuth und Dunkelheit zu Wohlstand zu erheben und ihr manche Annehmlichkeiten des Lebens zu gewähren. Glaube mir, süßes Mädchen, der Trauring sollte das einzige goldene Band sein, das Herzen gleich den unsern mit einander verbindet."

Dieser scheinbare Edelmuth von Seiten des Sprechers erreichte zwei Punkte. Einestheils ward Alice von dem bereits auf ihren Lippen schwebenden Geständniß abgehalten, daß sie unabhängig von ihrem Vater Vermögen besitze, anderntheils schmeichelte es ihrem weiblichen Stolze, sich, ohne Rücksicht auf ihr Vermögen geliebt zu glauben; zugleich entging er aber auch der Gefahr, seine Grundsätze auf die Probe stellen zu lassen und ihr einen Theil des Vermögens zu sichern.

Endlich wagte er leise anzudeuten, wie leicht es für sie sei, sich ohne Wissen des Mr. Arden mit einander zu vereinigen, dessen Zorn, wie er meinte, bald weichen würde, wenn er sähe, daß der Tochter Hand, nicht des Geizigen Vermögen gesucht worden sei.

„Sie kennen ihn nicht!“ erwiederte das arme Mädchen mit tiefem Erröthen; „sein Zorn würde furchtbar sein.“

„Furchtbarer,“ fragte der Liebhaber, „als das einsame Leben, das Sie bisher geführt haben, abgeschlossen von jeder Freude, die Ihrem Alter doch so natürlich ist, von jedem Verkehr mit der Welt, von der Gemeinschaft mit Ihrem eigenen Geschlecht, von dem natürlichen Begehren und Wünschen eines Herzens, wie das Ihrige?“

Was verweilen wir noch länger bei einer Werbung, die so oft schon versucht und von Frauen erhört worden? Alice versprach zwar, nicht sogleich den Mann zu heirathen, der einen solchen Einfluß auf ihr Herz gewonnen hatte, aber sie versprach, seine Worte zu erwägen und in drei Tagen ihm eine Antwort zu geben.

„In drei Tagen?“ wiederholte er; „das ist eine Ewigkeit.“

„Die bald vorüber sein wird,“ sagte Alice gedankenvoll: „Ich kenne die Welt nur wenig; aber Etwas flüstert mir zu, daß der Schritt, zu dem Sie mich drängen, ein ungewöhnlicher ist. Die Umstände, in denen ich mich meinem Vater gegenüber befinde, können ihn wohl entschuldigen, aber rechtfertigen nicht. Verlassen Sie mich jetzt!“ fuhr sie fort; „ich bedarf der Ueberlegung und des Gebets. Ich fühle, daß ich kein Recht habe, länger mit Ihren Gefühlen zu spielen, wenn ich auch mein eignes zum Opfer bringen kann. In drei Tagen sollen Sie meine Antwort haben.“

Mit diesen Worten eilte Alice vom Kirchhofe hinweg und nach Hause, besorgt, ihr Vater möchte früher als sie zurückkehren; doch fast eine Stunde verging, ehe er kam; und als dies geschehen, erschrak seine Tochter über sein Aussehen, denn seine Züge erschienen ihr ungewöhnlich bleich und verstört.

„Du bist krank, Vater,“ sagte sie.

Der alte Mann stöhnte schmerzlich.

„Es ist Speise im Hause — laß mich etwas Dir vorsetzen.“

„Noch mehr Verschwendung!“ rief Nicholas leidenschaftlich. „Ich kann nicht essen, wenn ich weiß, daß jeder Bissen mit dem Gelde bezahlt worden ist, das zu sammeln ich Jahre der Sorge gebraucht habe.“

„Du vergißt, Vater,“ sagte Alice besänftigend; „daß ich es von dem Gelde bezahlt habe, das mein Onkel mir schickt — nicht von Deinem Gelde.“

„Ich weiß es wohl!" grollte der Geizhals, „von dem Gelde, das Deine Mutter mir gestohlen."

„Gestohlen, Vater."

„Ja — gehört das Vermögen der Frau nicht, nach den Worten des Gesetzes wie der Schrift, dem Manne? Was wissen die Weiber, wie man mit Geld umgeht? Sie geben es thöricht hin für schöne Worte und eitles Lächeln! Ich wiederhole es," fügte er wüthend hinzu, „sie hat es mir gestohlen und Du würdest dasselbe thun! Fluch Dir! Ich fluche Euch beiden."

„Vater!" rief Alice, unwillig von ihrem Sitze sich erhebend; „versagt das Wort Dir nicht auf der Zunge? Fluch ihr? dem Wesen, das ihre Jugend — die Welt Dir zum Opfer brachte? das kam, Dich glücklich zu machen — deren Herz Du durch Unfreundlichkeit und Kälte zu Eis erstarrtest und endlich brachst? Pfui! — Pfui! Beuge Deine Knie, alter Mann," setzte sie, in Thränen ausbrechend, hinzu, „und flehe zum Himmel um Verzeihung, daß Du den Engel schmähest, den Du dorthin gesendet."

Erschreckt durch die ungewöhnliche Heftigkeit ihres Betragens, verließ Nicholas Arden das Zimmer, im Abgehen unverständliche Worte von seinem Gelde murmelnd — daß er seines geliebten Goldes nicht beraubt werden wollte.

Wäre in diesem Augenblicke der Fremde erschienen und hätte seine Werbung erneuert, es wäre die Frage, ob Alice Arden ihm noch widerstanden hätte. Ihr Herz war tief verletzt durch die unfreundlichen Worte und die gegen das Gedächtniß ihrer Mutter ausgestoßenen Schmähungen — das einzige Wesen, das sie je wahrhaft geliebt hatte.

Zu früher Stunde verließ am folgenden Morgen der Geizige sein Haus und schritt dem Laden eines Chemikers in der Hohen Straße zu. Es war so ungewöhnlich für ihn, daß er in einen Laden trat, daß die darin befindlichen Kunden zurücktraten, neugierig zu hören, was ihn herführe.

„Haben Sie Gift?" fragte der alte Mann.

„Gift?" wiederholte der Chemiker erstaunt; „ja wohl — natürlich —; aber für gewöhnlich verkaufen wir es nicht, außer...."

„Um Ratten und Gewürm zu tödten," fügte Mr. Arden hinzu; „eine lobenswerthe Vorsicht! Das ist eben der Zweck, für den ich welches verlange."

„Sie!“ rief der Mann erstaunt; „werden Sie von Ratten geplagt? Das wundert mich.“

„Warum?“

„Weil ich noch nie gehört habe, daß sie Gold fräßen.“

„Auch Sie, wie ich sehe, theilen den allgemeinen Irrthum, mich für reich zu halten,“ erwiederte der Geizhals heftig.

Der Kaufmann verbeugte sich lächelnd.

„Haben Sie etwas dawider, mir das Verlangte zu geben?“

„O nein, . . keineswegs!“ meinte der Chemiker, indem er eine Flasche mit der Aufschrift „Arsenik“ herabnahm und eine kleine Quantität davon abzuwiegen begann. „Es ist wohl nicht zu fürchten, daß Sie es zu anderen Zwecken verwenden.“

„Ich denke nicht!“ sagte Nicholas mit einem seltsamen Lächeln; „und doch geschehen manchmal seltsame Dinge.“

Der Chemiker rieth dem alten Mann, das Gift auf Butterbrot zu streuen und es dahin zu legen, wo die Ratten am häufigsten sich zeigten und versicherte ihm, in Kurzem werde sein Haus von dieser Plage befreit sein.

Nicholas Arden bezahlte ohne Murren — etwas ganz Ungewöhnliches bei ihm — das für das Gift geforderte Geld und schritt gedankenvoll wieder seinem Hause zu.

Mancherlei waren die Vermuthungen, welche nach seinem Weggang in dem Laden aufgestellt wurden. Der Gedanke, daß Ratten in seinem Hause seien, schien zu unwahrscheinlich. Sie müßten ja längst verhungert sein.

Später als gewöhnlich zog sich Alice in ihr Zimmer zurück. Auf dem Tische neben dem Fenster stand ein kleiner Teller mit ihrem gewöhnlichen Abendessen — ein wenig Brod und ein Glas Wasser. Ihr Herz war zu gedrückt, um essen zu können. Sie war aufgeregt von dem Versprechen, das sie dem Fremden gegeben, ihn zu erwarten — denn von dieser Antwort hing wahrscheinlicher Weise das Glück oder das Elend ihres Lebens ab.

Männer haben, wenn sie heirathen, tausend Hülfsmittel, sollte ihre Wahl sich als unpassend oder unklug herausstellen. Das Leben hat für sie so viele Beschäftigungen, Bestrebungen und Interessen — sie sind nicht an den häuslichen Herd gebunden. Für das Weib ist aber das Haus die Welt. Sie ist zugleich seine Gebieterin und seine Sclavin. Ein eisernes Gesetz macht sie zum

Eigenthum Dessen, dem sie sich vermählt — das er unterdrücken und mit Füßen treten oder lieben und verehren kann, je nach der Stimmung seines Gemüths.

Der Ehemann, der aus seinem Hause flieht, wird in neun Fällen unter zehn bedauert. Das Weib, das den Gatten verläßt, wird allgemein verdammt, und zwar am härtesten von ihrem eigenen Geschlechte, das Alles gethan hat, die fesselnde Kette fester zu schmieden, weil sie gegen ihre unglückliche Schwester so wenig Nachsicht üben.

„Der arme alte Mann!“ seufzte sie — denn ihre Gedanken weilten bei ihrem Vater; „es wird ein schwerer Schlag für ihn sein! Wenn er mich auch nicht liebt, so bin ich ihm doch nützlich. Vielleicht, wenn er sich in seiner grauenvollen Einsamkeit allein sieht, wird er das Schicksal seines verlorenen Kindes bedauern und erkennen, daß er es hätte weniger rauh behandeln sollen. Darf ich ihn denn verlassen?“ fuhr sie nach einer Pause fort: „Nein, wie schwer auch mein Geschick ist, ich muß es tragen. Der Pfad der Pflicht mag rauh sein, aber gegen seinen Ausgang findet man gewöhnlich schöne Blumen!“

Alice war fast zu dem Entschluß gekommen, die Hand des Fremden auszuschlagen — nicht weil sie an seiner Liebe oder an seiner Ehre zweifelte, sondern zufolge des Princips der Selbstopferung, deren das Weib bei aller seiner Schwäche, Hinfälligkeit und Leidenschaftlichkeit weit eher fähig ist als der Mann.

Während dieser Erwägungen war die arme, halbverhungerte Katze, die ihr ins Gemach gefolgt war und um sie herumgeschnurrt hatte, vom Hunger getrieben auf den Tisch gesprungen und begann Alice's Abendbrot heißhungrig zu verzehren.

„Nimm Alles, Mietz,“ sagte das unglückliche Mädchen, als sie den kleinen Raub bemerkte und zugleich den Teller auf den Boden setzte: „Ich bedarf es nicht.“

Das hungrige Thier hatte bald sein Mahl beendet.

Diese Nacht konnte Nicholas Arden nicht schlafen: sein Gehirn schien in Feuer zu stehen. Er versuchte seine finstern Gedanken und die bleichen Schreckensbilder, die ihn umlagerten, dadurch zu verscheuchen, daß er seinen Götzen Gold zählte, aber dies Mal hatte sein Götze die Zaubermacht verloren. Er wandte sich mit Ekel von dem Klingen des gelben Metalls hinweg, das bisher die einzige Musik

seines Lebens gewesen war, und lauschte. Das Haus war still wie das Grab.

„Vielleicht schläft sie!" murmelte er. „Vielleicht schwindet sie hinweg unbewußt und schmerzlos. Es kann noch nicht zu spät sein. Ich will sie doch wecken — sie warnen — ihr Alles gestehen."

Voll von dieser jüngst geborenen Reue schlich er an die Thür, als er sich erinnerte, daß er ja sein liebes Gold frei auf dem Tische, ohne Wächter, hinter sich lasse. Freilich — er und Alice waren die einzigen Bewohner des Hauses — aber es war doch unbewacht. Er wandte sich um in der Absicht, es in seinen Geldschrank zu verschließen, als der Anblick der glitzernden Haufen Münze seinen Entschluß erschütterte. Er warf sich mit ausgebreiteten Armen auf den Tisch, als wolle er es mit seinem Leibe schützen, umfaßte das todte Metall, für dessen nutzlosen Besitz er so viele wahre Genüsse geopfert hatte und rief, während er in Gedanken die Haufen zählte:

„Sie mag sterben! Sie würde mich doch verlassen! mich meines Goldes berauben! mein — mein — trotz der Thorheit ihrer Mutter — der Bosheit ihres Onkels!"

Das Letztere war eine Anspielung auf den letzten Willen seines Weibes, das, seinen Bitten und Drohungen ungeachtet, kurz vor ihrem Tode die Hälfte ihres ungeheuren Vermögens den Händen ihres Bruders, des Goldschmieds in Lombard Street, niedergelegt hatte, um es für ihr armes Kind zu bewahren; von der andern Hälfte hatte Nicholas seit Jahren die Nutznießung besessen und, wie Quirk gegen Lord Moretown äußerte, es ihm gegen die Sicherheit seiner Güter geliehen.

Nachdem der Geizige seinen Schatz überzählt hatte, brachte er ihn wieder in seinen eisernen Geldschrank, verschloß sorgsam die Thüre und steckte den Schlüssel in seine Brusttasche; denn seit mehr als dreißig Jahren war er gewohnt mit ihm zu schlafen; er konnte nicht ruhen, wenn er das schwere Eisen nicht an der dürren, ausgetrockneten Stelle fühlte, die er sein Herz nannte.

Er setzte sich in seinen Lehnstuhl und beschloß den übrigen Theil der Nacht wachend zuzubringen; er wußte ja, daß Schlaf für ihn unmöglich sei, bei der furchtbaren Aufregung, in der er sich befand. Einmal kam ihm der Gedanke, seine Verschwendung so weit zu treiben, um eine Lampe bis zu Tages Anbruch brennen zu lassen. Die Finsterniß war ihm fürchterlich, und doch würde die

materielle Dunkelheit so hell wie Tageslicht gewesen sein, verglichen mit der geistigen Finsterniß, die seine Seele umhüllte.

Nie waren ihm die Stunden so langsam hingeschwunden. Mehr als einmal verließ er sein Zimmer, kroch mit geräuschlosen Schritten an die Thür von seiner Tochter Gemach und lauschte mit zurückhaltendem Athem und steigender Seelenangst — aber kein Laut ließ sich vernehmen. Er hätte gern geklopft, aber welche Entschuldigung hatte er, sie zu erwecken, wenn sie schlief? Und war sie todt, so kam die Entdeckung noch zu früh.

„Ich muß vorsichtig sein," murmelte er; „denn die Neugier beobachtet mich. Warum zittere ich nur? Liest man nicht in der Heiligen Schrift, daß der Vater das Recht hat, sein Kind zu opfern, selbst wenn es gehorsam ist? Isaak war gehorsam und Japhets Tochter ebenso. Wie viel mehr, wenn sie sich gegen uns auflehnen."

Mit dieser Sophistik versuchte er sich selbst zu überreden, daß die schändliche That, die er versuchte, eine That der Gerechtigkeit sei.

Endlich graute der Morgen. Noch immer bemeisterte der Geizige seine Ungeduld, die ihn fast verzehrte, so weit, daß er die Stunde erwartete, wo seine Tochter gewöhnlich bei ihm erschien. Erst jetzt klopfte er an ihre Thür und rief sie bei Namen. Keine Antwort.

„Alice! — Alice!" rief er und drehte die Klinke. Das Schloß war von innen verschlossen. „Das ist gut, murmelte er vor sich hin, während ein Lächeln der Zufriedenheit seine grauenvoll entstellten Züge durchzuckte. Das nimmt den Verdacht von mir. Jetzt Lärm gemacht!"

Es war ziemlich acht Uhr, als Nicholas Arden mit bleichem verstörtem Anblick und mit wild um sein Gesicht hängendem Haar auf die Straße stürzte. Der Erste, den er hier antraf, war Mr. Frost, eine Magistratsperson, der schon seit längerer Zeit in seinen Büchern stand.

„Himmel, Mr. Arden!" rief er, „was fehlt Ihnen denn?"

„Meine Tochter!" stammelte der Geizhals mit gut erheucheltem Schmerz.

„Ist sie krank?"

„Todt fürchte ich! Ich habe an ihrer Thür gerufen und sie hört mich nicht! Alice! — mein liebes, liebes Kind!"

„Man muß die Thür aufbrechen, bemerkte Mr. Frost, „und Hülfe herbeirufen. Sehen Sie doch," fuhr er fort, nach der Thüre der nahen Kirche deutend, „wie glücklich! da kommt Dr. Girkins, wie gewöhnlich von seiner Morgenandacht!"

Der Arzt hörte die Geschichte mit einer Ruhe an, welche den Friedensrichter, wie Nicholas Arden in Erstaunen setzte, denn er stand in dem Rufe, nicht allein ein geschickter Arzt, sondern auch ein hülfsbereiter Mensch zu sein.

„Es freut mich, Ihnen Ihre Furcht benehmen zu können," sagte er zum Geizigen gewendet. „Mr. Arden ist in keiner Gefahr, das kann *ich* Ihnen versichern."

„Was meinen Sie damit?" fragte der alte Mann. „Ich sage Ihnen ja, daß sie in ihrem Zimmer ist — die Thür fest verschlossen — daß Nichts sie aufwecken kann! sie muß krank, vielleicht todt sein!"

„Und ich sage Ihnen," erwiderte Dr. Girkins, indem er auf seine Uhr blickte, „daß Miß Arden nicht todt ist, wenn es auch jetzt keinen Miß Arden mehr giebt; denn sie wird jetzt mit dem Herrn verheirathet sein, mit dem ich sie an den Altar treten sah."

Mit einem Schrei der Wuth stürzte Nicholas Arden in die Kirche, gefolgt von Mr. Frost und dem Arzte. Der Geistliche schloß bei ihrem Eintreten gerade das Buch.

„Mein Kind!" schrie der Geizige. „Gebt mir mein Kind zurück!"

„Das ist gegen das Gesetz!" sprach der Friedensrichter zu dem am Altare stehenden Geistlichen. „Ohne die Einwilligung des Vaters ist die Ehe ungültig und ich erfülle nur meine Pflicht, wenn ich befehle, daß die Dame . . ."

„Zurück, Sir!" rief der Fremde dem kleinen dicken Friedensrichter zu, der die Hand der Braut ergreifen wollte. „Diese Dame ist jetzt mein Weib, Gräfin von Moretown!"

Kaum hörte der alte Mann den Namen des Grafen von Moretown, als er in seine Kniee sank und sein Kind verfluchte. Er würde sie lieber todt als verheirathet gesehen haben, denn jetzt mußte er ja sein Gold herausgeben.

„Gott wird Dich nicht hören, Vater!" sagte Alice düster, sobald die Ueberraschung, die sie bei Verkündigung ihrer neuen Würde

erfaßt hatte, ihr die Sprache wiedergegeben; „Du solltest ihm eher danken, daß er in seiner Gnade Dir ein Verbrechen ersparte!"

Langsam erhob sich der alte Mann von den Knieen und verließ in finsterem Schweigen die Kirche.

Sechszehntes Kapitel.

Für 'nen Trunk Wasser gäb' er das Heil
Der Seele hin. Shakspeare.

Halb ohnmächtig wurde Alice in die prächtige Equipage getragen, die auf einen Wink des Grafen an das Portal der Kirche vorfuhr.

Das arme Mädchen konnte sich kaum Rechenschaft über die Gefühle ablegen, die sie bestürmten, als sie sich so unerwartet zu einem Range emporgehoben sah, an den sie selbst in ihren wildesten Träumen nie gedacht hatte. Sie, die verachtete, die demüthige Alice, das Weib eines der stolzesten Peers von England. Es war nicht Liebe allein, welche ihr unschuldiges Herz erfüllte, es war Dankbarkeit, Verehrung, fast Vergötterung für den Mann, der ihr ein so uneigennütziges Opfer brachte.

Armes Mädchen! Sie kannte ja die Macht des Goldes nicht, sie wußte nicht, daß ein Vermögen wie das ihre ihr Ansprüche auf eine Herzogskrone gegeben hätte.

Vor dem Portale stand Nicholas Arden, ein Bild stummer Verzweiflung. In seiner weltlichen Natur durchschaute er Alles; und der Gedanke, daß seiner Tochter Vermögen ihm entrissen war, trieb ihn fast zum Wahnsinn. Sein Herzblut hätte er lieber hingegeben."

„Kommen Sie, Mr. Arden, kommen Sie!" sagte der Friedensrichter, der sich von dem gegen seine Würde geführten Schlage etwas erholt hatte. „Mistreß Alice hat keine schlechte Wahl getroffen! Gräfin Moretown!"

Der Geizhals antwortete mit einem angstvollen Stöhnen.

„Ein Mann, dessen Einfluß im Lande bekannt ist!" fügte der Sohn des Aeskulap hinzu.

„Ein Bettler!" rief der alte Mann;" ein Verschwender, dessen Güter bis zum letzten Heller verpfändet sind! Mein Gold! mein Gold!"

Die beiden Männer sahen sich fragend an. Die wenigen kurzen Worte, die sie von dem Alten gehört, belehrten sie über die Uneigennützigkeit des Peers.

Wie ein Blitz hatte sich das Gerücht in die benachbarten Straßen verbreitet, daß Alice Arden mit einem Peer vermählt und ihr Vater wahnsinnig geworden sei. Eine Masse müßiger, neugieriger Leute sammelten sich auf dem Kirchhofe und blickten anfangs schweigend auf die unheimliche Gestalt des Geizigen, der in düsterer Verzweiflung sich auf einen zerbrochenen Grabstein gesetzt hatte und mit verstörter Miene auf den Boden starrte.

Bald flüsterte man sich zu, daß die Verbindung heimlich geschehen sei und mancher freute sich, daß das arme Mädchen endlich der entwürdigenden Knechtschaft entgangen sei, in welcher man sie so lange gehalten.

„Nun seht ihn nur an!“ bemerkte ein Fleischerjunge, der mit seiner Mulde auf der Schulter sich der gaffenden Menge angeschlossen, „sollte man nicht glauben, das Gold sei ihm davon gelaufen, nicht seine Tochter.“

„Es ist ja ein hungriger Mund weniger!“ fügte ein Anderer tröstend hinzu.

„Wo ist denn Goliath?“ schrie ein Dritter — denn seit der Entfernung des Waisenhausknaben hatte sich unter den niedern Volksklassen ein Gerücht verbreitet, daß der Geizhals ihn habe verhungern lassen und dann selbst in die Erde gescharrt habe. Hätte man selbst behauptet, er habe den Jungen gefressen, so würde das Märchen Gläubige gefunden haben, denn die Hinneigung zum Seltsamen und Gräßlichen ist außerordentlich groß.

Endlich kam der Küster und fragte Mr. Arden, ob er nicht bei diesem fröhlichen Ereigniß die Glocken geläutet haben wollte. Der Geizhals starrte ihn einen Augenblick lang bewußtlos an, als wenn er seine Frage nicht verstanden hätte und der Mann mußte sie wiederholen und setzte hinzu, der Preis sei nur 3 Guineen.

„Wäre es für ihr Begräbniß,“ rief Nicholas, „würde ich es gern, herzlich gern, bezahlt haben, so groß auch die Summe ist! Aber jetzt, nicht einen Pfennig — nicht einen Heller!“ Bei diesem Ausbruch unnatürlicher Leidenschaft stand die Menge anfangs in lautlosem Erstaunen da, später aber ließ sich ein Zischen der Verachtung und des Unwillens vernehmen und der Friedensrichter,

den die Klugheit nöthigte, die Rolle eines tröstenden Freundes zu übernehmen, denn er war des Geizigen Schuldner, flüsterte ihm zu: „Es wäre wohl besser, lieber Herr, wenn Sie sich nach Hause begäben."

Nicholas Arden erhob sich mit einiger Schwierigkeit von seinem Sitze, denn er war ein alter Mann und der Schlag hatte ihn tief getroffen. Sein Gesicht war todtenbleich und seine Augen wanderten von einem Sprecher zu dem andern mit leerem, gedankenlosem Blick, als wenn er vergeblich sich bemühe, den Sinn der ausgesprochenen Worte zu erfassen.

„Ja — ja!" murmelte er; „ich will nach Hause gehen!"

„Und ich will Sie begleiten, lieber Herr," sagte Dr. Girkins, indem er ihm seinen Arm bot; „Sie sind krank, Mr. Arden — sehr krank! dem Tode nahe!" flüsterte er dem Friedensrichter zu; „etwas Medicin und Ruhe!"

„Medicin!" rief der alte Mann, dessen Körper zu zittern begann, als würde er von einem Schlage getroffen. „Nein — nein, Medicin kostet Geld und ich habe keins wegzuwerfen! — Ich mag keine Medicin! Uebrigens," fügte er hinzu, „da ist ja der Armendoctor, der muß mir helfen — meins ist ja ein Fall für christliche Liebe — echt christliche Liebe!"

Es war sichtbar, daß die geistigen Fähigkeiten des Sprechenden sehr gelitten hatten, so sehr, daß es zweifelhaft war, ob sie sich je wieder würden erholen können. Die beiden Herren führten ihn daher wie ein Kind von dem Kirchhofe hinweg nach der Pforte seines Hauses, die wie gewöhnlich fest verriegelt und verschlossen war.

Der Friedensrichter und Dr. Girkins beriethen sich einige Augenblicke, worauf der Erstere seine Hand leise in die Tasche des Schlafrocks vom Geizigen steckte, um nach dem Schlüssel zu suchen.

„Man bestiehlt Dich, Nick!" schrie der Fleischerjunge, der mit der Mehrzahl der Menge den Männern gefolgt war.

„Nehmt Euer Geld in Acht!" riefen mehrere Andere.

Mr. Frost ließ mit tiefem Erröthen, das wohl von dem tugendhaften Unwillen über solch einen Verdacht herrühren mochte, des alten Mannes Arm los und wandte sich um, die Sprechenden anzusehen. Dr. Girkins schien ebenso erstaunt über eine solche Zumuthung.

Auf Nicholas Arden jedoch übten die Worte einen ganz andern Eindruck aus. Der Ruf Diebstahl und Gold schienen für einen

Augenblick ihm seine verlorenen Kräfte wieder zu geben und während seine beiden Freunde die Menge mit Worten straften, zog er aus seinem Busen den massiven eisernen Schlüssel, schloß die Pforte mit ungewöhnlicher Schnelligkeit auf, sprang hinein und verriegelte sie von innen.

Ein lautes wieherndes Gelächter folgte dieser That.

„Der alte Fuchs ist Ihnen doch entgangen!“ bemerkte der Eine.

„Ja wohl! ja wohl! laßt nur Nicholas Arden gehen!“ fügte ein Anderer hinzu; „er weiß recht gut, was er will. Er braucht keine Doctoren!“

„Advokaten auch nicht!“

Wir vergaßen unsere Leser zu benachrichtigen, daß Mr. Frost der Friedensrichter, dem zuletztgenannten Stande angehörte.

Nachdem die beiden Herren wiederholt an die Thür geklopft hatten, die der Geizhals ihnen vor der Nase zugeschlagen, schritten sie mit Worten des Bedauerns, die ihrer Menschenliebe alle Ehre machten, langsam hinweg, während jeder in seinem Herzen die Gegenwart der Menge verwünschte, welche sie verhindert hatte, in das Haus des alten Mannes einzutreten; und doch verlor der Doctor nur einen Kranken und der Gesetzesmann einen Clienten, von dem sie nie Geld gesehen haben würden.

Sie beschlossen jedoch zur Nachtzeit zurückzukehren und sich wo möglich den Eingang zu erzwingen, natürlich aus den lobenswerthesten Absichten, denn sie waren ja höchst achtbare Leute.

Nachdem Nicholas Arden das äußere Thor verriegelt und verschlossen hatte, trat er in das einsame Haus und zum ersten Mal vielleicht in seinem langen Leben kam ein Gefühl der Einsamkeit über ihn. Jede Thüre, durch die er schritt, verschloß er sorgfältig hinter sich, bis er an Alice's Stube kam, die noch immer verschlossen war, wie er sie verlassen.

„Ich kann es nicht begreifen,“ murmelte er; „verflucht sei die zögernde Schwäche! Ich hätte den Schlag zuvor sollen ausführen, und Alles wäre gut geworden! Es kostet mich mein Vermögen! Ich bin ein Bettler!“

Da er sah, daß er zu schwach sei, um die Thüre aufzubrechen, ging er in sein Kabinet zurück, und nahm aus einem der Schubfächer ein ungeheures Bund Schlüssel, mit dem er sich wieder zu

der verschlossenen Thür begab. Nach mehreren Versuchen gab endlich das Schloß nach und er trat in das Zimmer.

Das Erste, was ihm hier auffiel, war der dürre Leichnam der todten Katze, der noch auf dem Boden lag; die aus dem Kopfe herausgetretenen Augen und die verzerrten Glieder zeigten, unter welchen Qualen sie gestorben sei. Auf dem Tische stand der kleine Teller mit einer noch unberührten Brodschnitte.

Nicholas Arden begriff sogleich, wie sein Verbrechen vereitelt worden, aber statt eines Gefühls des Dankes erfüllte Zorn und Wuth ihn. Er stieß den Leichnam des Thieres mit dem Fuße von sich und rief:

„Ich wollte, sie läg' an Deinem Platze! Das unnatürliche Kind, das mir mein Gold geraubt hat! Aber sie soll es nie erhalten," fügte er wild hinzu, „noch der hochgeborne Bettler, der sie geheirathet hat! Ich will es mit mir nehmen in mein Grab — und darauf schlafen! Dann kann ich schlafen — und sie verlachen!"

Voll von diesen Gedanken setzte sich der alte Mann in den Stuhl, in welchem seine Tochter so manche bittere Stunde der Nacht vor ihrer Verheirathung zugebracht hatte. Eine Zeitlang schien er in Nachdenken versunken. Sein geschäftiges Hirn suchte ein ungewöhnliches Mittel, um den Peer um seines Weibes Vermögen zu bringen und seinem Kinde den Theil des mütterlichen Erbes zu entreißen, den er in seinen Händen hatte. Je klarer ihm die Mittel wurden, wie er seinen teuflischen Plan ausführen könne, flog ein kaltes, dämonisches Lächeln um seine dünnen, farblosen Lippen.

„Es wird gehen!" rief er; „es wird gehen!"

Seine Augen fielen auf das alte Schreibepult, welches einst seiner Frau gehört hatte. Es war offen und ein Brief in Alice's Handschrift und an ihn adressirt, lag darauf.

Trotz seiner Willensstärke vergingen doch einige Minuten, ehe Nicholas Arden hinreichende Entschlossenheit aufbieten konnte, um das Siegel zu brechen; und als der Brief geöffnet war, schienen anfangs die Worte in einander zu laufen. Erst als er eine Weile fest darauf gesehen, wurden sie deutlich — furchtbar deutlich.

„Vater!" so fing das Schreiben an: „in diesem Worte finde ich einen genügenden Grund vor jedem sterblichen Wesen die That,

deren Du Dich schuldig gemacht hast, zu verbergen. Ist es nur möglich, so frage ich mich selbst, daß bei dem Alter, das Deine Schultern drückt und obgleich Du mit einem Fuße bereits im Grabe steh'st, der Geiz, die Stimme der Natur so weit in Dir ersticken konnte, um Dich zu verführen, Deine Seele durch den Mord Deines einzigen Kindes zu beflecken. Und doch kann ich es nicht bezweifeln. Der Beweis, der gräßliche Beweis liegt noch immer vor mir! Ich will Dir meine freudlose Kindheit, die Entbehrungen meiner Jugend, mein einsames, trübes Dasein nicht vorwerfen. Ich ertrug das Alles, wenn auch nicht ohne bittern Schmerz, doch ohne lauten Tadel; aber diese letzte Handlung hat die Fessel des Gehorsams zerbrochen. Deinetwegen wie meinetwegen habe ich eine Schranke zwischen mir und Deinem bösen Willen gesetzt, indem ich meine Hand einem edlen Manne gebe, dessen Schutz ich mich anvertrauen darf. Lebe wohl! Gott möge Dir vergeben! Und wenn in Augenblicken der Einsamkeit und des Nachdenkens bessere Gedanken in Deinem Herzen erwachen sollten, dann sei der Vergebung derjenigen sicher, welche sich noch immer als Dein Kind nennt!"

Unterzeichnet war das Schreiben mit „Alice."

„Heuchlerin!" rief der alte Mann, während seine zitternde Hand den Brief ungeduldig von sich warf. „Mag sie leben, um der Stunde zu fluchen, in der sie meinem Hause entfloh, so bitter, wie ich es thue!"

Der Gedanke entstand in ihm, daß es klug wäre, den Beweis für seine verbrecherische Absicht, denn als solcher, konnte er doch wohl gelten — zu vernichten. Er versuchte sich von dem Stuhle zu erheben, in welchem er bisher gesessen; aber seine Glieder schienen verzaubert — sie gehorchten nicht länger seinem Willen — Lähmung hatte die munteren Theile seines Körpers ergriffen!

Mit einem Schrei der Wuth, der dem Gebrüll eines Dämonen glich, warf er sich auf den Boden und kroch wie ein zertretenes Gewürm nach dem Papiere, das er, so wie er es erreichte, mit den Zähnen in tausend Stücke zerriß.

„Oh, nur noch für einen Augenblick Kraft, um meine Stube zu erreichen!" ächzte er.

Aber diese Kraft, um die er bat, wurde ihm verweigert. Den finstern Plan, den er entworfen, seinen Reichthum und seine Papiere zu verstecken, konnte er nicht mehr ausführen und der Ge-

danke, daß sein Gold, der Götze, für den er fast sich mit Mord befleckt hätte — seinem Kinde erhalten bleiben sollte, trieb ihn zum Wahnsinn. Er fluchte und lästerte in ohnmächtiger Wuth, bis die erschöpfte Natur ihn zum Schweigen zwang.

Finsterniß fiel endlich auf seine Seele — jene moralische Nacht, die kein Strahl des Glaubens oder der Hoffnung durchdringt.

Nicholas Arden fühlte, daß er sterben müsse und diese Ueberzeugung trieb ihn in Verzweiflung; doch kein Gefühl der Reue für sein vergangenes Leben ergriff ihn; er bedauerte nur, daß er die Hülfe des Doctors zurückgewiesen, obgleich er einen Theil seines geliebten Goldes dafür hätte opfern müssen. Er würde Welten hingegeben haben, wenn man ihm sein Leben nur für einen Tag hätte verlängern können; aber der Fürst der Schrecken ließ sich seine Beute nicht entreißen — er mußte sterben, wie er gelebt hatte — allein — ohne eine befreundete Hand, die ihm den kalten Schweiß von der Stirn trocknete, ohne ein liebendes Auge, das seinen Todeskampf bewachte, ohne eine tröstende Stimme, die seine Hoffnung stärkte oder Segen von seiner scheidenden Seele erbat. Ein solcher Tod war eines Lebens in Geiz und Verbrechen würdig.

So starb er — ohne Beistand und allein — fluchend endlich dem Golde, das ihn nicht zu retten vermochte — in der Raserei im Todeskampf es darbietend für einen Schluck Wasser, um seine brennenden Lippen zu kühlen — aber ohne Gebet, ohne eine Thräne der Reue.

Der Unglückliche, den eiserne Dürftigkeit im Alter verdammt, trostlosen Schutz im Armenhause zu suchen, würde solchen Tod mit Schauder gesehen haben; dort konnte er doch auf eine mitleidige Hand rechnen, ihm die Augen zu schließen, auf ein Gebet, Gott möge ihn bald aufnehmen, von wo noch kein Wanderer wiederkehrte. Das letzte Wort des Geizigen war ein Fluch, halberstickt von dem Todesröcheln.

Siebzehntes Kapitel.

Was sucht Ihr, Leute, hier bei nächt'ger Weile?
Seid redlich Ihr, bringt Tageslicht mit Euch!
Altes Schauspiel.

Der ehrenwerthe Mr. Frost und sein Freund Dr. Girkins — denn sie waren plötzlich dicke Freunde geworden — warteten bis zur Zeit der Mitternacht, ehe sie ihren Besuch im Hause Nicholas Ardens abstatteten. Natürlich dürfen wir nicht muthmaßen, irgend ein anderes Gefühl oder Absicht habe sie hergeführt, als die einem Mitgeschöpfe Hülfe zu leisten; und doch, für Männer beseelt von christlicher Liebe und Mitleid, hatten sie eine sonderbare Stunde gewählt; aber der richterliche Charakter des Einen und der Beruf des Andern zerstreuten jeden Verdacht einer andern unlautern Absicht.

„Der alte Mann muß entweder schon todt sein oder im Sterben liegen!" bemerkte Dr. Girkins, der schon mehrmals die Hausklingel in Bewegung gesetzt hatte, ohne daß die Thüre sich geöffnet hätte.

„Denken Sie wirklich so?" fragte sein Begleiter.

„Gewiß! Ich las es diesen Morgen schon in seinen Zügen!" war die Antwort.

Nach einer hastig geflüsterten Berathung begann der erste Sprecher die Mauer zu ersteigen, in der Absicht, sobald er erst auf der andern Seite der Mauer sei, das Thor aufzuriegeln und seinen Freund einzulassen. Gerade als er die Höhe der Mauer erreicht hatte, fuhr eine vierspännige Kutsche an dem Hause vor und Mr. Brindsly und des Lesers alter Bekannter, Goliath, stiegen am Thore aus.

„Hallo!" rief der Letztere; „haben wir Diebe hier?"

„Diebe!" wiederholte der Friedensrichter, mit einem unwilligen Blicke; „sehen wir aus wie Diebe?"

„Sehr!" antwortete der Knabe.

Hätte der würdige Goldschmied die Gesichter der beiden in einer so zweideutigen Lage entdeckten Herren sehen können, so würde er sich über den Verdacht seines Gefährten nicht gewundert haben.

„Ihre Gegenwart hier und zu dieser Stunde," sagte er, „hat wenigstens einen sonderbaren Anschein. Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?"

„Mein Name ist Frost, Sir, ein Gerichtsbeamter der Stadt und dieser Herr hier ist Dr. Girkins, der ärztliche Freund Mr. Ardens. Wir verließen ihn diesen Morgen krank, sehr krank.“

„Vom guten Frühstück kam das wohl nicht her!“ bemerkte trocken Goliath.

„Mein Freund,“ fuhr Mr. Frost fort, ohne die Unterbrechung zu beachten, „war im Begriff seinen Kranken zu besuchen; und nachdem er wiederholt geschellt hatte, ohne eine Antwort zu erhalten, hielt er sich für berechtigt, bei der Dringlichkeit des Falles, den Eingang zu erzwingen, wozu ihm meine Gegenwart das volle Recht gab. Nun jetzt, meine Herren,“ fügte der Friedensrichter hinzu, „wo wir unsere Gegenwart erklärt haben, werden Sie wohl so freundlich sein und uns den Grund für die Ihrige angeben.“

„Nicht mehr wie billig!“ erwiederte der Goldschmied. „Ich bin der Schwager des Mr. Arden und der Verwalter des Vermögens seiner Tochter. In später Abendstunde erfuhr ich aus einer von ihr an mich in Eile geschriebenen Note ihre Vermählung mit Lord Moretown. Ich mußte mich also mit ihrem Vater sofort ins Vernehmen setzen und sollte irgend etwas vorgefallen sein, so würde ihre Gegenwart mein Verfahren weniger schwierig machen. Aber wie kommen wir ins Haus?“

„Das sei meine Sorge!“ sagte Goliath; „ich kenne hier jeden Winkel und der alte Mann müßte bedeutend klüger geworden sein, als damals, wo ich ihn kannte, wenn mir der Eintritt versagt bleiben sollte.“

Ohne die Einwilligung des Mr. Frost abzuwarten, begann Goliath sofort die Mauer mit der Behendigkeit einer Katze zu erklettern, verschwand schnell in dem Hofraum und öffnete schon in wenigen Minuten die massive Thüre. Die nächste Schwierigkeit war jetzt in das Haus selbst zu gelangen; doch auch dazu wußte der Bursche Rath, indem er auf das Dach der halbzerfallenen Schuppengebäude stieg, von wo aus er in eines der Fenster kletterte und dann von innen die Pforte entriegelte.

Mit der Laterne, die man vom Wagen genommen, betrat jetzt die Gesellschaft das Haus, das still wie ein Grab war. Langsam und vorsichtig durchsuchten sie die verschiedenen Zimmer, bis sie die Stube von Alice erreichten, wo sie ihre Ahnung — Furcht dürfen

wir nicht sagen — bestätigt fanden. Nicholas Arden lag todt auf dem Boden, neben ihm der Leichnam der Katze.

„Gott!" rief schaudernd der Goldschmied, „er ist ermordet!"

„Verhungert eher!" bemerkte Goliath.

Ehe man weitere Nachforschungen anstellte, hielt man es für rathsam, nach dem Stadthause zu schicken und einige Gerichtsbeamte herbeizurufen.

Der Tag graute, als der Mayor mit einigen andern Beamten eintraf. Dem Erstern war die Person des Mr. Brindsly wohl bekannt und er gab zu weiterem Verfahren die nöthigen Befehle.

Als man das Zimmer betrat, in welchem der Geizhals seine Schätze verborgen hielt, fand man Alles in seinem gewöhnlichen Zustande. Die eisenumgürteten Schränke und Kästen waren fest verschlossen. Ehe man aber dazu schritt, sie zu versiegeln, hielt man es für zweckmäßig, ihren Inhalt zu untersuchen.

Im ersten fand man eine ungeheure Summe in Gold; Säcke voll Guineen, vor Alter fast farblos; Kästchen voll von glitzernden Edelsteinen, die man den Verstorbenen als Pfand gelassen hatte und ganze Haufen von Silbergeschirr, von dem Einiges die Wappen und Chiffern der ersten Familien der Grafschaft trugen. Der Mayor drückte sein Siegel auf, sobald das Inventarium gemacht worden war; Mr. Frost und der Goldschmied folgten seinem Beispiel.

„Der alte Mann," dachte Goliath, während er mit neugierigem Blicke dem gerichtlichen Verfahren folgte, „drehte sich im Grabe noch um, wenn er wüßte, was hier geschieht."

Der nächste Schrank war vorzugsweise mit Papieren (Verschreibungen, Pfandbriefen und Besitztiteln) gefüllt, sämmtlich sorgfältig geordnet und mit Aufschriften versehen. Hier fand sich auch unter Andern eine Schuldverschreibung auf 4000 Pfd. von Mr. Frost.

Mr. Brinsly und Goliath wurden von demselben Gedanken ergriffen, als der Mayor den Namen las und Frost ihn aufschrieb.

Nur ein Testament des Geizigen fand sich nicht und dieses aufzufinden, war gerade der Hauptzweck des gutherzigen Mannes. Er kannte die Welt zu genau, als daß ihm die Vermählung seiner Nichte mit Lord Moretown, dessen Charakter und Geldverlegenheiten ihm bekannt waren, hätte blenden können; und der Gedanke, der verschwenderische Peer könne zum unbeschränkten Besitz ihres großen Vermögens gelangen, machte ihn sehr unruhig und besorgt.

„Arme Alice!“ murmelte er seufzend; dein Schicksal wendet sich nicht! Du scheinst verurtheilt als Weib wie als Tochter, eine Sclavin zu sein. Der alte Mann ist ohne Testament verstorben.“

Auch dieser Schrank wurde auf dieselbe Weise wie der vorige versiegelt.

„Der alte Mann hat ein Testament gemacht, ich weiß es gewiß!“ flüsterte Goliath seinem Herrn zu, als er bemerkte, wie sehr der würdige Mann durch das Nichtauffinden eines solchen Schriftstücks bekümmert war. „Er liebte sein Geld, so lange er lebte, zu sehr, als daß er nicht nach seinem Tode über dasselbe hätte verfügen sollen.“

Mr. Brindsly schüttelte seinen Kopf. Bereits hatte man alle Schränke, Kisten und Kasten durchsucht. Gold hatten sie gefunden in jedem Winkel des Gemachs; aber keine Zeile, die man als eine testamentarische Verfügung hätte ansehen können.

„Was thut es aber, meinte Goliath, „da doch Alles Mrs. Alice gehört?“

Nicht ohne Schwierigkeit konnte der alte Herr dem jungen Menschen begreiflich machen, daß durch ihre Heirath mit Lord Moretown dieser der unbestrittene Besitzer ihres Vermögens wurde, sobald sich kein Testament vorfand.

„Das ist ja aber Unrecht!“ rief Goliath.

„Es ist Gesetz!“ erwiederte der Herr. „Seine Herrlichkeit heirathete sie blos ihres Reichthums wegen. Armes Mädchen! Ein trauriges Loos wartet ihrer: er hat weder das Herz noch den Verstand, ihre Tugenden zu würdigen.“

Am folgenden Tage wandte man sich schriftlich an den Grafen für weitere Verhaltungsbefehle; er kam selbst in Begleitung seines Agenten, welche vom Hause und Allem, was es enthielt, Besitz nahmen. Ein Umstand fiel allen Anwesenden auf. Die Pfandbriefe auf Moretowns Güter waren nirgends zu finden, obgleich der Mayor und Mr. Brindsly sich genau erinnerten, sie in dem Schranke gesehen zu haben und die Siegel an demselben unverletzt erschienen.

Die Bestattung von Nicholas Arden fand in später Abendstunde statt. Nur Mr. Brindsly, Goliath und der Agent des Grafen Moretown waren dabei zugegen. Am Grabe wurde keine Thräne vergossen und das Gebet, welches der Geistliche darüber sprach,

tönte in den Ohren der Beistehenden wie leerer Spott. Alle fühlten sich erleichtert, als die Ceremonie beendet war.

Am folgenden Tage kehrte der Goldschmied und Goliath nach London zurück; der Letztere nahm Mabels Vogel, den alten Lehnstuhl und ein Portrait von der Gattin des Geizigen mit sich: Er wußte, wie sehr ihm ihre Tochter dafür danken würde.

Alice war allein in dem glänzenden Hause ihres Gatten, als der treue Bursche ihr diese Gegenstände brachte. Der Graf war in die nördlichen Grafschaften gereist, um mit seinem neuerworbenen Reichthum die Wahl seiner beiden Candidaten zu unterstützen, denn die allgemeinen Wahlen standen bevor.

Obgleich seit erst einigen Tagen verheirathet, waren doch manche Illusionen bereits vernichtet. Lord Moretown zeigte sich höflich gegen seine Gattin, denn sein äußeres Benehmen wenigstens war das eines Gentleman, aber die Maske fing bereits an, durchsichtig zu werden. Sie sah, daß ihr Vermögen der Gegenstand seines Strebens gewesen, nicht ihre Person, nicht ihr Herz.

„O Miß Alice!“ rief der junge Mann in Thränen ausbrechend, als er ihr bleiches Gesicht und die düstern Trauerkleider sah; „ich bitte um Verzeihung — Mylady — Gräfin meine ich...“

„Nenne mich Alice,“ sagte das arme Mädchen mit einem schwachen Lächeln; „es erinnert mich an die alte Zeit!“

„Und erinnern Sie sich noch ihrer?“ rief Goliath, indem sein Gesicht bei ihren Worten aufleuchtete. „Denken Sie noch zuweilen des Knaben, gegen den sie so gütig waren, jetzt, wo sie eine vornehme Dame sind?“

„Ja wohl,“ erwiederte die Gräfin ernst, „denn in dem Tone des Burschen lag ein so tiefes Gefühl, daß sie, ohne zu wissen, warum, ihre Wange erröthen fühlte. Ich vergesse so leicht die Vergangenheit nicht. Mein armer unglücklicher Vater! Er muß wahnsinnig geworden sein, Goliath. Gewiß, das war er! Wenigstens bitte ich zu Gott, daß er es war.“

„Sie bitten darum?“ sagte der junge Mann, der keine Ahnung von den letzten Vorfällen im Hause des Geizigen hatte und den Sinn der Worte nicht begreifen konnte.

Alice schwieg; das Geheimniß ruhte in ihrem Herzen und Niemand sollte es erfahren.

„Ich habe Ihnen Mabels Vogel gebracht und das Bild, das im langen Zimmer hing.“

„Meiner Mutter! O ich danke Dir! rief die Gräfin.“ Sein Verlust würde mich mehr geschmerzt haben, als der von meines Vaters Vermögen. Es ist die einzige Erinnerung, die ich von ihr besitze, deren Tugenden ihrem Kinde ein Vorbild waren, deren Geduld,“ fügte sie im Gedanken hinzu, „ich wohl bald Gelegenheit haben werde, zu üben.“

Sie zog die Klingel und befahl dem Kammerdiener, die Sachen, welche der Gentleman gebracht habe, in ihr Zimmer bringen zu lassen. Der arme Junge erröthete vor Stolz. Alice hatte ihn Gentleman genannt. Und das war er auch, seinem Herzen und seiner Gesinnung nach; denn er war dankbar, höflich und ehrenwerth. Die beiden Jahre, die er bei Mr. Brindsly zugebracht, hatten ihn in seiner äußern Erscheinung wunderbar verändert.

„Und was ist aus Mabel geworden?“ fragte Lady Moretown; „hat mein Onkel jemals Nachricht von ihr bekommen?“

„Nein! drei Monate nach dem versuchten Einbruch in den Laden durch ihren Mann und den Schwarzen Will verließ sie das Haus, um ihr verlornes Kind aufzusuchen!“

Einige Tage später kehrte Lord Moretown froh gelaunt über den glücklichen Erfolg seiner Reise nach dem Norden nach London zurück. Die plötzlich aufgefundene Goldgrube setzte ihn in den Stand, die in seine Familiensitze gegen ihn angelegten Pläne zu vernichten und seine beiden Candidaten durchzubringen. Der schon so lange erstrebte Sitz im Ministerium schien ihm endlich nicht entgehen zu können. Er saß mit seiner Gemahlin am Morgen nach seiner Rückkehr beim Frühstück, eifrig beschäftigt mit dem politischen Artikel der Times, als der Diener eine Visitenkarte hereinbrachte. Es war eine ganz ungewöhnliche Zeit für einen Besuch. Der ehrgeizige Peer erhob sich halb aus seinem Sessel, um sie entgegenzunehmen, weil er sich einbildete, es sei eine Karte von dem Manne, den der König mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt hatte; aber kaum hatte er den Namen „Mr. Thomas Brindsly Goldschmied Lombard Street“ gelesen, als er sie mit einem Ausdruck des Ekels und der Täuschung auf den Teppich fallen ließ.

„Nicht zu Hause!“ rief er; „was will der Mann, da er zu

einer so ungelegenen Stunde kommt? Ich sagte ihm ja, er solle sich in Geschäftsangelegenheiten an meinen Agenten wenden."

„Der Herr meinte, es sei eine Privatangelegenheit," erwiederte der Kammerdiener.

„Kann ihn nicht sehen!"

„James, sagen Sie meinem Onkel, daß ich ihn sehen werde," sagte Alice in einem ruhigen und festen Tone, „und führen Sie ihn in meine Gemächer."

Eine Wolke des Unmuths zog sich für einen Augenblick über die Stirn ihres Gatten, aber sie wollte sie nicht sehen.

„Natürlich, Lady Moretown," sagte er, „werde ich Ihnen nicht vorschreiben, wen Sie in Ihrem eigenen Hause empfangen sollen; dessenungeachtet dürfte bei Ihrer gänzlichen Unerfahrenheit in den Gebräuchen der Welt mein Rath nothwendig sein."

„Mr. Brindsly ist mein Onkel, Mylord, der einzige Verwandte, den ich in der Welt habe; noch mehr, er hat sich mir seit Jahren als ein treuer und zuverlässiger Freund bewiesen. Sie werden gewiß nicht wünschen, daß ich mich undankbar zeige und ihn mit Nachlässigkeit und Kälte behandle. Ich würde mich selbst verachten."

„Sie sollen ihn ja sehen, Lady Moretown," sagte der Peer, „aber nur von Zeit zu Zeit. Diese Gefühle sind sehr natürlich, sehr preiswürdig sogar; aber jeder Stand im Leben hat seine besonderen Pflichten und Opfer."

„So bemerke ich," sagte Alice mit einem unwillkürlichen Seufzer.

Mochte nun ihr Gatte die nicht beabsichtigte Satyre fühlen oder war er mehr als sonst gereizt, daß ihm von seinen politischen Freunden die erwartete Botschaft nicht zukam — er nahm das Zeitungsblatt zusammen und verließ ohne ein Wort zu sagen das Zimmer.

Alice kämpfte mit den aufsteigenden Thränen. Es ist hart, Verachtung gegen diejenigen zu empfinden, die man geliebt hat, die Maske fallen zu sehen von dem, in dem wir einen Engel des Lichts verehrten und der nun in angeborner Häßlichkeit vor uns steht.

„Thörin, Thörin!" murmelte sie, während sie mit zitternder Hand die hervorbrechenden Thränen trocknete. „Wie konntest Du glauben, daß irgend Jemand Dich wirklich lieben konnte! Geliebt sein ist nur das Vorrecht jener wenigen Glücklichen, bei deren Ge-

burt günstige Sterne leuchteten. Vergiß Deinen Traum und sieh das Leben, wie es wirklich ist!"

Einige Minuten später trat sie mit ruhigem, aber bleichem Antlitz in ihr Wohnzimmer, wo der Goldschmied ihrer wartete.

„Alice," sagte der alte Mann, indem er sie freundlich bei der Hand nahm und ihr ernst in die Augen blickte, „Du bist nicht glücklich! Warum schlossest Du diese übereilte Heirath?"

„Ich kann's nicht sagen!" erwiederte seine Nichte zaudernd; „das ist ein Punkt, lieber Onkel, über den Du mich nie fragen darfst. Es ist ein Geheimniß zwischen mir und den Todten."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Sei mitleidig," rief tiefbewegt das unglückliche Mädchen, „und frag' mich nicht darüber! Du weißt nicht, wie tief es mich schmerzt!"

Der alte Mann blickte mit immer wachsendem Erstaunen auf seine Nichte.

„Nur noch wenige Worte, Alice," antwortete er, „und ich bin zu Ende. War Deine Heirath mit dem Grafen Moretown Deine eigne freie Wahl?"

„Ja."

„Kanntest Du seinen Rang damals?"

„Nein!" sagte seine Nichte in leisem Tone; „Du kannst nicht so gering von mir denken, Onkel, und glauben, der Ehrgeiz habe mich dazu gebracht. Ich suchte eine Heimath — einen Beschützer — einen Freund!"

„Und hattest Du nicht mein Haus?" sagte Mr. Brindsly im vorwurfsvollen Tone; „wie oft habe ich Dich gebeten, es zu Deiner Heimath machen zu wollen!"

„Das hast Du — Du bist immer gütig gegen mich gewesen!" erwiederte Lady Moretown; „doch laß uns schweigen über die Gründe meines übereilten Schrittes. Als ich meine Hand dem Grafen gab, hatte er auch mein Herz!"

„Und Dein Vermögen!" fügte der Goldschmied seufzend hinzu. „Dein Vater starb ohne Testament. Was von Deiner Mutter Vermögen noch übrig ist, ruht in meiner Hand; das Uebrige lieh mein Schwager auf die Güter des Grafen Moretown."

Ein tiefes Roth färbte die Wange der Gräfin, als sie diese Worte vernahm. Abermals zerriß ein Schleier vor ihrem Auge.

„Ich wünschte den Grafen zu sehen," fuhr der alte Mann

fort, „um ihn aufzufordern, wenigstens einen Theil Deines ungeheuren Vermögens Dir zu sichern. Sollte er plötzlich sterben, so würde Alles dem Sohne anheimfallen, den er aus erster Ehe besitzt."

„Daran denke ich nicht — beachte es nicht!" erwiederte seine Nichte, „der Theil meines mütterlichen Vermögens, der sich in Deinen Händen befindet, reicht für meine Bedürfnisse vollkommen aus."

„Du kannst Kinder bekommen, Alice," bemerkte ihr klügerer Verwandter; „Du hast kein Recht sie zu Bettlern zu machen."

Das weitere Gespräch wurde durch den Eintritt des Grafen unterbrochen, welcher kam, um seine Gemahlin zu benachrichtigen, daß er nicht zu Hause speisen werde. Der hochmüthige Peer ließ sich kaum herab, seinen plebejischen Verwandten zu bemerken und schien ihn gar nicht zu kennen.

„Mein Onkel, Mr. Brindsly, Mylord!" sagte die Gräfin ihn vorstellend.

Ihr Gemahl nickte ein wenig mit dem Kopfe und wollte das Zimmer verlassen, als der Goldschmied auf ihn zutrat und ihn um wenige Minuten Gehör bat.

„Nicht jetzt — nicht jetzt!" flüsterte seine Nichte.

„Mein Besuch, Mylord," sagte der würdige Mann, „galt zum Theil Ihnen."

„Viel Ehre für mich, Mr...., Mr...., wie sagten Sie, Liebe, daß der Herr hieß?"

„Brindsly, Mylord!" sagte der Goldschmied mit festem Tone; „Eure Herrlichkeit muß sich seiner erinnern, da Sie mir häufig geschrieben haben, als Sie Nachsicht für die bedeutenden Summen verlangten, die Ihnen der verstorbene Mr. Arden auf Ihre Güter vorstreckte."

„Sind die Verschreibungen in Ihrer Hand?" fragte der Peer.

„Nein, Mylord!" lautete die Antwort.

„Dann war Ihre Bemerkung thöricht; doch beleidigt sie mich nicht."

Wieder war er im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als Mr. Brindsly ihn bat, ihm die Stunde zu nennen, wo er ihn sprechen könne.

„Wählen Sie sie selbst, Mylord," sagte er; „ich werde mich nach Ihrer Bequemlichkeit richten; aber ich muß Sie sprechen."

„Ich bin für Geschäfte verdorben," antwortete Lord Moretown; „es wäre besser, Sie wendeten sich an meinen Agenten; doch wenn Sie durchaus mit mir sprechen wollen, so lassen Sie es morgen Mittag sein."

„Pünktlich, Mylord?"

„Pünktlich."

Der Goldschmied verbeugte sich und ging; der Peer grüßte mit affektirter Höflichkeit seine Gemahlin und entfernte sich gleichfalls aus dem Zimmer, während er bei sich murmelte:

„Was kann der Narr bei mir wollen?"

Achtzehntes Kapitel.

Soll der stolze Herr,
Der seines eignen Uebermuths sich rühmt
Und Pflichten nie erkennt, nur für sich Rechte
Beansprucht — wie sie seiner kalten Selbstsucht
Behagen — soll'n wir ihn verehren wie
'nen Gott? Shakspeare.

Zur anberaumten Stunde erschien Mr. Brindsly in der glänzenden Wohnung des Grafen und wurde in das Bibliothekzimmer geführt. Er fand ihn in keiner rosigen Laune, denn er hatte eben die härteste Kränkung erfahren, die eitle und ehrgeizige Männer treffen kann. Die neue Ministerliste war in den Zeitungen erschienen, nicht allein ohne seinen Namen, sondern auch ohne daß man seinen Rath dabei verlangt hatte; und als Antwort auf ein heftiges Schreiben von seiner Seite hatte ihm der Premierminister das verhältnißmäßig unbedeutende Amt eines Kammerherrn angeboten, das Lord Moretown entschieden ablehnte. Er gehörte nämlich zu jenen schwachen zügellosen Männern, die zwar von allen Parteien gern benutzt werden, von denen sich aber Niemand regieren lassen will. Man kann sich also leicht vorstellen, daß er nichts weniger als geneigt war, dem Vorschlag, den ihm der Goldschmied vorzulegen kam, Gehör zu schenken.

„Witthum?" wiederholte der Peer, als Mr. Brindsly den Zweck seines Besuchs erörtert hatte; „dazu ist jetzt gar kein Bedürfniß vorhanden. Sollte die Gräfin mich überleben, so werde ich natürlich für sie anständig sorgen."

„Das Vermögen, das Sie mit ihr erhielten, Mylord, ist sehr bedeutend," bemerkte der Geschäftsmann dringend.

„Nicht so bedeutend, als Sie glauben," erwiederte Sr. Herrlichkeit; „hundertfünfzigtausend Pfund stehen auf den Gütern von Briancourt, sind also, mindestens gesagt, nicht gerade sicher angelegt, da Sir Charles nur eine Leibrente darauf hat."

„Das darf Sie aber nicht hindern, meiner Nichte gerecht zu werden!" drängte der Goldschmied; „davon will ich Sie gern befreien."

„Sie?"

„Klingt dieser Vorschlag so sonderbar?" fragte Mr. Brindsly. „Geben Sie mir nur Ihre Einwilligung zu meinem Antrag und ich stelle Ihnen sofort eine Anweisung zu dem Betrage aus."

Lord Moretown staunte. Er hatte bisher den reichen Handelsherrn als einen bloßen Krämer angesehen, den er mit Hochmuth und Verachtung behandeln könnte. Zu seinem Erstaunen fand er in ihm einen Mann, dessen gute Meinung selbst ihm zu gewinnen der Mühe werth sein möchte.

„Ich hätte kaum geglaubt," sagte er, „daß Sie in Ihrem Geschäfte eine so bedeutende Summe hätten zurücklegen können."

„Das braucht Sie nicht zu beunruhigen, Mylord," erwiederte der Goldschmied lächelnd. „Mein Bruder wandte sein Geld in Wuchergeschäften, ich im Handel an; und wie groß auch die Summe sein mag, die meine Nichte von ihrem Vater erbte, sie übersteigt diejenige nicht, welche ich wahrscheinlich ihr oder ihren Kindern hinterlassen werde. Das Geld ist's nicht, für das ich sorge," fuhr er fort, „nur die Ungerechtigkeit in Ihrer Weigerung empört mich. Sie haben durch Ihre Heirath mit Miß Arden sich von Armuth und großer Schuldenlast befreit — meine Nichte aber würde, sollten Sie morgen sterben, zur Bettlerin werden, da Ihrem Sohne Alles zufällt! Ist das gerecht oder ehrenhaft, Mylord?"

„Geschieht Ihr Antrag im Auftrag der Lady Moretown?" fragte der selbstsüchtige Peer.

Der Goldschmied verneinte es.

„Dann," sagte Se. Herrlichkeit aufstehend, „sehe ich nicht ein, mit welchem Rechte Sie sich in unsere Familienangelegenheiten mischen. Dies ist meine Antwort, Mr. Brindsly."

„Sie sind also entschieden?"

„Entschieden.“

„Wohl!“ erwiederte Alice's Onkel sich ebenfalls erhebend. „Ich hatte einige, wenn auch schwache Hoffnung, daß Sie gegen Ihre Gattin wenigstens gerecht handeln würden; ich sehe, ich habe mich getäuscht! So hören Sie denn meinen Entschluß, Mylord. Als meiner Nichte nächster Verwandte werde ich mich sofort an den Kanzler wenden. Als sie Sie heirathete, kannte sie weder Ihren Rang, noch daß Sie bereits einen Sohn besaßen. Können wir Sie auch nicht zwingen, gerecht zu handeln, so wollen wir Sie doch beschämen.“

Der Graf von Moretown erröthete sehr, war aber zu wohl erzogen, seiner Leidenschaft in Gegenwart eines Mannes freien Lauf zu lassen, den er für so tief unter sich ansah. Die Drohung beunruhigte ihn nicht. Das Gesetz, das selbst das Thier gegen die muthwillige Grausamkeit des Menschen in Schutz nimmt, überläßt das Weib, soweit das Vermögen ins Spiel kommt, der Gnade ihres Gatten.

Mit einer Miene beleidigter Würde zeigte er nach der Thür.

„Sie sollen von mir hören, Mylord.“

„Und wenn ich von Ihnen höre, Mr. Bunden oder Munden oder wie Sie heißen mögen, werde ich die Mittheilung behandeln, wie sie es verdient. Sie werden die Gefälligkeit haben, Ihre Besuche hier nicht zu erneuern; sie werden beleidigend.“

Er zog die Klingel.

„Wenn diese Person jemals wiederkommt,“ sagte der Graf zu seinem Kammerdiener, „so bin weder ich noch Lady Moretown zu Hause.“

Der Diener verbeugte sich und der Graf schritt, ohne weitere Kenntniß von seinem Besuch zu nehmen, aus dem Zimmer.

„Kalter, herzloser, elender Schurke!“ murmelte der Goldschmied. „Aber ich will ihm noch entgegentreten und sollte es mich mein halbes Vermögen kosten! O Gott! ich hätte Alice lieber als die Frau einer meiner Diener gesehen!“

Während der würdige Mann diese Worte sprach, stand der Diener da und zeigte nach der Thüre.

„Nur noch eine Minute!“ sagte Mr. Brindsly.

Ohne die Antwort abzuwarten, setzte sich der alte Herr, schrieb

eilig einige Zeilen an seine Nichte, faltete sie und legte sie nebst fünf Goldstücken in die Hand des Kammerdieners.

„Für Ihre Lady!“ flüsterte er.

Der Kammerdiener verbeugte sich, steckte Gold und Billet in seine Tasche und ließ den Goldschmied aus dem Hause.

Die Gefühle, mit welchen Alice das Billet ihres Verwandten las, zu schildern, ist fast unmöglich. Ihr dankbares, edles, opferbereites Herz erschrak über das schmutzige Benehmen ihres Gatten, der endlich — so dachte sie wenigstens — in seiner wahren Gestalt erschien; denn ihr reiner edler Sinn konnte sich eine größere Gemeinheit in dem mit ihr vermählten Manne als feile Berechnung nicht denken. Armes Mädchen! sie kannte ihn noch nicht.

Getäuscht in seinen politischen Planen, beschloß Graf Moretown, bis zur Eröffnung des Parlaments auf seine Güter im Norden Englands zu reisen. Dort konnte er seinen Unmuth über die erfahrene Kränkung besser verbergen als in den Salons und Coterien in London, wo man bald seine „Uneigennützigkeit“ rühmte, weil er ein Regierungsamt abgelehnt, bald ihn bedauerte, daß er keines erhalten habe.

Am Ende der Woche reiste er mit der Gräfin nach Moretown Abbey ab.

Ehe Alice die Stadt verließ, schrieb sie einen langen Brief an ihren Onkel, worin sie dringend bat, seine Absicht aufzugeben, den Grafen durch Vorladung vor den höchsten Gerichtshof zu zwingen, ihr einen Theil ihres Vermögens zu verschreiben. Es würde nutzlos sein, sagte sie, und nur ihre unglückliche Lage erhöhen.

Der alte Mann liebte seine Nichte zu sehr, um auf seinen Willen zu bestehen. Die Stunde verwünschend, die sie zur Gräfin gemacht hatte, setzte er sich an sein Pult und schrieb seinem Rechtsanwalt, das Verfahren zu sistiren.

Lady Moretown hatte bis jetzt ihren Stiefsohn nicht gesehen. Er war noch sehr jung und lebte unter der Aufsicht seiner Gouvernante, Mademoiselle Athalie, in der Abtei.

„Vielleicht lernt er mich lieben,“ dachte sie; „vielleicht kann ich ihm die Mutter ersetzen, die er verloren.“

Gleich so vielen andern ihrer Wünsche sollte auch dieser ein vergeblicher werden.

Am Morgen nach ihrer Ankunft sprang der Knabe, der in

seinem zehnten Jahre stand, begleitet von seiner französischen Gouvernante, in das Zimmer, kletterte auf des Vaters Knie, der ihn vergötterte und starrte dann verdrossen die Gräfin an, welche ihre Arme öffnete, um ihn zu empfangen.

„Willst Du nicht zu mir kommen, Godfrey?“ sagte sie.

Er schwieg.

„Geh und gieb Deiner Mama einen Kuß!“ flüsterte Mademoiselle in schmeichelndem Tone.

„Geh, Lieber,“ sagte auch der Graf.

„Ich mag nicht!“ schrie das verzogene Kind. „Sie soll nicht meine Mama sein. Ich mag sie nicht.“

Ein eisiges Gefühl beklemmte Alicens Herz. Sie war bereit, das Kind mit mütterlicher Liebe aufzunehmen — und sah jetzt, daß der Vater, statt die Unart streng zu rügen, den Kleinen zu beruhigen suchte.

„Willst Du es nicht erst versuchen, ob Du mich lieben kannst?“ fragte seine Stiefmutter mit sanftem Tone.

Der kleine Viscount schüttelte seinen Kopf.

„Warum nicht?“

„Weil Du des alten Geizhalses Tochter bist,“ erwiederte er, „von der Athalie erzählt hat.“

Die Französin wurde sehr roth und zum ersten Male sah die Gräfin sie aufmerksam an. Sie war ein hochgewachsenes, brünettes Weib, auf eine Weise herausgeputzt, die keineswegs mit ihrer Stellung verträglich schien. Ihre Augen hatten einen kecken, herausfordernden Ausdruck und ihr Betragen, selbst gegen den Grafen, war nichts weniger als achtungsvoll. Erst nach einigen Tagen errieth die Gräfin den eigentlichen Grund.

„Sie sollten den Dienern nicht erlauben, mit Ihrem Zöglinge zu sprechen,“ bemerkte Lord Moretown in sanftem Tone.

„Meine Schuld ist es nicht, Mylord!“ antwortete die Gouvernante empfindlich; „sie sprechen doch, man mag machen, was man will.“

Alice machte noch einen letzten Versuch, den unartigen Knaben zu gewinnen, indem sie zu ihm trat und ihm ihre Wange zum Kuß bot. Statt dies zu thun, erhob er seine kleine Hand und schlug sie. Das war zu viel — sie brach in Thränen aus.

„Wie können Sie so schwach sein,“ bemerkte ihr Gemahl, „und

den Scherz eines Kindes beachten? Es wird sich bald mit Ihnen aussöhnen — nicht wahr, Godfrey?“

„Nein!“ lautete die Antwort.

Jetzt wurde auch der Graf unwillig. Er faßte den Knaben beim Arm, führte ihn an die Thür des Zimmers und sagte ihm, er solle erst wiederkommen, wenn er gelernt hätte, sich anständig zu betragen.

Mademoiselle Athalie schoß ihm nach aus dem Zimmer, nachdem sie ihrer neuen Gebieterin nur eine kurze Verbeugung gemacht hatte. Alice hatte zwar noch wenig von der Welt gesehen, fühlte aber doch, daß dieser Person die Führung eines Kindes nicht anvertraut werden sollte, und sprach dies gegen ihren Gemahl aus.

„Sie ist eine treffliche Person,“ erwiederte der Graf, „nur etwas brusque in ihrem Wesen. Es wäre besser, wenn Sie sie ganz unbeachtet ließen. Der Knabe wird seine Schüchternheit mit der Zeit ablegen.“

„Es kommt mir wie Abneigung vor, Mylord.“

Der Graf zuckte ungeduldig mit den Schultern.

„Doch, sei es Abneigung oder Schüchternheit,“ fuhr sie sanft fort; „ich glaube, der Knabe wird eines oder das andere nicht ablegen, so lange Mademoiselle Athalie bei ihm ist. Ihr Wesen gefällt mir nicht.“

„Möglich!“

„Ihr Aeußeres noch viel weniger.“

„Godfrey ist an sie gewöhnt. Seine Gesundheit erfordert Schonung — darum sagen Sie nichts mehr über diesen Gegenstand; solche Dinge berühren das Haupt der Familie. Es ist nicht Sitte, daß Frauen sich darein mischen.“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und Alice bekam weder von ihm noch dem Knaben etwas zu sehen, bis es Zeit zum Essen war.

„Und dies ist die Heimath der Liebe, die er mir versprach!“ dachte sie bei sich; „dies der Austausch der gegenseitigen Ansichten und Gefühle! O Mann — Mann! es ist herrlich, Deine Stärke zu besitzen; aber Feigheit, sie zu mißbrauchen!“

Um die peinlichen Eindrücke loszuwerden, welche die Scene beim Frühstück hervorgerufen hatte, verließ Alice, in Begleitung eines alten Dieners, der, wie er ihr erzählte, in der Familie ihres

Gemahls geboren worden war, die Abtei, um den Park zu besehen. Es war eine schöne umfangreiche Anlage. In einiger Entfernung erblickte sie den kleinen Viscount mit seiner Gouvernante, wich ihnen aber absichtlich aus.

„Wie lange ist Mademoiselle eine Bewohnerin der Abtei?“ fragte sie den Diener.

„Ungefähr zehn Jahre, Mylady.“

„Also schon bei Lebzeiten der verstorbenen Gräfin?“

„Ja, Mylady.“

„Ihre Freundin vielleicht?“

„Ich weiß es wirklich nicht,“ antwortete der alte Mann verlegen. „Seit der Gräfin Tod übernahm sie die Erziehung des jungen Herrn und führte den Haushalt; wahrscheinlich wird das aber nun anders.“

Obgleich weit entfernt zu ahnen, daß der Mensch etwas verbergen müsse, fiel doch sein Wesen der Gräfin auf; denn es schien, als sei er froh, als sie den Gegenstand fallen ließ und ihren Spaziergang durch den Park fortsetzte.

Nichts wirkt wohl beruhigender auf ein gekränktes Herz, als der Anblick einer schönen Natur, deren Reize die einzigen sind, welche nie täuschen. Alice empfand ihren beruhigenden, heiligenden Einfluß mit fast kindlichem Vergnügen. Sie blieb stehen, um die weidenden Rehe zu beobachten, welche ruhig stehen blieben, als wollten sie sie nahe kommen lassen, dann mit anmuthiger Behendigkeit davon sprangen, bis sie ein entferntes Thal oder kleinen Hügel erreicht hatten, auf dessen grünem Gipfel sie wieder still standen und ruhig die Fremdlinge ansahen.

Die neue Herrin von Moretown hatte das Ende des Parkes erreicht und wandelte langsam den Weg zurück, der dicht an der Mauer hinzog, als ihre Aufmerksamkeit von zwei schönen Kindern aufgeweckt wurde, augenscheinlich Zwillingen, welche, begleitet von einer ältlichen Frau, sich im Grünen mit Tanzen in fantastischer, aber graziöser Weise belustigten.

Als sie Alice erblickte, hielten sie wie beschämt inne.

„Laßt Euch nicht stören, Kinder!“ sagte die Gräfin; „ich freue mich, Kinder glücklich zu sehen.“

Der Seufzer, der diese Worte begleitete, ward durch die Erinnerung an die eigne freudlose Kindheit hervorgerufen.

„Und wo wohnt Ihr?“ fuhr sie fort.

„Dort!“ rief eins der beiden Mädchen, nach einem altmodischen Hause zeigend, das ungefähr eine halbe Stunde von einem beträchtlichen Dorfe entfernt lag.

„Wie heißt der Ort?“

Sie schwiegen — keins von ihnen kannte ihn.

„Das Dorf heißt Fulton, Mylady,“ erwiederte die Frau, die augenscheinlich die Aufsicht über die Kleinen führte. „Kommt, Kinder! Es wird spät! Großmama erwartet Euch!

Neunzehntes Kapitel.

Ich weiß nicht,
Welch' rauh Geschick mir auf der Stirn geschrieben,
Doch in das Herz soll es mir nimmer kommen,
Mich beugen wird es nimmer. Shakspeare.

Noch hatte Lady Moretown nicht viele Wochen in ihrem neuen Aufenthalte zugebracht, als sie den Grund des Einflusses entdeckte, den Mademoiselle Athalie über ihren Gatten ausübte; und ihre reine edle Natur empfand einen jener Schläge, welche die Träume der Jugend mit einem Male zerstören und das Herz in Stein verwandeln.

Ebenso unbekannt mit der Welt wie mit dem Vortheil, den eine solche Entdeckung ihr über den Grafen gab, konnte sie nur schweigend über das ihr angethane Unrecht brüten — es zu wenden, vermochte sie nicht. Selbst ihrem Onkel theilte sie die bittere Erfahrung nicht mit, daß der Mann, dem sie blindlings ihr Geschick anvertraut hatte, ihr die tiefste Beleidigung zugefügt habe, die einem Weibe geboten werden kann. Zuweilen fragte sie sich, ob die Ereignisse des letzten Monats nicht ein häßlicher Traum war — ob sie denn wirklich verheirathet sei? War ihr Geschick, das so entsetzlich als Tochter gewesen, doppelt schrecklich geworden, seit sie den Namen gegen den einer Gattin vertauscht hatte?

Die Zögerung und Verlegenheit des alten Dieners James, als sie im Park über den Aufenthalt der Französin in der Abtei gefragt hatte, erhielt jetzt ein furchtbares Licht.

Dessenungeachtet gab es noch einen Grad der Herabwürdigung, dem sich selbst der unterdrückte Sinn Alicens nicht unterwerfen

konnte: nämlich die Genossin Athalie's zu werden, die seit ihrer Ankunft gewöhnt gewesen war, mit ihr und dem Grafen Moretown an demselben Tische zu speisen. Nicht ohne eine gewaltige Anstrengung entschloß sie sich aber, dem kalten, höhnischen Widerspruch ihres Gatten entgegen=zu=treten. Tugend gab ihr Kraft und so faßte sie den Entschluß. Eine mit der Welt bekannte und von Freunden ihres eigenen Geschlechts umgebene Frau würde die Gelegenheit ergriffen haben, eine Trennung von dem herzlosen Speculanten zu erhalten, der ihr Vermögen, nicht ihr Herz und ihre Person gefreit hatte.

Der maître d'hôtel wartete wie gewöhnlich im Frühstückszimmer, um die Befehle für den Tag entgegenzunehmen.

„O, was Sie am besten finden," sagte der Graf, „wir speisen en famille, — die Gräfin, Mademoiselle und ich."

„Mademoiselle Athalie?" fragte Alice.

„Ja wohl, wer sonst?" antwortete ihr Gemahl.

Das Herz des armen betrogenen Weibes sank bei dem hochmüthigen Tone und dem Blick kalten Staunens, der diese Worte begleitete. Bei jeder andern Veranlassung würde sich seine Gattin gefügt haben; aber ihre Tugend war stärker als Schüchternheit und Sanftmuth.

„In diesem Falle," sagte die Gräfin mit zitternden Lippen zu dem Diener, „werde ich in meinem Zimmer speisen."

Der Mann verbeugte sich achtungsvoll.

„Wie Sie wollen!" sagte der Graf ruhig.

„Und ich werde dort jedes Mal speisen, so oft Mademoiselle Athalie mit Mylord speist!"

„Zu befehlen, Lady!"

„Verlaß das Zimmer!" rief der Graf, unfähig seinen Zorn länger zurückzuhalten und doch nicht wünschend, vor dem Diener eine Scene zu machen. „Was soll diese Laune heißen, Madam?" fuhr er fort, sobald sie allein waren; „soll ich fortwährend mich vor meiner Dienerschaft über Ihr sonderbares Benehmen ärgern?"

„Mylord," antwortete die Gräfin mit bescheidener Würde, „mein Benehmen ist so, wie der Stand war, in dem ich geboren wurde und aus dem ich mich nie zu erheben gesucht habe; diesen Vorwurf hätten Sie mir wenigstens ersparen sollen. Wenn Sie aufgehört haben, mich zu achten, werde ich doch die Achtung gegen

mich selbst nicht aufgeben. In Allem, wo das Weib sich ihrem Gatten unterwerfen muß, haben Sie mich stets gehorsam und lenksam gefunden; aber ich will weder mich selbst noch Sie herabwürdigen, indem ich mich mit jenem kecken, schlechten Weibe auf gleiche Stufe setze."

„Sie meinen Mademoiselle Athalie?" rief der Graf roth vor Wuth.

„Ich meine Ihre..." sie konnte ihren Satz nicht vollenden: ihr Herz war von weiblicher Scham und von Kummer erfüllt — gebrochen durch die verletzte Treue und die zerstörten Hoffnungen.

„Ich errathe, was Sie sagen wollen, Madam!" bemerkte Lord Moretown, „und bin nicht überrascht darüber. Gemeiner Argwohn ist die nothwendige Folge eines niedrigen Gemüths. Aber merken Sie wohl! Ich bin nicht gewillt, mich dadurch lächerlich, zum Ziel des Witzes meiner Diener machen zu lassen. So lange wir in Moretown Abbey verweilen, wird Mademoiselle, die für mein Kind mehr als eine Mutter gewesen ist, mit uns an demselben Tische speisen!"

„Mit Ihnen, Mylord, wenn Sie wollen," erwiederte Alice fest, denn ihr Unwille fing an stärker als ihre Schüchternheit zu werden; „aber nicht mit mir!"

„Mit Ihnen!" sagte der Graf, indem er sie heftig bei der Hand faßte.

Das beleidigte Weib wurde todtenbleich und ein leiser Ausruf des Schmerzes entschlüpfte ihr. Der betitelte Schurke sah ein, daß er zu weit gegangen sei, und ließ ihre Hand los.

„Alice," sagte er, „diese Thorheit wird mich wahnsinnig machen! Ist es denn Ihrer würdig, auf das Geschwätz der Dienstleute zu hören und Schmach auf ein hülfloses Mädchen zu werfen, dessen Herz die Reinheit selbst ist?"

Die Gräfin schüttelte ungläubig ihren Kopf.

„Ich schwöre es Ihnen zu, bei meiner Ehre, bei..."

„Halt," stieß fast schreiend das unglückliche Weib hervor. „Zeigen Sie mir nicht zu klar das entartete Wesen, das ich zum Herrn meines Geschicks gemacht habe! Nehmen Sie mir nicht jede Stütze, ob es gleich eine Hoffnung gegen die Hoffnung, ein Vertrauen gegen die Ueberzeugung ist! Zwingen Sie mich nicht, den

Vater meines Kindes zu verachten, ehe noch seine unschuldigen Augen das Licht der Welt erblickt haben!“

Das war die erste Andeutung, die der Graf erhielt, daß Alice Mutter werden würde; und obgleich die Nachricht ihm nichts weniger als angenehm war — denn sein Stolz und seine Liebe gehörten dem kleinen Viscount — so hatte ihn doch noch nicht alles männliche Gefühl verlassen, um nicht die gemeine Heftigkeit zu bereuen, deren er sich eben schuldig gemacht hatte; und mit einem Anflug jener Zärtlichkeit, die er ihr früher bewiesen, bat er sie seiner Heftigkeit wegen um Verzeihung.

Dies war eine so große Herablassung, weit größer, als die arme betrogene Frau sie erwartet hatte, daß sie die Bitte gern gewährte; nur in Bezug auf die Französin blieb sie fest. Weder Ueberredungen noch Drohungen, zu denen er endlich seine Zuflucht nahm, konnten sie bewegen und er verließ halb wahnsinnig vor Zorn und Aerger das Zimmer.

Alice hielt bei ihrem Entschlusse fest und speiste in ihrem Zimmer, während Mademoiselle Athalie für gewöhnlich ihren Platz an der Tafel des Grafen einnahm. Am Abend fuhr Lord Moretown die Französin in einem Phaeton im Park spazieren. Während der Fahrt begegneten sie der Gräfin zu Fuß, denn ihr Gemahl hatte mit Absicht den Wagen gewählt, dem sie den Vorzug gab. Die Französin blickte mit einem stolzen Lächeln auf sie herab, ihr unwürdiger Gefährte that kaum, als wenn er sie bemerkte.

Obgleich der Graf wissentlich die Gefühle seines Weibes verletzte und im Nothfall selbst die öffentliche Meinung zu verachten geneigt war, so hatte er doch ein scharfes Gefühl für seine persönlichen Interessen. Er wußte, daß, wenn Alice um eine Ehescheidung nachsuchte, das Gesetz ihn zwingen würde, den größern Theil ihres Vermögens wieder herauszugeben; aber es war keine leichte Aufgabe, das leichtsinnige Weib, das ihn in ihren Fesseln hielt, dahin zu bringen, die Demüthigung hinzunehmen, nicht ferner an seiner Tafel zu erscheinen. Sie drohte wie gewöhnlich, ihn zu verlassen und der herzlose Weltmann konnte sie nur dadurch zum Bleiben bewegen, daß er ihr von dem so plötzlich erworbenen Reichthum ein hübsches Jahrgehalt aussetzte. Unter dieser Bedingung gab sie, wenn auch unwillig genug, nach, und blieb unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit in ihren Zimmern, ließ aber auch das Kind,

dessen Gemüth und Charakter sie systematisch verdarb, nicht einen Augenblick aus dem Auge, so daß der Vater, wenn er den Sohn zu sehen wünschte, genöthigt war, die Gemächer der Gouvernante zu betreten.

„Nun, Madam!“ sagte der Graf, als er und sein beschimpftes Weib zum ersten Mal wieder bei Tafel zusammentrafen, „Sie haben Ihren Zweck erreicht! Der Engel der Reinheit und Unschuld, den Sie mit Schmach bedeckt haben, wird nicht ferner in Ihrer Gegenwart erscheinen. Ich frage mich oft, ob die Natur überhaupt Sie mit einem Herzen begabt hat.“

„Gewiß, Mylord,“ erwiederte Alice trauernd; „es kann selbst meinen Feinden vergeben. Ich kann Vieles ertragen, denn mein Leben war voll von Prüfungen und Leiden; aber heucheln kann ich nicht. Kann ich nicht die Liebe meines Gatten erwerben, so soll er mich wenigstens nicht verachten. Die Zeit wird kommen, wo Sie Ihrer eigenen Ehre und meinem Charakter größere Gerechtigkeit wiederfahren lassen werden.“

Mit diesen wenigen Worten ließen Beide den Gegenstand fallen. In jeder andern Hinsicht zeigte sich Lady Moretown fort und fort ebenso unterworfen und ruhig wie früher. Ohne Murren, ohne Tadel sah sie ihren Gatten jeden Abend mit der Gouvernante und ihrem Zögling, der Beide gewöhnlich begleitete, um dem Beisammensein eine anständigere Färbung zu geben, ausfahren. Sie hatte sich die Selbstachtung bewahrt und dies war Alles, wofür die unglückliche Alice zu kämpfen gewagt hatte.

Endlich war die Zeit herangekommen, wo der Graf seine Intriguen zu einer politischen Machtstellung in London wieder beginnen konnte. Die Eröffnung des Parlaments stand bevor und wenn auch Lord Moretown unfähig war, das Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen, so stand es doch in seiner Macht, das neue Ministerium, das seine Erwartungen anfangs hingehalten und endlich getäuscht hatte, in Verlegenheit zu setzen.

Ehe Alice die Abtei verließ, begegnete sie noch einmal den Kindern, deren eigenthümliche Schönheit bei ihrem ersten Zusammentreffen mit ihnen sie angezogen hatte. Ohne zu wissen weshalb, fühlte sie sich lebhaft zu ihnen hingezogen und sie beschloß, die Dame in dem Landhause zu besuchen, von deren zurückge-

zogenem Leben sie durch ihre Wirthschafterin Mrs. Marling gehört hatte.

In dieser Absicht wandelte sie an dem Morgen, der ihrer Abreise vorherging, durch den Park und erreichte das alte Herrenhaus der Grahams, das, wie wir früher gesagt haben, auf allen Seiten von einer hohen Mauer umschlossen war. Es verging einige Zeit, ehe sie eingelassen wurde.

Als sie in das Besuchzimmer eingeführt wurde, das mit gleichem Luxus ausgestattet war, wie ihr eigenes, erhob sich die Dame des Hauses, eine hohe stattliche Person von ungefähr fünfzig Jahren, um sie mit jener vornehmen Grazie und Ruhe zu empfangen, welche die einfache Parvenue vollkommen einschüchterte.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Lady Moretown," sagte sie, „nicht allein wegen der Einfalt meiner Diener, Sie nicht sofort einzulassen, sondern auch wegen meines eigenen scheinbaren Mangels an Höflichkeit, daß ich Ihnen bei Ihrer Ankunft im Norden nicht den ersten Besuch gemacht habe. Ich bin aber kränklich und eine Witwe," fügte sie mit einem schwachen Lächeln hinzu: „Zurückgezogenheit stimmt also mit meinen Gefühlen wie mit meiner Lage überein."

Obgleich Alice mit dem, was Mademoiselle Athalie usage du monde zu nennen pflegte, gänzlich unbekannt war, besaß sie doch jenen Takt und jene angeborne Zartheit des Gefühls, welche einen, wenn auch verschleierten Vorwurf recht wohl empfinden konnte, und sie antwortete deshalb mit der Bemerkung, daß sie fürchte, ihr Besuch werde lästig werden.

Diese Selbstanklage rief eine höfliche Ablehnung hervor.

Die beiden Kinder, die sie von ihrem früheren Begegnen kannten, liefen mit der natürlichen Vertraulichkeit ihres Alters auf sie zu und nahmen sie bei der Hand. Ihr Benehmen hatte noch immer jene ungeschulte Grazie, welche die Aufmerksamkeit Lady Moretown's zuerst auf sie gezogen hatte, wenn sie auch unter dem strengen Auge der Mrs. Graham etwas schüchterner erschien.

Jane blickte offen in das bleiche Gesicht der Fremden und ihr dunkles beredtes Auge schien um Erlaubniß zu bitten sie zu lieben, während die schüchterne Mary sich dicht an ihre Seite schmiegte, wie ein Vogel, der einen Ruheplatz gefunden.

„Diese schönen Kinder müssen mir zur Entschuldigung dienen,"

begann Lady Moretown wieder; „wir haben uns zweimal zufällig auf unsern Spaziergängen getroffen und es war ein Zweck meines Besuchs, Sie zu bitten, den Kindern zu erlauben, den Park zu benutzen wie ihren eigenen und bei meiner Rückkehr nach der Abtei mich zu besuchen."

Die alte Dame verbeugte sich nur und gab dadurch zu verstehen, daß sie das schmeichelhafte Anerbieten weder annehme noch ablehne.

„Mit solchen Gefährten müssen Sie sehr glücklich sein!" fuhr Lady Moretown fort. „Es ist eine schöne Aufgabe, zwei solche Seelen zu erziehen, ihre Liebe und ihr Vertrauen zu besitzen, das Entfalten ihres Geistes und ihres Körpers zu beobachten! Viele würden Sie beneiden."

„Kinder," bemerkte Mrs. Graham, „sind selten denen dankbar, die sie erziehen und beaufsichtigen. Ihre Liebe wird häufiger Fremden zu Theil, als denen, mit denen sie durch die Bande des Blutes und der Dankbarkeit verbunden sind. Ich habe mich übrigens nicht zu beklagen über meine Enkel."

Alice entfernte sich bald nachher. Die beiden Mädchen baten und erhielten die Erlaubniß, sie durch den Garten zu begleiten. Dasselbe verdrossen aussehende Weib, das sie beim ersten Begegnen beaufsichtigte, folgte ihnen auch jetzt und blieb dicht an ihrer Seite, um jedes traulichere Gespräch zu verhindern.

„Du heißest also Mary?" fragte die Gräfin das Kind, das noch immer ihre Hand hielt.

„Ja," war die leise Antwort.

„Und Sie Jane?" fragte sie zur andern gewendet.

„So nennt man mich jetzt," erwiederte das keckere Mädchen.

Das Weib erröthete ein wenig und bemerkte in tadelndem Tone, „da Miß Jane jetzt ein großes Mädchen geworden, müsse sie die Schmeichelnamen der Kinderstube vergessen."

Es lag in dem Wesen der Sprechenden ein Etwas, das mehr als ihre Worte Alice's Aufmerksamkeit erregte. Sie dachte bei sich selbst, daß sie selten ein widerwärtigeres Gesicht gesehen habe.

„Und Ihr tanzt wohl sehr gern?" fuhr Lady Moretown lächelnd fort — denn sie erinnerte sich der fantastischen Tänze auf dem Rasenplatze, denen sie mit solchem Vergnügen zugesehen.

„Ach ja!" riefen die Kinder, „wir tanzen sehr gern; aber man erlaubt es uns nicht mehr."

Auch jetzt mischte sich das Weib ins Gespräch und erklärte, es sei vom Arzt als ihrer Gesundheit schädlich untersagt worden.

Das Alles erschien der Gräfin seltsam und unnatürlich und der Wunsch erwachte in ihr, mit den Kindern allein zu sein, um sie zu befragen, nicht aus eitler Neugier, sondern aus dem Interesse, das sie an ihnen genommen. Sie meinte, es müsse hier ein Geheimniß verborgen sein, das sie zu enträthseln wünschte.

Inzwischen hatten sie die Wohnung des Aufsehers am äußersten Ende des Parks erreicht und Alice nahm von den Kindern Abschied. Mary küßte sie auf die Wange und sah sie mit einem sehnsüchtigen schmerzlichen Blick an, indem sie flüsterte:

„Wann werden wir Sie wiedersehen?“

„Bald, recht bald, liebes Kind!“ antwortete die Lady.

„Ja, kommen Sie bald wieder,“ rief Jane; „Sie sehen zwar bleich und unglücklich aus, aber Sie sind gewiß recht gut; freundlicher als die, welche . . .“

„Miß Jane,“ unterbrach sie das Weib vorwurfsvoll, „wie kannst Du ihre Herrlichkeit mit Deinem eiteln Geschwätz aufhalten?“

Das Kind trat mit einem Blick finsteren Trotzes zurück. Weder sie noch ihre Schwester schienen große Liebe für die Person zu haben, welcher die Aufsicht über sie anvertraut war.

Alice konnte nicht umhin, auf ihrem Rückweg nach Hause diese Bemerkung ebenfalls zu machen, und mußte sich gestehen, daß das Aeußere der Mrs. Williams ihr selbst nicht gefalle.

„Arme Kinder!“ dachte sie bei sich selbst; „ich darf mich darüber nicht wundern. Und ist denn nicht ihre Kindheit im Vergleich zu den Erinnerungen aus meiner Jugend nicht sogar glücklich zu nennen!“

Frühzeitig am folgenden Morgen brachen der Graf und die Gräfin nach London auf. Das einzige Vergnügen, welches das unglückliche Weib daselbst erwartete, war das Wiedersehen ihres Onkels. In Bezug auf ihren Gatten hatte sie täglich mehr sich überzeugt, daß sie von ihm nichts mehr zu hoffen habe.

Drei Tage später reisten Mademoiselle Athalie und der junge Viscount ebenfalls nach London. Dort hatte der Graf für sie ein Landhaus in der Nähe von Kensington gemiethet, wo er das listige Weib, das einen solchen despotischen Einfluß über ihn erlangt hatte, unter dem Vorwand, seinen Sohn zu sehen, fast täglich besuchte.

Zwanzigstes Kapitel.

Obgleich der Graf von Moretown sich wenig um die Gefühle seiner Gattin bekümmerte, so war er doch nicht gleichgültig gegen die Meinung der Welt und beschloß, Alice bei Hofe vorzustellen und in die aristokratischen Cirkel einzuführen, weil sie nun eben seine Gemahlin war.

Das Gerücht hatte sich bereits mit seiner Verheirathung beschäftigt und die neue Gräfin als ein rohes, gemeines Weib gezeichnet, voll Eitelkeit auf den neuerworbenen Rang und den Reichthum, den sie von ihrem geizigen Vater ererbt. Der Graf fühlte sich insgeheim gekränkt darüber und glaubte eben durch ihre Vorstellung bei Hofe und durch ihre Einführung in die vornehmen Cirkel diese Verläumdungen niederschlagen zu können.

In dieser Absicht besuchte er bald nach seiner Ankunft in London, seine Schwester, die Herzogin von Ayrtoun, die zur Zeit seiner Verheirathung auf einer Vergnügungsreise abwesend war. Sie war eine stolze, intriguante Weltdame, und strebte gleich ihrem Bruder leidenschaftlich nach politischem Einfluß.

„So, Godfrey," rief die Herzogin, als Lord Moretown in ihr prachtvoll geschmücktes Boudoir eintrat, „Du hast Dich wieder verheirathet?"

Der Graf zuckte die Achseln.

„Ja, ja, ich begreife es wohl," fuhr sie fort; „Der Premierminister hat Dich schlecht behandelt. Deine Frau soll ein seltsames Geschöpf sein — um zehn Jahr älter als Du?"

„Keineswegs," erwiederte der Bruder; „Lady Moretown ist wenigstens zwanzig Jahre jünger als ich."

„Nun, dann ist es doch nicht so schlimm, als ich erwartet habe," sagte die Herzogin; „ich will Dir glauben, obgleich Lady Roxby mich des Gegentheils versichert. Apropos," fügte sie neugierig hinzu, „wie groß ist ihr Vermögen?"

„Ich kann Dir es wirklich nicht genau angeben; der alte Mann hat seine Angelegenheiten in einem sehr ungeordneten Zustande hinterlassen. Das Gerücht aber hat's sehr übertrieben."

„Doch hinreichend, um die Güter frei zu machen?"

„Vielleicht, wenn sich die Sachen so herausstellen, wie wir hof-

sen. Doch lassen wir ihr Vermögen, Caroline," fuhr er in schmeichelndem Tone fort; „Du mußt mir eine Gefälligkeit erweisen."

„Wenn ich's kann?" antwortete seine Schwester ernst.

„Ich wünsche Alice dem Hofe vorzustellen," fuhr der Graf fort. „O, sieh' nicht so bös aus! Du brauchst Dich der Gräfin nicht zu schämen; denn wenn sie auch keine Schönheit ist, so ist ihre Erscheinung doch ganz anständig und unter Deiner Leitung würde sie sich bald aneignen, was ihr fehlt. Es ist übrigens nur der Form wegen und . . ."

„Der Form, Godfrey?" unterbrach ihn die Herzogin. „Du kennst die Welt zu gut, um so Etwas von mir zu verlangen. Ich sie vorstellen? Habe ich nicht selbst Töchter? Das Ridicule würde auf sie wie auf mich fallen. Für mich selbst würde ich die höhnischen Blicke des Hofes nicht scheuen; meine Kinder aber darf ich nicht aussetzen. Natürlich," fuhr sie in einem versöhnlichen Tone fort, „habe ich nichts dagegen, sie zu besuchen und sie zuweilen en famille zu empfangen."

„Sieh sie nur erst, ehe Du Dich entscheidest," antwortete der Graf; „ich versichere Dich, daß sie Dir keine Schande machen wird."

„Ich weiß ja selbst noch nicht, ob ich der nächsten Vorstellung bei Hofe beiwohnen werde," bemerkte die Dame in einem Tone, welcher jedes weitere Dringen als nutzlos erscheinen ließ. „Erinnerst Du Dich noch der drei kostbaren Smaragden, die ich von unserer Großmutter erbte?"

„Ja wohl."

„Nun, ich habe mich von ihnen trennen müssen."

„Verkauft?" fragte der Bruder gleichgültig.

„Nein, versetzt!" fuhr die Herzogin fort. „Ich wagte Ayrtoun nicht um Geld zu bitten und da ich eine Ehrenschuld zu bezahlen hatte, so versetzte ich sie für fünftausend Pfund. Wenn ich sie nicht binnen vier Tagen einlöse, so sind sie verloren. Ist das nicht entsetzlich?"

„Gewiß!" sagte der Graf gleichgültig; er verstand seine Schwester recht wohl, daß dies der Preis sei, um welchen die Herzogin ihm seine Bitte gewähren wollte; aber fünftausend Pfund waren ihm zur Befriedigung seines Stolzes zu viel.

Acht Tage nach diesem Gespräch zwischen dem Grafen Moretown und seiner Schwester besuchte Alice ihren Onkel in Lombard-

street. Goliath, der im Gewölbe war, fühlte einen kindischen Stolz ihr alles was an Reichthum und Seltenheit das Gewölbe enthielt, zu zeigen. Da waren Diamanten, welche die Krone des Königs Salomon hätten zieren können, Perlen, deren sich eine indische Königin nicht hätte schämen dürfen. Das schönste und prachtvollste der Sammlung aber war ein Halsband von Brillanten, aus einzelnen Steinen zusammengesetzt, mit drei ausgezeichnet schönen Smaragden, die in der Mitte herabhingen.

„Sehr schön!“ bemerkte Alice lächelnd, als der junge Mann es in das Licht hielt, um den Glanz der Edelsteine leuchten zu lassen; „und gewiß ist es außerordentlich werthvoll.“

„Dreißigtausend Pfund!“ erwiederte Goliath lächelnd.

„Und wem gehört es?“ fragte Lady Moretown.

„Ich kann's nicht sagen, der Meister schweigt darüber. Das Halsband selbst, erzählt mir der Gehülfe, gehört ihm schon seit mehreren Jahren; die Smaragden sind jetzt seit drei Tagen hinzugekommen. Die ostindische Compagnie wollte es als ein Geschenk für die Königin von Oude kaufen; aber Mr. Brindsly wollte sich nicht davon trennen. Er kann es, denn er ist reich, sehr reich, Miß Alice! Entschuldigen Sie,“ fügte er tief erröthend und sich selbst verbessernd hinzu, „Lady Moretown.“

„Nennen Sie mich Alice,“ erwiederte die Dame lächelnd; „mir ist der Name lieber.“

Der tiefe Seufzer, der diese Worte begleitete, zeigte ihm, daß der neue Rang sie nicht glücklich gemacht habe.

Ihr Onkel, der in einem andern Zimmer mit einigen Damen beschäftigt gewesen war, trat jetzt in das Gewölbe.

„Also,“ sagte die Eine der Damen, „weigern Sie sich mir diese Gefälligkeit zu erweisen?“

Der Goldschmied, der seine Nichte begrüßt hatte, entgegnete höflich aber kurz, er habe schon zweimal Nachsicht gehabt zu seinem eigenen Nachtheil.

„Thorheit!“ erwiederte die Dame; „wer hat jemals verloren, wenn er den Worten der Herzogin von Ayrtoun vertraute?“

Alice erschrak bei diesem Namen und ließ ihren Schleier über das Gesicht hinwegfallen, während sie die Juwelen besah, die noch immer auf dem Ladentische ausgebreitet waren.

Die Herzogin trat mit einer ihrer Freundinnen näher, um die Steine ebenfalls zu besehen.

„Herrlich!“ rief sie, auf einen Kranz von Brillanten deutend „wahrscheinlich für die Vorstellung bei Hofe, Mr. Brindsly?“

Der Goldschmied verbeugte sich bejahend, während er zugleich das Etui schloß, in welchem das Halsband mit den Smaragden lag. Die Herzogin hatte es noch nicht bemerkt.

„Für wen?“

„Das ist ein Geheimniß, Eure Herrlichkeit.“

„Wahrscheinlich für eine Parvenue!“ bemerkte die hochmüthige Frau wegwerfend.

„Werden Sie bei der Vorstellung sein?“ fragte eine der Begleiterinnen der Herzogin.

„Ich werde wohl müssen!“ erwiederte die Letztere; „obgleich ich meinem Bruder das Gegentheil sagte. Er wollte, ich sollte seine Frau vorstellen, die er ihres Geldes wegen heirathete. Sie soll entsetzlich gemein sein! Der Tochter des alten Geizhalzes als Chaperon zu dienen! Welch' eine Idee!“ fügte sie achselzuckend hinzu. „Es ist schlimm genug, sie im Familienzirkel empfangen zu müssen!“

Zur großen Erleichterung Alicen's, auf deren Herz jedes Wort schwer gefallen war, entfernten sich die Damen bald darauf.

Mr. Brindsly, der die Aufregung seiner Nichte bemerkte, nahm sie bei der Hand, führte sie in sein Schreibzimmer, schloß die Thür und sagte:

„Du sollst diesem fühllosen Weibe für die Gefälligkeit, die sie so hoch anschlägt, nicht verpflichtet sein. Ich werde für Dich eine andere Dame auffinden.“

„Du, Onkel?“

„Ja! Deine Großtante, Lady Digby, lebt noch, eine Frau von untadelhaftem Charakter und großem Vermögen. Erst vor einigen Tagen fragte sie mich nach Dir und wünschte Dich kennen zu lernen!“

„Lady Digby!“ rief Alice; „ich höre den Namen heute zum ersten Male!“

„Jawohl,“ sagte der Onkel; Dein Vater und sie waren keine Freunde — ihre Charaktere waren zu sehr verschieden. Obgleich der Geburtsstolz mir sehr fern liegt,“ fuhr er fort, „so ist es Dir doch vielleicht ein Trost, wenn Du erfährst, daß Deines Vaters Familie so alt und geehrt ist, wie die der Herzogin von Ayrtoun,

die so verächtlich von Dir sprach. Die Ardens kamen mit dem Eroberer ins Land — er war der letzte männliche Sprosse des Geschlechts."

„Ich wünschte lieber, er wäre Dir gleich gewesen," sagte seine Nichte, ihn zärtlich küssend.

„Du bist ein gutes, herziges Kind, Alice," sagte er, „und es ist besser als Rang oder Reichthum; aber Geld ist darum nicht zu verachten."

„Wirklich? sagst Du so? und doch bist Du so großmüthig und verzichtest so leicht auf die Freuden, die es gewährt!"

„Auf einige? ja!" sagte der Onkel; „nur ein Vergnügen gebe ich nicht auf, das mir mein Reichthum gewährt: die Schwester des Mannes zu demüthigen, der Dich sein Weib nennt!"

„Glaube mir, ich achtete ihre Beleidigung nicht," sagte Lady Moretown; „meine Aufregung kam aus einer ganz andern Quelle."

„Ich weiß, ich weiß!" rief Mr. Brindsly. „Doch komm!" fuhr er fort, „wenn Du nicht zu stolz bist, Dich in dem Wagen eines Kaufmanns sehen zu lassen, so führe ich Dich sogleich zu Lady Digby, um die Vorstellung ins Reine zu bringen. Apropos, Alice," fuhr er fort, als ob ihm plötzlich ein Gedanke einfiel, „was hast Du für Juwelen?"

„Keine."

„Die Diamanten der Moretown's nicht?"

„Ich hab' sie noch nicht einmal gesehen."

„Um so besser!" antwortete der Onkel; „Du wirst sie nicht brauchen. Ich will aushelfen. Früher oder später gehören sie doch Dir und jetzt ist die beste Gelegenheit. Ihr Herz soll brechen!" fügte er wie für sich redend hinzu.

„Wessen Herz?"

„Nichts, nichts! eine Redensart!"

Die Equipage des Kaufmanns fuhr vor und der alte Herr brachte seine Nichte zur Lady Digby, der Wittwe des letzten Baronets dieses alten Namens.

Sie fanden die alte Dame, die bereits ihr siebzigstes Jahr erreicht hatte, in einem hübschen Hause in St. James' Square. Alles zeigte nicht allein den Reichthum, sondern auch die Stattlichkeit des Hauses. Die Besuchenden wurden bei ihrer Ankunft von mehreren Dienern in reichen Livreen empfangen, der Name der Gräfin

Moretown und Mr. Brindsly's ging von Mund zu Munde, bis ein alter Kammerdiener ihn seiner Herrin überbrachte.

Alice staunte über das stattliche Ansehen ihrer hochbejahrten Verwandten. Die alte Dame trug ihr Alter noch recht gut, sie war wenig gebeugt von der Last ihrer Jahre und als sie auf einen goldbeknopften Stab in aufrechter Haltung zu ihrer Begrüßung einige Schritte ihnen entgegenging, hätte manche jugendliche Schöne sie beneiden können. Ihre Kleidung war ihren Jahren angemessen, ein Kleid von schwarzem Sammet umschloß dicht ihre Gestalt und fiel in schweren Falten herab; ihren Hals bedeckte ein Tuch von reichen Spitzen, das eine Diamantbroche festhielt. Lady Digby trug ihr eignes Haar, das weiß wie Schnee war, und ihre Züge zeigten noch immer Spuren früherer Schönheit.

„So haben sie Dich Alice genannt, Kind?" sagte die Großtante, als ihr Blick lange und forschend auf den Zügen der Gräfin verweilte. „Alice ist mein Name; es muß Deiner Mutter Gedanke gewesen sein, denn Dein Vater haßte mich."

„Ich glaube nicht," erwiederte Alice; „denn Sie gaben ihm doch gewiß keine Ursache dazu."

„Ursache oder nicht," sagte die alte Dame heftig, ihren Stock auf den Teppich aufstoßend; „ich wiederhole es, er haßte mich! Sein Herz war kalt und schmutzig . . . nun, nun!" fuhr sie milder fort, als sie den peinlichen Eindruck ihrer Worte auf ihre Großnichte bemerkte, „er war Dein Vater und Du hast Recht, sein Andenken wo möglich zu ehren! Vielleicht war er gütig gegen Dich."

„Wenigstens," erwiederte die Gräfin schüchtern, „war er mein Vater."

Diese wenigen Worte machten auf die alte Dame einen vortheilhaften Eindruck. Sie nahm Alice bei der Hand, führte sie zum Sopha und begann ein langes und interessantes Gespräch über die Mutter der letzteren.

„Sie war zu gut für meinen Neffen," bemerkte sie; „ich habe auch die Heirath nicht gebilligt, weniger in Bezug auf die Geburt als auf ihr Glück; denn in meinem Alter hat irdische Größe schon längst ihren Werth verloren."

„In diesem Falle fürchte ich, werden Sie wohl die Gunst, um die ich für meine Nichte zu bitten kam, mir verweigern," bemerkte der Goldschmied.

„Eine Gunst?" fragte Lady Digby mit einem Blick der Ueberraschung. „Diesen Besuch also verdanke ich nicht der Zärtlichkeit eines Kindes, das seine Pflicht für eine alte am Rande des Grabes stehende Frau erfüllen will? Es war wohl thöricht von mir, es zu erwarten! Nun," fuhr sie mit einem etwas spöttischen Tone fort, „laßt mich doch wissen, welchen Dienst die Gräfin Moretown von mir erwartet?"

„Sie nannten mich so eben noch Alice!" sagte ihre Großnichte.

„Und jetzt nenne ich Dich Gräfin Moretown," erwiederte die Gräfin scharf; „denn ich kenne die Welt und die Münze, die in ihr Geltung hat."

Mr. Brindsly erklärte in wenigen kurzen Worten die unziemliche Stellung, in welche seine Nichte durch die Weigerung der Herzogin von Ayrtoun sie bei Hofe vorzustellen gekommen war — die unverschämten Bemerkungen, welches jene stolze Weib sich gegen ihre Freundinnen in seinem Beisein erlaubt hatte, und deutete darauf hin, wie ehrenvoll es für Alice sein würde, wenn Lady Digby, die in der früheren Zeit so hoch angesehen in der vornehmen Welt gewesen, für einmal ihre Zurückgezogenheit aufgeben und ihr als Chaperon bei Hofe dienen wolle.

„Das ist keine Gunst," erwiederte die alte Dame, nachdem sie aufmerksam die Erklärung des Kaufmanns angehört hatte; „Du hast ein Recht es zu verlangen und ich werde es Dir nicht weigern. Vergieb mir Alice! — Du siehst, ich nenne Dich wieder bei diesem Namen — das Alter ist von Natur argwöhnisch. Wer 70 Jahre lang durch das Leben gepilgert ist, hat soviel Gemeinheit gesehen, daß das Herz hart wird."

Lady Moretown küßte ihre Hand.

„Wann empfängt der Hof?" fuhr die Lady fort.

„Donnerstag über acht Tage."

„Wenig Zeit zur Vorbereitung!" sagte Lady Digby lächelnd; jedoch sie wird hinreichen. Ich erinnere mich der Zeit, wo ich vier Wochen brauchte, um mich über meinen Anzug zu entscheiden. Jetzt werden wenige Stunden hinreichend sein. Du hast doch die Moretown-Juwelen?"

Der Goldschmied erwiederte, daß seine Nichte sie noch nicht einmal gesehen habe.

„Dann magst Du meine tragen," erwiederte die Großtante.

Mr. Brindsly erklärte aber, daß er bereits beabsichtige, seiner Nichte ein nachträgliches Hochzeitsgeschenk zu machen und daß die Vorstellung bei Hofe die beste Veranlassung dazu gebe. „Seien Sie unbesorgt, Lady Digby," schloß er; „die Nichte des Goldschmieds soll Ihnen keine Schande machen."

Als Alice von dem Besuch bei ihrer bejahrten Verwandten nach Hause zurückkehrte, benachrichtigte sie ihr Gatte, daß er Lady Burridge, die Wittwe eines ausgezeichneten Arztes, vermocht habe, ihre Vorstellung zu übernehmen, und fügte hinzu, er werde für einen passenden Schmuck bei dieser Gelegenheit sorgen.

„Mit Ihrer Erlaubniß, Mylord," antwortete Alice, „werde ich meine eigenen tragen."

„Ihre eigenen?" fragte der Peer erstaunt.

„Die mein guter Onkel mir zu geben versprochen hat; und da die Herzogin von Ayrtoun ihre Begleitung ablehnt, so habe ich das Anerbieten meiner Großtante, Lady Digby, angenommen, welche mir versprochen hat, mich trotz ihres hohen Alters unter ihren Schutz zu nehmen."

„Eine Großnichte der Lady Digby!" murmelte der Graf, als er das Zimmer verließ; „so ist Alice doch nicht von so geringem Herkommen, als ich vermuthete!"

In die vorgeschlagenen Verabredungen hatte er gern gewilligt, denn sie enthoben ihn einer unangenehmen Verlegenheit.

Die Vorstellung bei Hofe bereitete Alice eine Art von Triumph. Der Schmuck, den ihr Oheim ihr gegeben, machte unter den anwesenden Damen allgemeines Aufsehen, denn er war eben so reich, als schön. Der König aber und die Prinzessin Auguste nahmen Lady Digby, die in ihrer Jugend durch Schönheit und Geistesanmuth in besonderer Gunst bei beiden gestanden hatte, mit ausgezeichneter Huld auf. Die Herzogin von Ayrtoun aber, welche ihre Smaragden an dem Halsbande ihrer Schwägerin sehen mußte und deshalb manchen Spott auszuhalten hatte, faßte einen tiefen Groll gegen Alice und schwor ihr bittere Rache.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wenn Alice geglaubt hatte, ihre persönliche Erscheinung in den vornehmen Cirkeln werde die boshaften Gerüchte niederschlagen,

welche früher über sie in Umlauf gewesen waren, so irrte sie. Die Herzogin von Ayrtoun fuhr fort, sie überall, wohin sie kam, herabzusetzen, und die sichtbare Kälte, die ihr Gemahl gegen sie zeigte, trug nicht wenig dazu bei, den Verläumdungen ihrer Schwägerin einen Schein von Wahrheit zu geben.

Lady Digby, welche nicht so ganz von der Welt abgeschlossen war, um nicht von Zeit zu Zeit von den Ereignissen Kenntniß zu nehmen, war empört über die Herzlosigkeit und Gemeinheit in dem Betragen des Grafen gegen ihre Nichte und rieth ihr mehr als einmal, das schmachvolle Verhältniß des Grafen zu Mademoiselle Athalie zu benutzen, um eine Ehescheidung herbeizuführen. Alice konnte sich nicht dazu entschließen. Zum Theil scheute sie die Oeffentlichkeit, in welche durch einen solchen Schritt ihre häusliche Lage treten müsse; zum Theil hoffte sie auch noch, ihr Gemahl werde mit der Zeit gerechter gegen sie werden. Ihr Vertrauen zu dieser Hoffnung war so groß, daß sie wiederholt ihren Oheim mit Bitten bestürmte, auch denjenigen Theil ihres Vermögens, der in seinen Händen ruhte, dem Grafen zu überliefern. Doch, wie sehr auch der alte Mann bemüht war, den Wünschen seiner Nichte zuvorzukommen; in diesem Punkte war er unerbittlich.

Einmal schien es, als wenn sich ein freundliches Verhältniß zu den Verwandten ihres Gatten gestalten wollte. Bei einer Abendgesellschaft, wo sie wie gewöhnlich von allen Anwesenden kalt, fast verächtlich behandelt wurde, bemerkte sie, daß ein elegant gekleideter Herr, der mehrere Orden trug, sie mehrmals ansah und sich endlich durch die Dame des Hauses ihr vorstellen ließ. Es war der Herzog von Ayrtoun. Er ließ sich mit ihr in ein näheres Gespräch ein und schien großes Vergnügen in ihrer Unterhaltung zu finden. Anfangs sprach er seine Verwunderung aus, daß die Gräfin, als eine so nahe Verwandte ihm bis jetzt gänzlich unbekannt geblieben sei, und bot ihr endlich den Arm, um sie seiner Gemahlin vorzustellen. Die Herzogin, die eben in einem Kreise ihrer engeren Bekannten sich wieder über die Unziemlichkeit ausgesprochen hatte, welche aus der Verheirathung ihres Bruders mit einem Mädchen von gemeinem Herkommen für sie erwachsen sei, änderte sofort den Ton, als sie ihren Gemahl mit Alice auf sich zukommen sah. Sie war zu geübt, um nicht ihre wahre Gesinnung sofort zu verbergen, nahm Alice mit einer scheinbaren Herzlichkeit auf und wußte später

in einem vertrauteren Gespräch sie über ihre wahren Gesinnungen so zu täuschen, daß diese in der Unschuld ihres Herzens und ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit den dunkeln Seiten des menschlichen Herzens sich wirklich der frohen Hoffnung hingab, ihre Schwägerin sei ihr gütiger gesinnt, als es anfangs den Schein gehabt habe.

Die Hoffnung sollte bald wieder schwinden. Der Herzog und die Herzogin besuchten später Moretown Abtei und hier merkte Alice bald, daß der Herzog kälter und förmlicher gegen sie wurde, als er bisher gewesen. Der Grund dazu war folgender. Wie wir wissen, hatte der Graf nur mit Widerstreben in die Entfernung Athalie's aus der Abtei gewilligt. Er hatte sie auf ein ihm zugehöriges Landhaus gebracht und da sie von ihrem Zögling sich nicht trennen wollte, so benutzte der Graf diesen Umstand, um seine Gemahlin als eine herzlose Frau darzustellen, welche seinen Sohn erster Ehe mit bitterem Hasse verfolge.

Die Ankunft seines Schwagers bewog ihn endlich, die Französin zu zwingen, ihm seinen Sohn auf einige Tage allein zu überlassen. Als der Knabe ins Zimmer trat, wo die Gäste beim Frühstück versammelt waren, eilte er freudig in die Arme seines Vaters, der ihm zärtliche Liebkosungen spendete.

„Wie der Junge gewachsen ist!“ bemerkte der Herzog. „Sagten Sie nicht, Moretown, seine Gesundheit sei schwach? Man bemerkt nichts an ihm.“

„Ja,“ erwiederte der Graf, einen vorwurfsvollen Blick auf seine Gemahlin werfend; „Dank der trefflichen Person, die ihm eine zweite Mutter ist!“

Der Herzog hatte stets den Knaben gern gehabt und auch dieser freute sich, als er ihn sah. Er lief auf ihn zu und wollte auf seinen Schooß klettern; aber der Onkel sagte lächelnd:

„Willst Du nicht erst Deine Mutter küssen, Godfrey?“

„Nein,“ erwiederte der Knabe mit verdrossener Miene.

„Warum denn nicht?“ fragte schmeichelnd die Herzogin.

„Weil ich sie nicht leiden mag!“

Das Herz der armen Alice war voll, sie brach in Thränen aus.

„Pfui! pfui, Godfrey!“ rief Lord Morotown leicht erröthend, denn die Unart des Knaben war ihm unangenehm; „Kinder sollten nie so sprechen.

„Sie mag mich auch nicht!" rief der gutgeschulte Knabe; „sie will mich vergiften!"

Athalie hatte nämlich dem Kinde, um eine dauernde Abneigung gegen die Gräfin in ihm zu erzeugen, den Glauben beigebracht, daß Alice ihm wirklich nach dem Leben strebe, weil sie es nicht leiden könne.

„Gott schütze uns!" rief die Herzogin; „was kann dem Kinde eine so sonderbare Idee in den Kopf gebracht haben?"

„Kinder haben oft sonderbare Ideen," bemerkte der Vater; „und sie fühlen fast instinktartig, wer sie liebt. Der arme Godfrey ist nicht so glücklich gewesen, sich die Liebe Aller, die ihm nahe stehen, zu erwerben!" fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„Der Fehler ist nicht mein, Mylord!" antwortete Alice sanft; „bei meiner Ankunft fand ich bereits das Kind voller Vorurtheile gegen mich. Wer es gethan, will ich nicht erörtern; aber Gott ist mein Zeuge, daß ich ihm gern meine volle Liebe geschenkt haben würde!"

Diese kleine Episode in dem häuslichen Leben des Grafen und der Gräfin machte einen peinlichen Eindruck auf die Gäste. Der Erfolg war entschieden ungünstig für Alice, wenn man auch nicht den von dem Grafen ausgesprochenen Argwohn festhielt.

Zur Feier der Ankunft des jungen Viscount war ein kleines Kinderfest veranstaltet worden, zu dem man die Kinder des benachbarten Adels eingeladen hatte. Alice hatte die beiden Mädchen, deren eigenthümliche Schönheit ihre Aufmerksamkeit erregt hatten, dabei nicht vergessen. Sie sandte an Mrs. Graham ein Billet, worin sie sie und ihre Enkelin einlud.

Am folgenden Morgen erhielt sie darauf eine höfliche, aber kalte Rückantwort, in welcher die Dame wegen ihres vorgerückten Alters die Einladung für ihre Person ablehnte, für die Kinder aber annahm.

Sobald Alice in dem Zelte erschien, das in dem Parke zur Aufnahme der Kinder errichtet worden war, eilten die beiden Mädchen freudig auf sie zu.

„Sie sehen," bemerkte sie zu ihrer Schwägerin, als die beiden Mädchen sich an sie anschlossen, „alle Kinder hassen mich nicht!"

„Hassen!" wiederholte die Herzogin, die sich heimlich über die Scene im Frühstückszimmer und den Eindruck, den sie auf ihren

Gemahl hervorgebracht, gefreut hatte; „warum sollten sie auch? Sie sind doch nicht schwach genug, die Unart des verwöhnten Knaben zu beachten?"

Unter den geladenen kleinen Gästen befanden sich auch die Zöglinge eines benachbarten Geistlichen Mr. Harland, der zur bessern Erziehung seines Sohnes einige Söhne reicher Aeltern zu sich genommen hatte. Die Kinder waren bald vertraut mit einander und gaben sich heiter den Eindrücken des Augenblicks hin. Nur die kleine Mary schien sich nicht ganz heimisch zu fühlen, sondern blieb bei Lady Moretown und sah den Spielen der kleinen Gesellschaft ruhig zu, an denen Theil zu nehmen ihre Schüchternheit sie verhinderte.

„Willst Du nicht auch tanzen, liebes Kind?" sagte die Herzogin, welche mit mütterlichem Stolz die anmuthigen Bewegungen ihrer eigenen Töchter beobachtet hatte.

„Ich liebe das Tanzen nicht," erwiederte das junge Mädchen, „seit..."

Sie hielt inne und ein tiefes Erröthen bedeckte ihr gewöhnlich bleiches Gesicht.

„Seit wann?" fragte die Herzogin neugierig.

„O seit langer Zeit!"

Die Antwort war zwar wahr, enthielt aber doch nicht die ganze Wahrheit. Mary erinnerte sich plötzlich der vielfachen Mahnungen, die sie und Jane erhalten hatten, keine Anspielungen auf ihr früheres Leben zu machen.

„Aber willst Du Dich nicht unter die Kinder mischen?" fragte Lady Moretown.

„Ich bleibe lieber bei Ihnen, wenn Sie mir es erlauben," war die Antwort.

Dr. Harland, der seine Zöglinge nach der Abtei begleitet, hatte aber inzwischen seinen Sohn Karl herbeigerufen und ihn zum Begleiter des jungen Mädchens angeboten, die sich diese Anordnung auch gefallen ließ.

Die beiden Kinder tanzten mit einander und durchstrichen dann den Park. Als sie an das Thor kamen, bemerkten sie außerhalb desselben ein Weib, das reinlich wenn auch ärmlich gekleidet war und ein Körbchen am Arme trug. Der Portier wies ihre Bitte,

in den Park treten zu dürfen, um ihre Waaren zum Verkauf anzubieten, mit rauhen Worten zurück.

„Ich bin keine Bettlerin!“ hörten die Kinder das arme Weib sagen; „ich will blos fragen, ob eine der jungen Herrschaften mir etwas abkaufen will. Vielleicht,“ fuhr sie fort, als Mary näher an das Gitter trat, nimmt mir das junge Fräulein, das so gut und hübsch aussieht, ein Nadelkissen oder eine Nadelbüchse ab, um einer unglücklichen Mutter zu helfen.“

„Ich habe kein Geld bei mir,“ antwortete das Kind, „sonst würde ich es gern; denn der Name einer Mutter ist mir sehr theuer, ob ich mich gleich der Meinigen nicht mehr erinnern kann!“

„Gott segne Sie, Miß, für diese freundlichen Worte!“ sagte das Weib sich wegwendend. „Sie sind mir mehr werth, als wenn ich alle meine Waaren verkauft hätte.“

„Halt, halt!“ rief Karl; „laßt mich Eure Waaren sehen! Ich verstehe mich zwar nicht sehr darauf, aber das Fräulein hier wird so gütig sein, für mich zu wählen. Machen Sie das Thor auf!“ sagte er zu dem Portier, der mit Widerstreben der Aufforderung gehorchte, „und lassen Sie das alte Weib hereintreten!“

Als Mary die Waaren untersuchte, freute sie sich eben so sehr über die Nettigkeit und Zierlichkeit der Arbeit, als über die Nützlichkeit der einzelnen Gegenstände und wählte auf die Bitte ihres Begleiters Einiges davon, wofür Karl bezahlte. Während das Mädchen mit dem Aussuchen der Waaren beschäftigt war, wendete die arme Frau kein Auge von ihr ab und ihr forschender Blick war so auffällig, daß selbst der Portier es bemerkte.

„Hat Sie das Fräulein schon früher gesehen?“ fragte er, „daß Sie es so anstarrt?“

„Ich bitte um Verzeihung,“ erwiederte das Weib. „Mein Betragen muß seltsam erscheinen — sehr seltsam; aber Sie werden mir gewiß vergeben,“ fuhr sie zu Mary gewendet fort. „Die Dame, der ich einst das Glück hatte zu dienen, stand in Ihrem Alter, als ich sie zuerst sah; und die Aehnlichkeit ist so groß, „daß ich fast glauben könnte, Sie seien es selbst.“

„Wirklich? wie hieß sie?“ fragte Mary.“

„Miß Briancourt.“

„Meinen Sie nicht,“ flüsterte Mary, „wenn ich diese hübschen

Sachen der Lady Moretown zeigte, sie würde der armen Frau erlauben, hereinzukommen und ihre Waaren feil zu bieten?"

„Gewiß!" erwiederte Karl. „Was für einen guten Gedanken hast Du gehabt! Ich wäre niemals darauf gefallen. Bleibt hier," sagte er zu der Frau gewendet, „bis ich wieder komme!"

Voll von ihrem wohlwollenden Plane eilten die beiden Kinder zu dem Zelte zurück, wo Lady Moretown noch immer mit dem Pfarrer und ihrer Schwägerin sprach. Mary legte schweigend ihren Einkauf vor.

„Ei liebes Kind, wo hast Du das Alles her?" fragte der Pfarrer.

„Ihr Sohn hat es gekauft, um eine arme Frau zu unterstützen, die am Parkthore um Einlaß bat. Ich hatte kein Geld bei mir," fügte sie hinzu. „War es nicht recht gut von ihm?"

„Er ist gut!" antwortete der erfreute Vater.

„Du vergißt," sagte Karl sie unterbrechend, „daß der Gedanke zurückzukehren und von Lady Moretown die Zulassung des armen Weibes zu erbitten, das wohl bessere Tage gesehen hat, von Dir kam. Meine Handlung kostete mich nur einige Schillinge, Dir gehört die überlegende Wohlthätigkeit, die sich noch nützlicher macht."

Die Erlaubniß wurde bereitwillig gegeben und ein Diener an das Parkthor abgeschickt, um die Frau nach dem Zelte zu geleiten. Wer malt das Erstaunen von Alice, als sie in dieser Frau Mabel erkannte. Sie trug kein Bedenken, sie als eine alte Bekannte zu begrüßen und bat sie in dem Schlosse einstweilen zu verweilen, bis sie für ein anständiges Unterkommen für sie gesorgt habe.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Kinder waren, nachdem man ihnen eine Collation vorgesetzt hatte, wieder entlassen worden und die Gäste des Hauses hatten sich in ihre Zimmer zurückgezogen, um sich zum Diner anzukleiden. Lady Moretown hatte so eben ihre Toilette beendigt, als an die Thür ihres Ankleidezimmers geklopft wurde und der Graf, ihr Gemahl, eintrat.

„Seit wann, Madam," fragte er in heftigem Tone, sobald die Kammerfrau sich entfernt hatte, „ist mein Haus zu einem Zufluchtsort für Herumtreiber geworden?"

„Herumtreiber, Mylord?“ fragte Alice erstaunt.

„Herumtreiber, Madam!“ wiederholte der Graf mit Nachdruck. „So nenne ich das Weib, dem Sie eine Zuflucht in meinem Schlosse zugestanden haben. Ich glaube ein Recht zu haben, gefragt zu werden, wen ich als Gast bei mir aufnehmen will.“

„Die Person, von der Sie sprechen, Mylord,“ erwiederte Alice, „ist weder eine Herumtreiberin noch ein Gast; sondern ein Weib, dem ich mich tief verpflichtet fühle, denn sie rettete das Leben meines armen Vaters.“

„Der sie wahrscheinlich mit seiner gewohnten Freigebigkeit belohnte,“ bemerkte der Graf mit höhnischem Lächeln. „Ich wünschte Ihre Dankbarkeit bliebe in den Schranken einer größeren Mäßigung. Sie haben mich vor meinen Gästen lächerlich gemacht.“

„Lächerlich?“ wiederholte die Gräfin; „das kann ich nicht finden.“

„Das mögen Sie halten, wie Sie wollen, Madam; aber Sie sind nicht so eifrig, auf meine Wünsche einzugehen, daß ich mich bereit finden sollte, die Ihrigen zu berücksichtigen.“

„Meine Absicht war ja nur,“ sagte Alice mit schüchternem Tone, „die Arme so lange bei mir aufzunehmen, bis ich weiter für sie gesorgt haben würde.“

Wirklich!“ rief der Graf spöttisch; „sehr gütig! aber wer soll für solche Launen zahlen? Meinen Sie, ich hätte nichts weiter zu thun, als mein Vermögen für Ihre Einfälle bereit zu halten?“

Diese grenzenlose Gemeinheit ihres Gatten empörte sie. Verachtung besiegte ihre Furcht vor dem Mann, der sich durch ihr Vermögen von dem nahenden Bankerott gerettet hatte.

„Ich kann meine Schuld der Dankbarkeit selbst bezahlen, Mylord,“ erwiederte sie, „ohne Ihre Freigebigkeit in Anspruch zu nehmen; obgleich das Vermögen, das Sie mit mir erhielten und so rücksichtslos zu Ihrem eigenen Vortheil verwendeten, mir wohl einen Anspruch geben dürfte auf größere Nachsicht von Ihrer Seite. Ist es jedoch Ihr Wille, daß Mabel das Haus verlasse, so werde ich ihm nicht entgegentreten; nur werde ich Sie dann bitten, meine Abwesenheit bei Ihren Gästen zu entschuldigen, da ich die Frau erst sehen muß, ehe sie von hier geht.“

„Muß? Madame?“ wiederholte der Graf bleich vor Zorn, „denn sein Bewußtsein flüsterte ihm zu, wie sehr er den in ihren Worten

enthaltenen Vorwurf verdiene. „Das ist ein sonderbarer Ausdruck gegen den Gatten.“

„Sie nöthigen mich dazu,“ rief das unglückliche Weib in Thränen ausbrechend, „durch Ihre unfreundlichen Worte, durch die Seelenqual, die Sie mir auferlegen. Ist dies das Glück, das Sie mir einst versprachen? Die Heimath der Liebe, das gegenseitige Vertrauen, des Herzens Ruhe, von dem Sie mir soviel zu erzählen wußten? Ich sehe nur Kälte, Härte und Entfremdung!“

„Sie sind mein Weib,“ erwiederte Lord Moretown; „mein Name und mein Haus gehören Ihnen! Ich weiß nicht, welche romantische Ideen Sie sich von dem ehelichen Leben gebildet haben und kann also für Ihre Enttäuschung nicht verantwortlich sein. Finden Sie in meinem Betragen eine Veränderung, so suchen Sie den Grund dazu nur in Ihrem eigenen Eigensinn.“

„Die Veränderung, Mylord, liegt in Ihrem Herzen; nehmen Sie den Vorwurf zurück!“

„Keineswegs!“ sagte der Graf, der aus ihren Thränen und der ungewöhnlichen Gefühlsentfaltung den Schluß zog, er habe ihre Entschlossenheit besiegt. „Legen Sie Ihr abgeschmacktes Vorurtheil ab — schreiben Sie an Madam Athalie — rufen Sie sie hierher zurück!“

In einem Augenblicke hatte Alice ihr Selbstgefühl wiedergewonnen.

„Nie, Mylord!“ sagte sie; „in diesem Punkte steht mein Entschluß fest. Von dem Augenblicke an, wo dieses Weib mit Ihrer Bewilligung die Schwelle Ihres Hauses überschreitet, verlasse ich es für immer!“

„Und wo wollen Sie einen andern Aufenthalt finden?“ fragte der Graf höhnisch.

„Bei meiner Tante, der Lady Digby, die mich mehr als einmal zu diesem Schritte überredet hat. Ich bin nicht so verlassen, als Sie denken, Mylord.“

Kaum waren ihr diese Worte entschlüpft, als der Ausdruck von Bosheit und Haß, der das Gesicht des Grafen verzerrte, sie in Schrecken setzte. Zum erstenmal in seinem Leben traf er auf einen so entschiedenen Widerstand gegen seinen Willen und dies regte seine schlimmsten Leidenschaften auf, die nicht weniger heftig waren, als Furcht sich mit ihnen mischte. Gleich den meisten Tyrannen fehlte ihm der moralische Muth. Die Besorgniß vor einer Bloß-

stellung von dem Eclat einer Ehescheidung verhinderte ihn allein darauf zu bestehen, daß die Französin nach Moretown käme und von seiner Gemahlin empfangen werde.

Er verließ das Zimmer mit dem festen Entschluß, Mabel sofort aus dem Hause zu jagen: es war der einzige Weg, seine unmännliche Rache an der unglücklichen Alice auszuüben.

„Ich wollte sie wäre todt!“ murmelte er, während er die Treppe hinabstieg.

Es war das zweite Mal seit seiner Verheirathung, daß ihm dieses entsetzliche Wort entschlüpfte.

Mabel saß in dem Zimmer der Wirthschafterin und überlegte sich in ihrem Sinne, welche außerordentliche Umstände die Heirath zwischen Alice Arden und Lord Moretown herbeigeführt haben könnten, als der zornige Graf in das Zimmer trat.

„Wo ist das Weib?“ rief er mit rauhem Tone.

Die Wirthschafterin stand auf und deutete auf Mabel.

„Es ist der Herr Graf!“ flüsterte sie der ermüdenden Pilgerin zu.

Kaum trafen sich die Augen Mabels und des Grafen, als beide von Schrecken und Ueberraschung in Stein verwandelt zu sein schienen. Die Röthe des Zornes wich aus dem Gesichte des stolzen Mannes und machte der bleichen Farbe der Furcht Raum. Sie mußten sich schon früher begegnet sein.

„Er! — dieser Mann — der Graf von Moretown?“ rief Mabel.

„Natürlich ist er es!“ sagte die Wirthschafterin, die sich über die Art des Ausdrucks der Fremden gewaltig empört fühlte. Sie hatte den größten Theil ihres Lebens in der Familie des Grafen zugebracht und verehrte den Letzteren fast wie einen Halbgott. „Verzeihen Sie ihr, Mylord,“ sagte sie, „sie ist ganz unwissend und ist nicht werth, daß Eure Herrlichkeit Notiz von ihr nimmt. Warum knixt sie denn nicht?“ fügte sie zu Mabel gewendet leise hinzu.

„Gott sei mir gnädig!“ seufzte Mabel, auf ihren Sitz zurücksinkend, in welche Hände bin ich gefallen!“

„Hände!“ wiederholte die Wirthschafterin mit wachsendem Entsetzen; „was das für frevelhafte Ausdrücke sind!“

„Schweigt!“ sagte der Graf finster; „und verlaßt das Zimmer.“

„Zu Befehl! sogleich Mylord! Soll ich . . .“

„Fort mit Euch!“ unterbrach sie ungeduldig der Graf nach der

Thüre deutend. „Ich muß mit dieser Person sprechen. Daß uns Niemand stört oder belauscht! Ich bin nicht der Mann, der mit sich scherzen läßt.“

Zu Befehl, Mylord!“ erwiederte die erschreckte Haushälterin, als sie mit einem tiefen Knix seitwärts aus dem Zimmer schlich.

Einige Augenblicke lang blickten Lord Moretown und Mabel schweigend auf einander. Es schien, als wenn Beide Kräfte für den nahenden unvermeidlichen Kampf sammelten. Der Graf brach das Schweigen zuerst.

„Ihr kennt mich?“ sagte er.

„Ihren Charakter, Mylord, kenne ich schon lange,“ erwiederte Mabel. „Er war der Schrecken meiner Kindheit, denn ich war ein unwillkürlicher Zeuge seiner Herzlosigkeit und Grausamkeit.“

„Und Ihr Onkel?“ sagte der Graf mit Mühe den Ausbruch seines Zornes zurückhaltend.

„Ich verließ ihn Mylord, um in den Dienst der Lady Briancourt zu treten,“ erwiederte das Weib.

„Und Ihr saht ihn seitdem nicht wieder?“

„Niemals!“

Ein Lächeln der Zufriedenheit überflog für einen Augenblick die bleichen Züge des Grafen.

„Meine Gemahlin,“ fuhr er fort, „fühlt ein Interesse für Euer Wohlergehen. Sie hat mir eben ihre Absicht ausgesprochen, Euch ein ruhigeres Loos zu bereiten.“

„Arme Alice!“ seufzte Marry; „sie hat ein dankbares Herz!“

„Ich billige diesen Gedanken und will . . .“

„Mylord,“ unterbrach ihn das Weib mit einer Würde, die zu ihrem unscheinbaren Aeußern einen seltsamen Widerspruch bildete, „ich kann von Ihnen nichts annehmen. Das Brod, das ich äße, würde mich ersticken, wüßte ich, daß es von Ihnen wäre.

„Aber von Lady Moretown?“

Mabel schwieg.

„Weib!“ rief der erbitterte Graf; „ich bin nicht mehr das arme abhängige Wesen, das Ihr einst gekannt habt, sondern reich, mit Rang und Ansehn begleitet. Das finstere Bild der Vergangenheit — wäret Ihr auch wahnsinnig genug, es wieder zu enthüllen, würde jetzt nicht mehr geglaubt werden; doch könnte es den Seelen-

frieden eines Wesens stören, dessen Glück mir theurer ist, als das meinige."

„Eurer Gemahlin?" fragte Mabel mit forschendem Blicke.

„Die Ihr Eure Freundin nennt."

„Ihretwegen will ich denn schweigen, Mylord!" erwiederte das Weib. „Aber ich kann nicht weilen unter demselben Dache mit Ihnen, nicht die Luft athmen, die Sie athmen: mein Herz würde vergehen unter Ihrem Blicke. Ich muß fort von hier!"

„Nicht bevor Ihr Lady Moretown gesehen habt," antwortete der Graf; „verweilt drei Tage hier, ich bitte Euch!" fügte er in gewinnendem Tone hinzu; „Sie würde doch erfahren, daß ich mit Euch gesprochen; warum ihrem arglosen Gemüth den Stachel des Argwohns eindrücken?"

„Drei Tage denn, Mylord!"

„Und Ihr werdet schweigen?"

„Wie das Grab, das Ihren..."

„Genug! genug!" unterbrach sie der Graf ungeduldig. „Ihr beurtheilt das Verbrechen — der Himmel allein kennt die Versuchung und meinen Kampf! Ich weiß, daß ich Eurem Worte trauen darf," fuhr er fort; „denn ich habe die Hartnäckigkeit nicht vergessen, mit welcher Ihr, noch ein Kind — daran festhieltet."

Mabel schauderte. Sie erinnerte sich nur zu gut der Gelegenheit, auf welche er anspielte.

„Ich muß meine Gemahlin sehen," fuhr Lord Moretown fort, „und ihr sagen, daß ich Euch gesprochen habe — daß ich mich für Euch interessire. Es wird ihr genügen."

„Erzählen Sie, welches Mährchen Sie wollen, ich werde Ihnen nicht widersprechen."

„Bedenkt, daß Ihr mir versprochen habt, drei Tage zu bleiben!"

Die Tischglocke hatte zum zweiten Mal ertönt und Alice war im Begriff, ihre Gemächer zu verlassen, als ihr Gemahl wieder bei ihr eintrat.

„Alice," sagte er mit einer Freundlichkeit in Ton und Miene, die ihr seit lange schon fremd geblieben war, „wir sind Beide zu tadeln. Sie, weil Sie die Schwäche meines Temperaments nicht schonen, die ich nun einmal nicht ablegen kann — ich, weil ich von Ihnen eine Stärke des Gemüths erwarte, um ein Vorurtheil ab-

zuschütteln, die Sie nicht besitzen. Vergessen wir die Vergangenheit und möge die Zukunft glücklicher sein."

„Ist es möglich, Mylord?" rief die Gräfin, indem sie überrascht in seine Augen sah, die kaum ihren Blick ertragen konnten; „ist das Ihr Ernst?"

„Zweifeln Sie an mir?" erwiederte der Graf in einem Tone der Zärtlichkeit, den er wohl in seiner Gewalt hatte; „mein Herz ist nicht ganz von Stein. Ich habe Ihren Schützling gesehen und fühle mich von Theilnahme für ihn durchdrungen."

„Mylord!" rief die arme getäuschte Alice entzückt aus; „sprechen Sie wirklich die Wahrheit?"

„Sie hat von Ihnen in einer Weise gesprochen, die mich tief gerührt hat und ich habe sie gebeten, zu bleiben, bis Sie Ihre freundlichen Absichten auszuführen im Stande sind. Ich werde Ihnen beistehen."

„O, Mylord, weshalb handeln Sie nicht stets so edel und Ihrer selbst würdig? Warum verhüllen Sie den bessern Theil Ihrer Natur?"

„Kommen Sie, Alice!" sagte der Graf, indem er einen Kuß auf ihre Stirn drückte, um den Ausbruch des Hasses zu verbergen, den er trotz seiner langer Gewohnheit, sich zu verstellen. nicht ganz unterdrücken konnte; „lassen Sie mich Sie einmal heiter unter unseren Gästen sehen, und dies das Siegel unserer Versöhnung sein!"

Und Alice war heiter, denn die Hoffnung leuchtete noch einmal in ihrem jungen Herzen auf. Wenn die Erinnerungen aus der Vergangenheit mit finstern Mahnungen ihr entgegentreten wollten, scheuchte sie sie vorwurfsvoll von sich. Sie hatte noch nicht erfahren, daß der Mann, der die Zurückhaltung seines Aergers oder Grolles gegen einen seines eigenen Geschlechts als eine Verdächtigung seines Muthes ansieht, die Heuchelei gegen sein Weib, die er zu ehren und zu schützen beschworen hat, für ehrenvoll ansieht.

Die Herzogin von Ayrtoun sah mit geheimen Mißfallen die scheinbare Aussöhnung zwischen ihrem Bruder und seiner Gattin, denn der Graf spielte seine Rolle so bewunderungswürdig, daß selbst ihr Scharfblick getäuscht wurde.

„So, Godfrey," flüsterte sie ihm zu, als die Herren zu den Damen in das Gesellschaftszimmer zurückkehrten. „Alice hat Dir verziehen?"

Ein Blick war die einzige Antwort, welche der Graf ihr zu geben sich herabließ; aber er war so voll von Bitterkeit und Haß, daß seine Schwester sich sofort von ihrem Irrthum überzeugte.

Als Lord Moretown sich am Abend in sein Zimmer zurückgezogen hatte, fand er seinen Kammerdiener und einen Mann auf sich warten, dessen Aeußeres einen Wildhüter anzeigte, in dessen Blicken aber die höchste Brutalität ausgesprochen war.

„Lassen Sie uns allein!" sagte der Graf zum Kammerdiener gewendet; „ich werde klingeln, wenn ich Sie brauche." Der Diener verbeugte sich und verließ schweigend das Zimmer.

„Kelf," fuhr der Graf fort, „wie lange braucht Ihr, um nach Bordercleugh zu reisen?"

„Zwölf bis vierzehn Stunden, Mylord."

„Kann es nicht in weniger Zeit geschehen?"

„Schwerlich," erwiederte der Mann, „es müßte denn sehr dringend sein, dann denke ich in 11 bis $11^1/_2$ Stunden den Weg zu machen."

„Es ist dringend!" antwortete der Herr.

„Dann soll es so geschehen, wie ich's sage."

„Ihr müßt einen Brief von mir an den alten Gilbert Rawlins mitnehmen und ihn sobald als möglich hierher bringen."

„In die Abtei?"

„Nein, in Eure Wohnung im Walde, wo ich ihn sprechen will. Wenn er das in 24 Stunden zu Stande bringt, so sollt Ihr 50 Louisdor haben!"

„Die sind so gut wie mein, Mylord," antwortete grinzend der Wildhüter. „Ich werde Peitsche und Sporen nicht schonen; doch dann muß ich auch sogleich fort!"

Der Graf schrieb hastig einige Zeilen, siegelte sie und gab sie dem Boten nebst 5 Guineen als Reisekosten.

„Seid pünktlich!" sagte er.

„Wie die Zeit selbst, Mylord!"

„Und treu!"

„Es ist nicht das erste Mal, daß Eure Herrlichkeit mir vertraut hat," antwortete Kelf. „Lebend oder todt soll der alte Mann zur bestimmten Stunde im Jägerhause sein.

Mit einer kriechenden Verbeugung verließ der Hüter das Gemach.

Vorderclеugh war der Name einer Burg, welche mit der dazu gehörigen Haide und Moorland lange Zeit im Besitz der Grafen von Moretown gewesen sei. Auf der Grenze der beiden Königreiche gelegen, hatte sie während der Grenzfehden als ein fester Platz gegolten, war aber nach dem Aufstande von 1715 ihrer Befestigungen beraubt worden und diente seitdem als ein Jagdhaus, da in der Umgegend Schneehühner und Birkhühner in Masse vorhanden waren.

Der alte Gilbert Rawlins, welcher das Jagdhaus bewohnte, war nach und nach im Dienste von drei verschiedenen Grafen von Moretown gewesen: dem Vater des gegenwärtigen Grafen, dem älteren Bruder des Letzteren, nach dessen Tode jener in den Besitz der Herrschaft kam, und dem jetzigen Grafen selbst.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Scheint er 'ne Taube? Die Federn sind geborgt;
Denn er ist bös gesinnt gleich einem Raben.
Ist er ein Lamm? Sein Pelz ist nur geliehen,
Denn er ist gleich dem räuberischen Wolf,
Der nur zum Trug sich fremde Formen giebt.

Shakspeare.

Um Mitternacht verließ der Graf von Moretown die Abtei und eilte auf verborgenen Wegen zu dem Rendezvous in dem Jägerhause mit der Gewißheit, daß der gewissenlose Agent, nach dem er gesandt hatte, da sein werde.

Mehr als einmal auf seinem einsamen Wege schien es dem schuldbewußten Manne, als wenn ihm Jemand nachschlich, und er blieb stehen, um zu lauschen, worauf der Ton sofort aufhörte.

„Bah!“ murmelte er; „ich werde schwach wie ein Weib! meine eigene bleiche Furcht schleicht mir nach. Wer würde es wagen, meinen Tritten in meinem eigenen Besitzthum aufzupassen?“

Und abermals begann er seinen eiligen Schritt.

Die erwartete Zusammenkunft mit Gilbert Rawlins hatte manche unangenehme Erinnerung in seiner Brust entdeckt. Ein bleiches vorwurfsvolles Antlitz schien ihn zu verfolgen und die Mondlichter durch die Bäume auf ihn hinzusehen. Er war froh, als er die Lichtung erreicht hatte, in welcher das Jägerhaus gebaut war, und

an dem rothen Feuerscheine, der durch die Fensterladen brach, erkannte, daß sein Bote zurückgekehrt sei.

Als er eintrat, standen Kelf und Gilbert Rawlins auf, um ihn zu begrüßen.

Der Letztere war ein wettergebräunter Mann von ungefähr sechszig Jahren; sein Haar war schneeweiß. In seinem Gesichte lag ein strenger puritanischer Ausdruck, der einem oberflächlichen Beobachter eine günstige Meinung von seinem Charakter hätte geben können; bei näherer Betrachtung sah man aber wohl, daß die Augen seine übrigen Gesichtszüge Lügen straften. Er konnte Niemand offen und frei ins Gesicht treten, sondern blickte Diejenigen, mit denen er sprach, nur von der Seite an.

„Nun, Gilbert," sagte der Graf, „wir haben uns lange nicht gesehen."

„Seit dreizehn Jahren, Mylord!"

„Und wie geht's Euch in dem alten Neste an der Grenze?" fragte sein Herr.

„Im Sommer geht es schon!" antwortete der Bewohner von Bordercleugh, „denn dann jage ich mit meinen Hunden auf der Haide oder bestelle meinen Garten am Hause; aber im Winter, Mylord, ist es entsetzlich einsam, und wenn ich manchmal am Kamine sitze und der Wind das alte Nest umtobt, kommt es mir vor, als wenn seltsame Stimmen laut würden."

„Einbildung, Gilbert, Einbildung!"

„Ich weiß es wohl," erwiederte der alte Mann, „aber die Sache wird deswegen nicht angenehmer. Ich werde alt und bin nicht mehr so kräftig wie früher."

„Das kann ich mir wohl denken," sagte der Lord; „geht es mir doch ebenso. Als ich jetzt durch den Wald schritt, kam es mir vor, als wenn mir Jemand nachschliche. Kelf!" fuhr er, zu dem Wildhüter wieder gewendet fort, „nehmt Eure Büchse und durchstreift das Unterholz! Es könnten doch Wilddiebe da sein. Ihr braucht nicht lange auszubleiben."

„Wie lange, Mylord?" fragte Kelf, welcher recht wohl den Wink verstand.

„Eine halbe Stunde ungefähr."

Der Mann nahm seine Büchse von der Wand, pfiff seinen

Hunden, die sich nur mit Widerstreben aus ihrer Ruhe am Kamin erhoben und verließ das Haus.

Für einige Augenblicke sahen sich der Graf und Gilbert schweigend an. Sie hatten früher auf vertrautem Fuße miteinander gestanden und doch fürchtete jetzt jeder, die Zurückhaltung aufzugeben, welche sich mit der Zeit zwischen ihnen festgestellt hatte. Endlich begann der Graf:

„Ihr werdet Euch gewundert haben, was mich bewogen hat, Euch so eilig herbeizurufen, nachdem ich Euch so lange Jahre fast vergessen zu haben schien. Ihr habt Euch doch über nichts zu beklagen?"

„Ueber nichts, Mylord."

„Ihr erhaltet regelmäßig Euern Jahrgehalt ausgezahlt?"

„Mit dem Tage, Mylord."

Wieder trat eine Pause ein. Beide Männer blickten schweigend aufeinander und Jeder erwartete, ob der Andere nicht das Eis brechen werde.

„Die Vergangenheit, Gilbert, ist ein lästiges Ding," begann endlich der Graf wieder von Neuem. „Wir haben zwar Beide von ihr nichts zu befürchten; aber doch thut uns Beiden Vorsicht Noth."

„Vorsicht ist die Mutter der Sicherheit!" bemerkte der alte Mann ruhig

„Ja wohl, ja wohl!" sagte der Graf; „und dieser Gedanke bewog mich eben, nach Euch zu senden. Mabel ist in der Abtei!" sagte er in leiserem Tone.

„Und erkannte Sie?"

„Sofort!"

„Als den Grafen von Moretown?"

„Es war nicht möglich, es ihr zu verbergen," erwiederte der Graf. „Meine Frau — ich bin verheirathet, Gilbert! — glaubt sich Eurer Nichte verpflichtet, hat sie bei sich aufgenommen und sie soll drei Tage daselbst verweilen. Zwei sind schon verstrichen."

„Zwei?" wiederholte der alte Mann gedankenvoll.

„Ja!"

„Ich glaube, Mylord," sagte Gilbert Rawlins, „Sie beunruhigen sich unnöthiger Weise. Mabel war nur ein Kind, als mein thörichtes Mitleid sie in Bordercleugh aufnahm. Sie ist das Kind meiner Schwester und ich wollte sie nicht darben lassen."

„Sie weiß aber Alles noch!" rief der Graf; „meines Bruders

Wahnsinn und den Zwang, den wir zu seinem eigenen Besten ihm unterwerfen mußten. Sie spricht davon, als wenn es gestern erst geschehen wäre, und von Euch redet sie mit unverhülltem Abscheu."

„Wirklich!" murmelte Gilbert, während seine Augen wild funkelten.

„Die Welt würde doch auf ihre Worte hören," fuhr der Graf fort; „und wenn sie uns auch keinen Schaden thun kann, so macht sie doch Scandal. Sie muß bei Seite geschafft werden!"

„Wie?" fragte der alte Mann.

„Nehmt sie nach Bordercleugh!" erwiederte der Graf; „sie ist nicht zum ersten Male dort."

Gilbert Rawlins überlegte einige Augenblicke, ehe er auf den Vorschlag des Grafen antwortete. Er hatte immer seiner Nichte nachgetragen, daß sie früher ihn verlassen und Dienste bei Lady Briancourt genommen hatte; jetzt schien die Gelegenheit günstig, seinem Grolle zu genügen.

„Aber die vermehrten Ausgaben tragen Sie, Herr Graf?" bemerkte er endlich; denn er war eine jener rechnenden Personen, die selbst aus der Befriedigung ihrer bösen Leidenschaften Gewinn ziehen.

„Ihr mögt die Summe selbst bestimmen!" sagte der Graf; „es fragt sich nur, wie wir sie aus dem Hause bringen."

„Das überlassen Sie mir, Mylord!" erwiederte der Alte. „Denken Sie, wir können uns auf Kelf verlassen?"

„Wie auf uns selbst," war die Antwort.

Die beiden Männer kamen nun miteinander überein, daß Gilbert, so lange er Mabel bei sich zurückhielt, einen doppelten Jahrgehalt beziehen sollte. Als Lord Moretown darauf das Haus verließ, fand er Kelf in kurzer Entfernung davon, auf sich warten, ließ sich von ihm durch den dichtbewachsenen Theil des Parkes geleiten und entließ ihn dann mit dem Auftrage, er solle Gilbert's Befehl gehorsam nachkommen und werde dann einen freigebigen Herrn an ihm finden.

Kelf grüßte ihn und eilte zurück zu seinem Gaste. Als er in das Zimmer trat, konnte er ein Lächeln nicht zurückhalten: Gilbert Rawlin's saß vor dem Feuer und las in einer Bibel, die er unter mehreren andern Büchern in einer Ecke des Zimmers gefunden hatte.

Kelf zog einen Stuhl an das Feuer, setzte sich und beobachtete eine Zeit lang schweigend seinen Gast, der ihn nicht zu beachten schien.

„Nun, alter Junge," sagte er; „wir sind lange nicht bei einander gewesen, und wenn Ihr auch ein strenger Lehrherr gegen mich waret und ich die Hiebe noch fühle, die Ihr mir als Knabe in Vorderleugh gegeben, so trage ich es Euch doch nicht nach."

„Das heißt, Ihr zeigt's nicht!" erwiederte der alte Mann, indem er das Buch schloß und den Wildhüter mit einem zweideutigen Ausdruck ansah.

„Zeigen oder fühlen, das ist all' Eins, denke ich," bemerkte Kelf.

„Hm!" machte Gilbert.

„Na, lass' uns nicht wieder in Streit gerathen!" fuhr der Wildhüter fort.

„Was mich betrifft, nicht!"

„Das glaube ich!" erwiederte der Hüter, indem er seinen vormaligen Lehrherrn mit einem höhnischen Grinsen anblickte; „Ihr seid jetzt ein alter Mann und ich bin jung, mit Sehnen wie Leder und Muskeln von Eisen. Mit einem Schlage meiner Faust strecke ich Euch gleich einem Stier zu Boden!"

Der Blick, der diese Worte begleitete, zeigte deutlich an, daß der Sprechende trotz seiner Freundschaftsversicherung nicht übel Lust habe, seiner Versicherung den thätlichen Beweis folgen zu lassen.

Gilbert Rawlins sprang von seinem Sitze auf und rief:

„Das würdet Ihr auch, Kelf, und Euch Eurer That rühmen; aber Ihr habt den Muth nicht! Euch fehlt das Herz, einen Mann anzugreifen, der Euch keck ins Auge sieht und bereit ist, Euch entgegenzutreten. Das habe ich schon bemerkt, als Ihr noch ein Junge waret, und deshalb züchtigte ich Euch wie einen faulen Hund! Wie Ihr unter meinem Blicke zu Kreuze krocht! Von der ersten Stunde, wo ich Euch in Dienst nahm, wußte ich, daß Ihr ein feiger heimtückischer Hund waret, und behandelte Euch darnach."

Der alte Mann hatte Recht; denn sein fester Ton und sein verächtliches Wort schüchterten den ungeschlachteten Menschen vollkommen ein, der nur den Muth des Wolfes hatte, der hinterrücks seine Opfer anfällt, aber vor dem ihm keck Entgegentretenden zurückschreckt.

„Euer Wesen hat sich nicht geändert," murrte Kelf; „Ihr seid noch so bitter, wie früher."

„Und Ihr so unverschämt!" erwiederte Gilbert, der ruhig seinen Sitz wieder einnahm; denn er fühlte, daß er nichts mehr zu fürchten haben werde.

„Ich sagte Euch ja, ich wollte keinen Streit mit Euch,“ sagte Kelf; „aber es war immer schwer, mit Euch auszukommen.“

„Schon gut!“ sagte Gilbert; „aber ich denke, der Graf hat mit Euch gesprochen.“

„Das hat er,“ antwortete der Wildhüter; „er wies mich an allen Euren Anordnungen zu folgen.“

„Und ließ er vielleicht merken, worin diese Anordnungen bestehen sollen?“

„Nein.“

„So, so!“ sagte der alte Mann sichtbar zufriedengestellt mit der Antwort; denn gleich vielen Personen, die lange Zeit das ausschließliche Vertrauen ihrer Herren besessen haben, konnte er den Gedanken nicht ertragen, dasselbe jetzt mit einem andern zu theilen.

„Aber, Kelf,“ begann nach einer Weile Gilbert von Neuem; „wo habt Ihr das Buch her? Aber thut einmal Eurer Natur Gewalt an und sprecht die Wahrheit.“

„Denkt Ihr, ich hab's gestohlen?“ rief der Wildhüter lachend. „Laßt mir zum Besinnen etwas Zeit!“ fuhr er fort, „richtig, richtig! ich nahm's mit mehreren andern Büchern, die ich in der langen Stube fand, aus Borderclеugh mit.“

„Viel les't Ihr wohl nicht drin?“ fragte sein Gefährte, indem er ihm von der Seite einen Blick zuwarf.

„Ich?“ rief der Wildhüter in ein rohes Gelächter ausbrechend; „meine Gewohnheit ist's nicht! Ich wunderte mich, wie ich Euch drin lesen sah.“

„Es gehörte meiner Frau,“ sagte Gilbert, „und ich habe den Verlust lange bedauert.“

„Eurer Frau!“ wiederholte Kelf mit staunendem Blicke; „ich habe ja nie gehört, daß Sie verheirathet gewesen!“

„War es nöthig Euch davon zu sagen?“ fragte der alte Mann mit höhnischem Lächeln, während er das Buch in seine Tasche steckte.

Kelf that nicht, als wenn er diesen verächtlichen Ton bemerkte und bald kam das Gespräch auf die Art und Weise, wie Mabel aus dem Schloß entfernt werden könnte.

„Sie hat ja wohl ihr Kind verloren?“ sagte Gilbert nachdenkend; „nun, wenn wir die alte Jägerregel befolgen, der den scheuen Vogel anlockt, indem er das Geschrei der Jungen nachahmt, so läuft sie uns wohl von selbst in die Arme.“

„Das trifft," rief Kelf, mit einem Blick der Bewunderung; „nur Gilbert Rawlins oder der Teufel hätte einen solchen Einfall haben können."

Gesagt, gethan, im Einverständniß mit den Dienern des gräflichen Hauses wurde Mabel am Abend des dritten Tages glauben gemacht, es halte sich eine Zigeunerbande in dem östlichen Theile des Waldes auf, welche zwei Kinder bei sich habe, die augenscheinlich gestohlen seien. Die nach ihrem Kinde suchende Mutter ging in die ihr gestellte Falle. Sie ließ sich den Ort genau beschreiben, wo das Zigeunerlager sein sollte, und eilte fort, um vielleicht eine Spur ihres Kindes aufzufinden. Erschöpft von dem athemlosen Laufe erreichte sie den ihr beschriebenen Waldfleck, sah sich aber hier vergeblich nach den Zelten der Zigeuner um. Nirgends war eine Spur von menschlichen Fußtritten; nur ein schüchternes Reh sprang hie und da aus dem Gebüsch aufgescheucht von ihren im dürren Laube raschelnden Tritten.

„Ich kann mich doch nicht von dem Pfade verirrt haben?" murmelte sie, als sie athemlos auf den Stamm einer riesigen Eiche hinsank, der vor Alter über den schmalen Fußweg gefallen war. „Gott sei mir gnädig!" fuhr sie fort, verzweiflungsvoll die Hände ringend; „sollten sie mit mir nur ihren Scherz getrieben haben? nein, nein! das ist ja nicht möglich! es war ja ein Mensch, der mir das sagte! Wie könnte er mit einem Kummer, gleich dem meinigen spielen!"

Abermals erhob sie sich, um ihre Nachforschung wieder zu beginnen und drang endlich in ein enges kleines Thal, welches zu der Hauptstraße führte. Da drangen Stimmen an ihr Ohr und zu ihrer Freude bemerkte sie zwei Männer, die neben einem leichten Wagen saßen. Sie trat auf sie zu, um sie nach dem Aufenthalte der Zigeuner zu fragen; aber die Worte erstarben auf ihren Lippen, als sie in dem ältesten der Männer ihren Oheim, und in dessen Gefährten den Wildhüter Kelf erkannte. Beide erhoben sich, als sie sie herankommen sahen.

„Kommst Du endlich!" sagte der alte Mann mit höhnischem Lächeln; wir haben lange genug gewartet!"

„Oheim!" rief Mabel entsetzt.

„Ha, ha! Du kennst mich ja noch!"

„Wie hätte ich Euch vergessen können, Onkel!" erwiederte das alte Weib, das sofort die Falle erkannte, die man ihr gelegt hatte.

„Laßt Friede zwischen uns sein! Ich bin Eurer Schwester Kind und hab' nie etwas gesagt noch gethau, das Euch verletzen konnte."

„Wie außerordentlich gütig!" bemerkte Kelf mit spöttischem Lachen; „ein wahres Beispiel christlicher Sanftmuth und Nachsicht!"

„Auch ferner werde ich so handeln," fuhr Mabel mit zunehmendem Entsetzen fort; denn die Gewißheit faßte sie immer mehr, daß das Zusammentreffen mit ihrem Onkel und seinem schurkischen Gefährten kein Zufall, sondern ein tiefangelegter Plan des Grafen von Moretown sei. „Onkel," begann sie nach einer Weile wieder, „seit wir uns nicht gesehen, bin ich Gattin und Mutter geworden!"

„Ich weiß das!" war die kurze Antwort.

„Und sehr unglücklich," begann sie wieder; „mein Mann ist aus dem Lande verbannt — mein Kind mir gestohlen worden! Die Hand des Menschen hat schwer auf mir gelegen — mich in Kummer gebeugt — mein Herz zermalmt! — Ihr könnt — Ihr werdet nicht so grausam sein, mein Elend noch zu vermehren!"

„Elend!" erwiederte der alte Mann finster; „Du hast es selbst Dir zugezogen! Es war die gerechte Strafe für Deinen Stolz, Deinen Undank und Deinen Ungehorsam."

„Ich konnte ja nicht mehr bei Euch bleiben, Oheim," rief Mabel; „die entsetzlichen Scenen, die ich täglich mit ansehen mußte, hätten mich wahnsinnig gemacht. Lange nach dem er todt war, floh der Schlaf mein einsames Lager. Sein Schmerzensschrei, seine Verwünschungen glaubte ich wieder zu hören, wenn der Sturm um das alte Gemäuer brauste. Sein bleiches Gesicht schaute durch die Bettvorhänge vorwurfsvoll auf mich. Ich wäre wahnsinnig geworden, wenn ich länger geblieben wäre."

„Du bist wahnsinnig, da Du als Bettlerin das Land durchstreifst!" rief Gilbert, der bei den Worten seiner Nichte sehr bleich geworden war. „Doch Du bist meiner Schwester Kind und ich will Mitleid mit Dir haben. Komm' mit mir, ich will Dir wieder eine Heimath geben."

„Nie, Onkel, nie!" antwortete Mabel entschlossen.

„Das ist ein keckes Wort!" bemerkte Kelf höhnisch. „Mach dem Geschwätz ein Ende, Meister!"

„Mabel," sagte der alte Mann, „Du weißt, was ich gesagt habe, gilt! Ich möchte Dich nicht gern zwingen, darum entschließe Dich rasch! Willst Du mir gutwillig folgen oder nicht?"

„Erbarmen, Onkel, Erbarmen!“

„Willst Du mit mir gehen?“ fragte er noch einmal wild; denn sein böser Sinn war durch den Widerstand und die Abneigung, die sie ihm zeigte, aufgeregt worden. „Ich kann nicht — darf nicht!“ entgegnete sie.

„Werft sie auf den Wagen, Kelf!“ befahl er.

Der rohe Mensch umfaßte Mabel und zog sie trotz ihres Geschrei's und ihres Widerstandes zu dem Wagen. Aber als er sie in die Höhe heben wollte, entschlüpfte das Weib seinen Händen, eilte zu ihrem Verwandten, umfaßte seine Kniee und rief: „Onkel! Es lebt ein Gott! Euer Haar ist grau, mit einem Fuße steht Ihr schon im Grabe! Wollt Ihr meinen Tod der Last hinzufügen, die bereits auf Eurem Herzen ruht? Habt Mitleid mit der Verzweiflung einer Mutter! Meine Stimme könnt Ihr ersticken, nicht aber die in Eurer eignen Brust, die einst furchtbar deutlich sprechen wird!“

Der Wildhüter unterbrach sie mit einem lauten Gelächter. Der Gedanke eines Gewissens schien ihn höchlich zu ergötzen — er hatte nie Eins gefühlt.

„Warum schafft Ihr sie nicht fort!“ brüllte Rawlins ungeduldig; denn trotz seiner Entschlossenheit hatten ihn doch die Thränen und der Schmerz seiner Nichte etwas weich gemacht.

Kelf schleppte nun das unglückliche Weib durch das dornige Gebüsch dem Wagen zu.

„Sachte, Kelf!“ sagte der alte Mann, dem diese rohe Behandlung mißfiel; „sie leistet ja keinen Widerstand!“

„Ihr seid sehr zärtlich geworden!“ murrte der rohe Kerl, ohne seine Beute im Geringsten sanfter zu führen.

Diese Nichtbeachtung seines Befehls erweckte den ganzen Zorn des alten Mannes, der nur nach einer Gelegenheit suchte, die Unzufriedenheit, die er gegen sich selbst fühlte, an Andern auszulassen.

„Hund!“ schrie er, indem er die schwere Peitsche, die er in seiner Hand trug, erhob; „ich will Dich lehren, meinen Befehlen zu gehorchen! Du hebst sie sanft vom Boden und trägst sie auf den Wagen, oder Du sollst meine Hand fühlen, wie noch nie in Deinem Leben!“

Kelf brummte einen Augenblick lang vor sich hin, unentschlossen, ob er gehorchen sollte oder nicht; doch der entschlossene Blick und die drohende Haltung des alten Mannes schüchterte ihn ein und mit den Worten, er wolle mit einem alten Bekannten nicht streiten, nahm er das Weib in seine Arme und trug es auf den Wagen.

Niemand begegnete ihnen auf ihrem Wege nach dem alten Jagdschlosse und unbehelligt erreichten sie erst spät in der Nacht ihr Ziel, wo Mabel von der alten Haushälterin Gilberts in Empfang genommen und nach dem sogenannten langen Zimmer, dem Schrecken aller Bewohner des Schlosses, gebracht wurde.

Ende des ersten Bandes.

Druck von J. F. Klöber in Leipzig.

„Erbarmen, Onkel, Erbarmen!“

„Willst Du mit mir gehen?“ fragte er noch einmal wild; denn sein böser Sinn war durch den Widerstand und die Abneigung, die sie ihm zeigte, aufgeregt worden. „Ich kann nicht — darf nicht!“ entgegnete sie.

„Werft sie auf den Wagen, Kelf!“ befahl er.

Der rohe Mensch umfaßte Mabel und zog sie trotz ihres Geschrei's und ihres Widerstandes zu dem Wagen. Aber als er sie in die Höhe heben wollte, entschlüpfte das Weib seinen Händen, eilte zu ihrem Verwandten, umfaßte seine Kniee und rief: „Onkel! Es lebt ein Gott! Euer Haar ist grau, mit einem Fuße steht Ihr schon im Grabe! Wollt Ihr meinen Tod der Last hinzufügen, die bereits auf Eurem Herzen ruht? Habt Mitleid mit der Verzweiflung einer Mutter! Meine Stimme könnt Ihr ersticken, nicht aber die in Eurer eignen Brust, die einst furchtbar deutlich sprechen wird!“

Der Wildhüter unterbrach sie mit einem lauten Gelächter. Der Gedanke eines Gewissens schien ihn höchlich zu ergötzen — er hatte nie Eins gefühlt.

„Warum schafft Ihr sie nicht fort!“ brüllte Rawlins ungeduldig; denn trotz seiner Entschlossenheit hatten ihn doch die Thränen und der Schmerz seiner Nichte etwas weich gemacht.

Kelf schleppte nun das unglückliche Weib durch das dornige Gebüsch dem Wagen zu.

„Sachte, Kelf!“ sagte der alte Mann, dem diese rohe Behandlung mißfiel; „sie leistet ja keinen Widerstand!“

„Ihr seid sehr zärtlich geworden!“ murrte der rohe Kerl, ohne seine Beute im Geringsten sanfter zu führen.

Diese Nichtbeachtung seines Befehls erweckte den ganzen Zorn des alten Mannes, der nur nach einer Gelegenheit suchte, die Unzufriedenheit, die er gegen sich selbst fühlte, an Andern auszulassen.

„Hund!“ schrie er, indem er die schwere Peitsche, die er in seiner Hand trug, erhob; „ich will Dich lehren, meinen Befehlen zu gehorchen! Du hebst sie sanft vom Boden und trägst sie auf den Wagen, oder Du sollst meine Hand fühlen, wie noch nie in Deinem Leben!“

Kelf brummte einen Augenblick lang vor sich hin, unentschlossen, ob er gehorchen sollte oder nicht; doch der entschlossene Blick und die drohende Haltung des alten Mannes schüchterte ihn ein und mit den Worten, er wolle mit einem alten Bekannten nicht streiten, nahm er das Weib in seine Arme und trug es auf den Wagen.

Niemand begegnete ihnen auf ihrem Wege nach dem alten Jagdschlosse und unbehelligt erreichten sie erst spät in der Nacht ihr Ziel, wo Mabel von der alten Haushälterin Gilberts in Empfang genommen und nach dem sogenannten langen Zimmer, dem Schrecken aller Bewohner des Schlosses, gebracht wurde.

Ende des ersten Bandes.

Druck von J. F. Klöber in Leipzig.

Broadlands Ein Lebens bild. Nach dem Englischen

Bd.: 1

Leipzig und Dresden 1855